

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sankt-Konrads-Kalender

1949

[urn:nbn:de:bsz:31-338927](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338927)

OZB
123
25.-28.
1949/52

S



St. Konradskalender 1949

HEUMANN
Heilmittel

wieder vollzählig erhältlich

Neue Packungen und zum Teil auch neue Namen sind der äußere Ausdruck unserer ständigen Bemühungen, die bewährten HEUMANN-Heilmittel entsprechend dem Stand der letzten wissenschaftlichen Erkenntnisse weiter zu vervollkommen.

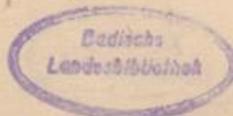
HEUMANN-Heilmittel in neuem Gewand werden auch Ihnen bald vertraut sein

ADERIN geg. Arterienverkalkung	NERVOGASTROL geg. Magenleiden
ASTHMA-TROPFEN und	NERVENPILLEN geg. nervöse Erschöpfungszustände
ASTHMA-RÄUCHER-KRÄUTER geg. Bronchialasthma, Atemnot	PEDI-WUNDSALBE geg. schlecht heilende Wunden, offene Beine
BRASAN Grippe u. Schmerzmittel	ROVASE Kräftigungsmittel mit Lecithin, Vitaminen und Mineral- salzen
CARD-OMPIN früher Herzberuhigungshilfe	SORI-SALBE gegen Flechten und andere Hautunreinigkeiten
CHOL-OMPIN früher Gallen- und Leberpillen	THYOMALT geg. Erkrankungen der Mund- und Rachenhöhle
CONTAVERM früher Wurmtabletten geg. Spul- u. Madenwürmer	KRÄUTER--KOMPRIMATE verstärkt geg. Magenleiden, Blasen- u. Nierenleiden, Leber- u. Gallenleiden, Gicht u. Rheuma, Adernverkalkung, Erkrankungen der Atmungsorgane
GICHT- u. RHEUMA-TABLETTEN	KRÄUTER-KONZENTRAT-KÖRNER zur Blutreinigung
HÄMORRHOIDAL-SALBE	
HÄMORRHOIDAL-ZÄPFCHEN	
LAX-OMPIN früher Balsamische Pillen gegen Stuhlverstopfung	
METORAL Kohlepräparat mit darmberuhigenden Zusätzen	

Sie tragen alle dieses Zeichen
Nur in Apotheken erhältlich!



LUDWIG HEUMANN & CO. NÜRNBERG, chem. pharm. Fabrik



1948 P667

0 7
B 123, 25. 1949





s. Jesuitenkirche

St. Konradskalender

für das Jahr

1949

nach unseres lieben Herrn und Seligmachers Geburt



Katholischer Volkskalender der Erzdiözese Freiburg im 25. Jahrgang

Das Jahr 1949

Ist ein Gemeinjahr von 365 Tagen oder 52 Wochen und einem Tag

Es beginnt am Samstag, den 1. Januar. — Die griechische Kirche beginnt mit dem 14. September 1949 das 7458ste Jahr ihrer Zeitrechnung seit der Welterschöpfung, die sie auf das Jahr 5509 v. Chr. verlegt. Die Russen haben am 12. Juni 1923 unseren Gregorianischen Kalender übernommen. Die Juden beginnen am 24. September 1949 ihr 5710tes Jahr seit Erschaffung der Welt. — Die Völker des Islams zählen seit der Flucht ihres Propheten Mohammed von Mekka nach Medina ihr 1369stes Jahr, das sie beginnen am 24. Oktober 1949. Es hat 355 Tage. Die Türkei hat am 1. Januar 1926 unseren Gregorianischen Kalender eingeführt.

Jahresregent ist der Planet Merkur.

Die Jahreszeiten: Am 20. März tritt die Sonne um 23 Uhr 49 Minuten in das Zeichen des Widder und bringt uns damit den Frühling. Tag und Nacht sind gleich. — Am 21. Juni um 19 Uhr 3 Minuten kommt die Sonne in das Zeichen des Krebses. Damit beginnt der Sommer. Wir haben da den längsten Tag und die kürzeste Nacht. Der Herbst nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne in das Zeichen der Waage tritt. Dies geschieht am 23. September um 10 Uhr 6 Minuten. Nacht und Tag sind wiederum gleich. — Der gestrenge Winter aber kommt zur Herrschaft beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbocks, was sich ereignet am 22. Dezember um 5 Uhr 24 Minuten. Nun haben wir den kürzesten Tag und die längste Nacht.

Finsternisse: Im Jahre 1949 finden zwei Sonnenfinsternisse und zwei Mondfinsternisse statt.

Von der totalen Mondfinsternis am 13. April ist in Deutschland nur der Anfang sichtbar. Mitte der Finsternis: 5.11 Uhr (MEZ). Der Verlauf der Finsternis kann beobachtet werden im Westteil des Indischen Ozeans und im südwestlichen Asien, in Europa, Afrika, auf dem Atlantischen Ozean, in der Arktis und der Antarktis, in Nord- und Südamerika und im Ost- und im Mittelteil des Stillen Ozeans.

Am 28. April kann ebenfalls in Deutschland die partielle Sonnenfinsternis beobachtet werden. Anfang 7.16 Uhr (MEZ). Die Finsternis ist weiterhin sichtbar in der Arktis, in Grönland, in Europa, im Mittelmeer (mit Ausnahme des östlichen Teils), im Nordwestteil von Afrika und im nordöstlichen Teil des Atlantischen Ozeans.

Auch das Schauspiel der totalen Mondfinsternis am 7. Oktober kann in Deutschland beobachtet werden. Die Finsternis ist sichtbar im westlichen Asien, in Europa, im Westteil des Indischen Ozeans, in Afrika, im Atlantischen Ozean, in der Arktis und der Antarktis, in Nord- und Südamerika und im östlichen und im mittleren Stillen Ozean. Mitte der Finsternis 3.56 Uhr (MEZ).

Die partielle Sonnenfinsternis am 21. Oktober ist dagegen in Deutschland nicht sichtbar. Die Finsternis kann beobachtet werden in der Antarktis, im östlichen und im mittleren Australien, auf Neuseeland und im Südwestteil des Stillen Ozeans.

Hinweis: Es bedeutet: HJF = Herz-Jesu-Freitag, ☉ = Neumond, ☾ = erstes Viertel, ☽ = Vollmond, ☾ = letztes Viertel.

Zeichen des Mondlaufs: ♈ = Widder, ♉ = Stier, ♊ = Zwilling, ♋ = Krebs, ♌ = Löwe, ♍ = Jungfrau, ♎ = Waage, ♏ = Skorpion, ♐ = Schütze, ♑ = Steinbock, ♒ = Wassermann, ♓ = Fische.

Bewegliche feste von 1949 bis 1954

	1949	1950	1951	1952 Schaltjahr	1953	1954
Septuagesima	13. Febr.	5. Febr.	21. Jan.	10. Febr.	1. Febr.	14. Febr.
Aschermittwoch	2. März	22. Febr.	7. Febr.	27. Febr.	18. Febr.	3. März
Ostern	17. April	9. April	25. März	13. April	5. April	18. April
Himmelfahrt	26. Mai	18. Mai	3. Mai	22. Mai	14. Mai	27. Mai
Pfingsten	5. Juni	28. Juni	13. Mai	1. Juni	24. Mai	6. Juni
Fronleichnam	16. Juni	8. Juli	24. Mai	12. Juni	4. Juni	17. Juni
Erntedank	2. Okt.	1. Okt.	30. Sept.	5. Okt.	4. Okt.	3. Okt.
1. Advents Sonntag	27. Nov.	3. Dez.	2. Dez.	30. Nov.	29. Nov.	28. Nov.



DAS NEUE JAHR

Die Nacht entflieht,
der Schlaf den Augenlidern.

Willkommen, junger Tag, mit deinen Brüdern!
Wo bist du denn, du liebes neues Jahr?

Da steht es in des Morgenlichtes Prangen,
Es hat die ganze Erde rings umfangen
Und schaut ihm in die Augen ernst und klar.

Begrüßt du Menschenherz mit deinen Schwächen,
Du Herz voll Kraft und Feue und Gebrechen,
Ich bringe neue Prüfungszeit vom Heren! —

Begrüßt du neues Jahr mit deinen Freuden,
Das Leben ist so süß, und wären's Leiden,
Ach, alles nimmt man mit dem Leben gern!

Menschenherz, wie ist dein Haus zerfallen!
Wie magst du doch, du Erbe jener Hallen,
Wie magst du wohnen in so wüstem Braus?

Neues Jahr, ich bin ja nie daheim,
Ein Hardersmann durchzieh' ich ferne Räume,
Es heißt wohl so, es ist doch nicht mein Haus!

△

ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF

JANUAR

	Wochen- Tag	Mond-		Sonne-		Bemerkungen
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	
1. Woche. Ev. Der Erbsen der Welt Mt 2, 21; Ep. Tit 2, 11-15						
☾	1	Neujahr, Fulgentius	9.53	18. 6	7.55	16.12
2. Woche. Fest des Namens Jesu Ev. Der Name Jesu. Mt 2, 21 Ep. Avg 4, 8-12						
☾	2	Adelheid; Mararius	10.18	19.18	7.55	16.13
M	3	Genoveva; Florentius	10.38	20.28	7.55	16.14
D	4	Titus; Angela	10.53	21.36	7.54	16.16
M	5	Eduard; Emilie	11. 7	22.43	7.54	16.17
D	6	Dreikönig	11.20	23.49	7.54	16.18
F	7	Valentin; Luzian; Sigrid; HJF	11.33	—	7.54	16.19
☾	8	Severin; Erhard; Gudula	11.47	0.58	7.53	16.20
3. Woche. 1. Sonntag nach Dreikönig Fest der Hl. Familie Ev. Der zwölfjährige Jesus Mt 2, 42-52; Ep. Röm 12, 1-5						
☾	9	Julian; Siegbert	12. 3	2. 7	7.53	16.22
M	10	Wilhelm v. B.; Christiane	12.24	3.20	7.52	16.23
D	11	Alwin; Hygin	12.52	4.38	7.52	16.24
M	12	Ernst v. Zwiefalten; Arkadius	13.31	5.53	7.51	16.25
D	13	Gottfried; Veronika	14.26	7. 4	7.51	16.27
F	14	Hilarius; Felix	15.37	8. 3	7.50	16.28
☾	15	Paulus der Eins.; Maurus; Ida	17. 0	8.47	7.50	16.30
4. Woche. 2. Sonntag nach Dreikönig Ev. Hochzeit zu Kana Jo 2, 1-11; Ep. Röm 12, 6-16						
☾	16	Marzell; Roland	18.29	9.20	7.49	16.31
M	17	Anton der Einsiedl.; Samesbert	19.57	9.44	7.48	16.33
D	18	Petri Stuhlfeier; Priska	21.22	10. 4	7.47	16.34
M	19	Marius; Martha; Knut	22.45	10.21	7.47	16.36
D	20	Fabian; Sebastian	—	10.37	7.46	16.37
F	21	Agnes; Meinrad	0. 7	10.54	7.45	16.39
☾	22	Vinzenz; Anastasius	1.28	11.13	7.44	16.40
5. Woche. 3. Sonntag nach Dreikönig H. L. Frauen Vermählung Ev. Der glaubensst. Hauptmann Mt 8, 1-13; Ep. Röm 12, 16-21						
☾	23	Udefons; Raimund; Emerent.	2.49	11.36	7.43	16.42
M	24	Timotheus; Arno	4. 8	12. 6	7.42	16.43
D	25	Pauli Bekehrung	5.21	12.47	7.41	16.45
M	26	Polykarp; Paula; Rotburga	6.25	13.38	7.40	16.46
D	27	Johannes Chrysostomus; Hlra	7.16	14.42	7.39	16.48
F	28	Karl der Große; Geuse	7.53	15.51	7.37	16.49
☾	29	Franz v. Sales; Radegunde	8.21	17. 3	7.36	16.51
6. Woche. 4. Sonntag nach Dreikönig Ev. Der Sturm auf dem Meere Mt 8, 23-27; Ep. Röm 13, 8-10						
☾	30	Adelgunde; Martina	8.42	18.14	7.34	16.52
M	31	Petrus Nolaska; Joh. Bosco	8.59	19.24	7.33	16.54

IM NAMEN JESU

In jener Zeit, als die acht Tage vorüber waren und das Kind beschnitten wurde, ward ihm der Name JESUS gegeben. So hatte ihn der Engel genannt, noch ehe er im Mutterchoße empfangen war.

Evangelium vom Fest des allerheiligsten Namens Jesu, Lukae 2, 21

FEBRUAR

			Mond-			Sonnen-		Bemerkungen	
			Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.		
D	1	Ignatius; Brigitta			9.13	20.31	7.32	16.56	
M	2	Maria Lichtmeß; Vodo			9.26	21.37	7.30	16.58	
D	3	Blasius, Nothelfer; Ansgar			9.38	22.44	7.29	16.59	
F	4	Grab. Maurus; Veronika; DFF			9.51	23.52	7.27	17. 1	
S	5	Agatha; Adelheid			10. 6	—	7.26	17. 3	
7. Woche. 5. Sonntag nach Dreikönig									
Ev. Die Saat des Bösen Mt 13, 24-30; Ep. Kol 3, 12-17									
S	6	Dorothea; Iktus		☾	10.24	1. 3	7.25	17. 5	
M	7	Richard; Romuald			10.47	2.16	7.23	17. 6	
D	8	Johannes v. Mattha; Dietgrim			11.20	3.31	7.22	17. 8	
M	9	Chryll; Apollonia			12. 6	4.43	7.20	17. 9	
D	10	Scholastika; Wilhelm			13. 8	5.47	7.19	17.11	
F	11	Gangolf; Euphrosine			14.26	6.38	7.17	17.13	
S	12	Benedikt v. A.; Eulafia			15.54	7.16	7.15	17.14	
8. Woche. Septuagesima									
Ev. Die Arbeiter im Weinberg Mt 20, 1-16; Ep. 1 Kor 9, 24-10, 5									
S	13	Jordan v. S.; Gosbert		☽	17.25	7.44	7.14	17.16	
M	14	Valentin; Bruno			18.54	8. 6	7.12	17.17	
D	15	Faustina; Jobitta			20.22	8.25	7.10	17.19	
M	16	Julliana; Onesimus			21.48	8.41	7. 8	17.21	
D	17	Fintan; Konstantin			23.13	8.58	7. 6	17.23	
F	18	Simeon; Constantia			—	9.16	7. 5	17.24	
S	19	Friedrich v. Hirsau; Sabinus			0.36	9.39	7. 3	17.26	
9. Woche. Sexagesima									
Ev. Vom göttlichen Sämann Mt 8, 4-15; Ep. 2 Kor 11, 19-12, 9									
S	20	Eleutherius; Isabella		☾	1.58	10. 7	7. 1	17.28	
M	21	Eleonore; Randoald			3.15	10.45	6.59	17.30	
D	22	Petri Stuhlfeste in Antiochien			4.22	11.32	6.57	17.31	
M	23	Willigis; Petrus Damiani			5.15	12.32	6.55	17.33	
D	24	Matthias, Apostel			5.56	13.40	6.53	17.34	
F	25	Walburga; Adeltraut			6.26	14.51	6.51	17.36	
S	26	Dionys v. Augsburg; Mechthild			6.49	16. 3	6.49	17.37	
10. Woche. Quinquagesima									
Ev. Gang zum Osefertag Mt 18, 31-43; Ep. 1 Kor 13, 1-13									
S	27	Alexander; Markwart		☉	7. 6	17.12	6.47	17.39	
M	28	Romanus Oswald; Hermine			7.21	18.20	6.46	17.40	

So spricht Gott der Herr: „Seht, ich sende meinen Engel, daß er den Weg vor mir bereitet. Und alsbald wird in seinen Tempel der Herrscher kommen, den ihr sucht, der Engel des Bundes, nach dem ihr verlangt. Seht, er kommt“, spricht der Herr der Heerscharen. „Wer vermag an den Tag seiner Ankunft auch nur zu denken, und wer zu bestehen bei seinem Anblick? Denn er ist wie schmelzend Feuer und wie die Lauge des Wäschers. Er wird sich hinsetzen, das Silber zu schmelzen und zu läutern, er wird die Söhne Levis reinigen, sie wie Gold und Silber läutern, damit sie dem Herrn Opfer darbringen in Gerechtigkeit. Dann wird der Herr Gefallen haben an dem Opfer Judas und Jerusalems wie in den Tagen der Vorzeit, wie in den längst vergangenen Jahren“, spricht der Herr, der Allmächtige,

Epistel vom Feste Maria Lichtmeß, Malachias 3, 1-4

MÄRZ

			Mond-			Sonne-		Bemerkungen
			Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.	
D 1	Fastnacht; Albin; Roger			7.34	19.27	6.44	17.42	
M 2	Aschermittwoch; Heinrich Geuse			7.45	20.34	6.42	17.43	
D 3	Kunigunde			7.58	21.41	6.40	17.45	
F 4	Rasimir; Lucius; HNF			8.12	22.50	6.38	17.47	
S 5	Friedrich; Gerasimus			8.28	23.59	6.36	17.48	
11. Woche. 1. Fastensonntag, Invocabit								
Ev. Versuchung Christi Mt 4, 1-11; Ep. 2 Kor 6, 1-10								
S 6	Fridolin; Perpetua; Felzitas			8.49	0. 3	6.34	17.50	
M 7	Thomas v. Aquin; Volker			9.16	1.15	6.32	17.52	
D 8	Johannes v. Gott; Humfried		☾	9.55	2.27	6.30	17.54	
M 9	Franziska v. Rom; Katharina			10.47	3.34	6.28	17.55	
D 10	Dierzig Martyrer; Gustav			11.57	4.28	6.25	17.57	
F 11	Rosina; Eulogius			13.19	5.11	6.23	17.58	
S 12	Gregor der Große; Dionys			14.47	5.42	6.21	18. 0	
12. Woche. 2. Fastensonntag, Reminiszere								
Ev. Erklärung Christi Mt 17, 1-9; Ep. 1 Thess 4, 1-7								
S 13	Ernst; Theodor			16.18	6. 7	6.19	18. 1	
M 14	Mathilde; Pauline		☽	17.48	6.27	6.17	18. 3	
D 15	Klemens Maria Hofbauer			19.16	6.44	6.15	18. 4	
M 16	Heribert; Chrial			20.44	7. 1	6.13	18. 6	
D 17	Bertrud v. Brabant; Patricius			22.12	7.19	6.11	18. 7	
F 18	Chrill; Eduard			23.39	7.39	6. 9	18. 9	
S 19	Joseph			—	8. 6	6. 7	18.10	
13. Woche. 3. Fastensonntag, Oculi								
Ev. Vom ausgetriebenen Teufel Mt 11, 14-28; Ep. Eph 5, 1-9								
S 20	Joachim; Wulfram; Demgard			1. 1	8.40	6. 5	18.12	
M 21	Benedikt v. N. (Frühl.-Anf.)		☾	2.14	9.26	6. 3	18.13	
D 22	Harlinde; Nikolaus v. d. Fläe			3.14	10.23	6. 1	18.15	
M 23	Marbod; Prokop; Otto			3.58	11.29	5.59	18.16	
D 24	Gabriel der Erzengel			4.31	12.41	5.57	18.18	
F 25	Maria Verkündigung			4.55	13.52	5.55	18.19	
S 26	Felix; Ludger; Emanuel			5. 8	15. 2	5.53	18.21	
14. Woche. 4. Fastensonntag, Lätare								
Ev. Wunderbare Brotvermehrung Jo 6, 1-15; Ep. Gal 4, 22-31								
S 27	Rupert v. Salzburg; Frowin			5.29	16.10	5.51	18.22	
M 28	Sieben Schmerzen Maria			5.42	17.17	5.49	18.23	
D 29	Bertold; Paula		☉	5.54	18.25	5.47	18.25	
M 30	Roswith v. L.; Amadeus			6. 6	19.32	5.44	18.26	
D 31	Valbina; Achatus			6.19	20.41	5.42	18.28	

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn ihr fastet, sollt ihr kein finsternes Gesicht machen wie die Heuchler, denn sie entstellen ihr Angesicht, damit die Leute sehen, wie sie fasten. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen. Vielmehr wenn du fastest, salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht, damit die Menschen dein Fasten nicht merken, sondern nur dein Vater, der im Verborgenen ist. Und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten. Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, wo sie Rost und Motten zerstören, wo Diebe einbrechen und stehlen, sammelt euch vielmehr Schätze im Himmel, wo sie weder Rost noch Motten verzehren und wo Diebe nicht einbrechen und stehlen. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.“

Evangelium vom Aschermittwoch, Matthäus 6, 16-21

APRIL

			Mond-			Sonne-		Bemerkungen
			Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.	
F	1	Hugo; Theodora; DFF		6.34	21.52	5.40	18.29	
S	2	Franz v. Paula		6.54	23. 5	5.38	18.31	
15. Woche. Passionssonntag								
Ev. Jesus der Sündenlose Jo 8, 46-59; Ev. Hebr 9, 11-15								
S	3	Richard; Irene		7.18	—	5.36	18.32	
M	4	Isidor		7.42	0.17	5.33	18.34	
D	5	Kreuzenz; Vinzenz Ferrer		8.41	1.25	5.31	18.35	
M	6	Rotter; Sixtus		9.39	2.23	5.29	18.37	
D	7	Hermann Joseph; Albert		10.54	3. 8	5.27	18.38	
F	8	Walter; Julia		12.17	3.43	5.25	18.40	
S	9	Waltraud; Maria Kleopha		13.45	4. 8	5.23	18.41	
16. Woche. Palmsonntag								
Ev. Einzug in Jerusalem Mt 21, 1-9; Ev. Phil 2, 5-11								
S	10	Rechtshilf; Gerold		15.12	4.29	5.21	18.43	
M	11	Leo der Große; Reiner		16.40	4.46	5.19	18.44	
D	12	Julius; Seno		18. 8	5. 3	5.17	18.46	
M	13	Hermenegild; Ida		19.37	5.20	5.15	18.47	
D	14	Gründonnerstag; Justinus		21. 7	5.39	5.13	18.49	
F	15	Karsfreitag; Anastasia; Veronika		22.35	6. 4	5.11	18.50	
S	16	Karsamstag; Benedikt Labre		23.55	6.3.)	5. 9	18.52	
17. Woche. Hochheiliges Osterfest								
Ev. Auferstehung des Herrn Mt 16, 1-7; Ev. 1 Kor 5, 7-8								
S	17	Ostern; Anicet; Rudolf		0. 1	7.16	5. 7	18.54	
M	18	Ostermontag; Werner; Eleuth.		1. 4	8.10	5. 5	18.55	
D	19	Emma; Gerold		1.56	9.16	5. 3	18.57	
M	20	Viktor; Hildegard		2.34	10.28	5. 1	18.58	
D	21	Anselm; Konrad v. P.		3. 1	11.40	4.59	19. 0	
F	22	Soter; Cajus		3.21	12.52	4.57	19. 1	
S	23	Georg, Nothelfer; Gerhard		3.37	14. 1	4.55	19. 3	
18. Woche. Weißer Sonntag								
Ev. Der Osterfriede Jo 20, 19-31; Ev. 1 Jo 5, 4-10								
S	24	Fidelis v. S.; Adalbert		3.51	15. 8	4.54	19. 4	
M	25	Markus (Wittgang)		4. 3	16.15	4.52	19. 6	
D	26	Trudpert; Kletus; Marcellinus		4.14	17.22	4.50	19. 7	
M	27	Petrus Canisius; Ita		4.27	18.30	4.48	19. 8	
D	28	Paul vom Kreuz; Vitalis		4.41	19.41	4.46	19.10	
F	29	Robert; Hugo		4.59	20.54	4.45	19.11	
S	30	Katharina v. Siena; Wolfhard		5.22	22. 8	4.43	19.13	

Brüder! Schafft den alten Sauerteig hinaus, damit ihr ein neuer Teig seid. Ihr seid ja Ungefäuerte. DENN UNSER OSTERLÄMM, CHRISTUS, IST GESCHLÄCHTET WORDEN. Darum laßt uns festmahl halten, nicht mit dem alten Sauerteig, dem Sauerteig der Bosheit und Schlechtigkeit, sondern mit dem ungefäuerten Brote der Lauterkeit und Wahrheit.

Epistel vom hohen Osteronntag, 1 Korinther 5, 7-8

M A I

		Mond-			Sonnen-		Bemerkungen
		Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.	
19. Woche. 2. Sonntag nach Ostern							
Ev. Vom guten Hirten Jo 10, 11-16; Ev. 1 Pt 2, 21-25							
Ö	1	Philippus u. Jakobus	5.53	23.17	4.41	19.14	
M	2	Athanasius; Wiborada	6.35	—	4.39	19.16	
D	3	Kreuzauffindung; Gotthart	7.32	0.19	4.37	19.17	
M	4	Schutzfest d. hl. Joseph; Monika	8.41	1. 7	4.36	19.19	
D	5	Pius V.; Jutta	10. 0	1.44	4.34	19.20	
F	6	Johann v. d. Lat. Pforte; HJH	11.23	2.12	4.32	19.22	
Ö	7	Stanislaus; Oisela	12.48	2.34	4.30	19.23	
20. Woche. 3. Sonntag nach Ostern							
Ev. Trennung und Wiedersehen Jo 16, 16-22; Ev. 1 Pt 2, 11-19							
Ö	8	Michaels Erscheinung	14.13	2.52	4.29	19.25	
M	9	Gregor v. Nazianz	15.38	3. 8	4.27	19.26	
D	10	Beatus; Blanda	17. 4	3.24	4.26	19.28	
M	11	Gangolf; Sigismund; Mamertus	18.32	3.41	4.24	19.29	
D	12	Pankratius (Eishellige!)	20. 1	4. 2	4.23	19.30	
F	13	Servatius; Robert Bellarmin	21.27	4.29	4.21	19.31	
Ö	14	Bonifatius; Imbert	22.44	5. 6	4.20	19.33	
21. Woche. 4. Sonntag nach Ostern							
Ev. Wirken des Heiligen Geistes Jo 16, 5-14; Ev. Jak 1, 17-21							
Ö	15	Sophie; Isidor	23.45	5.55	4.18	19.34	
M	16	Johannes Nepomuk	—	6.58	4.17	19.35	
D	17	Bruno; Paschalis	0.31	8. 9	4.16	19.36	
M	18	Erich; Dietmar	1. 2	9.23	4.15	19.38	
D	19	Petrus Esklestin; Ivo	1.26	10.37	4.13	19.39	
F	20	Bernadin v. S.; Eufriede	1.43	11.47	4.12	19.41	
Ö	21	Konstantin; Joh. Mich. Sailer	1.58	12.56	4.11	19.42	
22. Woche. 5. Sonntag nach Ostern; Bittw.							
Ev. Kraft des Gebetes Jo 16, 23-30; Ev. Jak 1, 22-27							
Ö	22	Julia; Rita	2.11	14. 2	4.10	19.43	
M	23	Desiderius (Bittgang)	2.22	15. 9	4. 9	19.44	
D	24	Johanna; Maria, Hilfe d. Christ.	2.35	16.17	4. 8	19.46	
M	25	Urban; Gregor VII.	2.48	17.28	4. 7	19.47	
D	26	Christi Himmelfahrt; Phil. Neri	3. 5	18.40	4. 6	19.48	
F	27	Veda	3.26	19.55	4. 5	19.49	
Ö	28	Wilhelm; August v. Canterbury	3.54	21. 7	4. 4	19.50	
23. Woche. 6. Sonntag nach Ostern							
Ev. Jüngerlos. Jo 15, 26-16, 4 Ev. 1 Pt 4, 7-11							
Ö	29	Maximin; Magdalena v. P.	4.33	22.12	4. 3	19.52	
M	30	Ferdinand; Felix	5.25	23. 5	4. 2	19.53	
D	31	Petronella; Kamilla	6.33	23.46	4. 1	19.54	

Ein wachsender Sproß ist Joseph, ein wachsender Sproß lieblichen Anblicks, dessen Zweige sich ausbreiten über die Mauer. Aber es reizten ihn, haderten mit ihm und stellten ihm nach die Pfeilschützen. Doch sein Bogen hält ungebrochen stand. So lösten sich die Fesseln seiner Arme und Hände durch die Macht des Starken Jakobs. Von dort ging hervor der Hirte, der Fels Israels. Der Gott deines Vaters wird dein Helfer sein, und der Allmächtige wird dich segnen mit der Segensfülle des Himmels von oben, mit der Segensfülle der Tiefe unten, mit der Segensfülle von Mutterbrust und Mutterchoß. Der Segen deines Vaters wird übertreffen den Segen seiner Väter, bis da kommt die Sehnsucht der ewigen Hügel. Er komme über Josephs Haupt, auf den Scheitel des Auserwählten unter den Brüdern.

Spätkel vom Schutzfest des heiligen Joseph, 1 Mose 49, 22-26

JUNI

			Mond-		Sonnen-		Bemerkungen
			Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	
M	1	Kuno; Johanna v. Orleans	7.50	—	4. 0	19.55	
D	2	Marzellin; Erasmus, Nothelfer	9.12	0.16	4. 0	19.56	
F	3	Klothilde; Hildeburg, HJH	10.34	0.39	3.59	19.57	
S	4	Hildebrand; Sundefar	11.57	0.58	3.59	19.58	
24. Woche. Hochheiliges Pfingstfest							
Ev. Der Tröster Geist Jo 14, 23-31; Ep. Apg 2, 1-11							
S	5	Pfingsten; Winfried-Bonifatius	13.19	1.14	3.58	19.59	
M	6	Pfingstmontag; Norbert	14.42	1.29	3.58	20. 0	
D	7	Robert; Gottschalk	16. 7	1.45	3.57	20. 0	
M	8	Nedard; Modulf (Quat.)	17.33	2. 4	3.57	20. 1	
D	9	Primus; Felizian	18.59	2.28	3.56	20. 1	
F	10	Heinrich; Margarete (Quat.)	20.20	2.59	3.56	20. 2	
S	11	Barnabas; Flora (Quat.)	21.30	3.43	3.56	20. 3	
25. Woche. Dreifaltigkeitsfest							
Ev. Die große Sendung Mt 28, 18-20; Ep. Röm 11, 33-36							
S	12	Ansald; Cosill	22.22	4.39	3.56	20. 3	
M	13	Antonius v. P.; Donatus	23. 0	5.49	3.55	20. 4	
D	14	Bassilius; Hartwich	23.27	7. 3	3.55	20. 4	
M	15	Vitus, Noth.; Modestus; Kresz.	23.47	8.19	3.55	20. 5	
D	16	Fronleichnam; Venno; Luitgart	—	9.32	3.55	20. 5	
F	17	Adolf, Rainer	0. 3	10.41	3.55	20. 6	
S	18	Ephrem d. S.; Elis. v. Schönau	0.16	11.48	3.55	20. 6	
26. Woche. 2. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Das große Gastmahl Mt 14, 16-24; Ep. 1 Jo 3, 13-18							
S	19	Julliana; Servas; Protas	0.28	12.56	3.55	20. 7	
M	20	Silberius; Bertold	0.41	14. 3	3.55	20. 7	
D	21	Mosius; Alban	0.54	15.12	3.55	20. 7	
M	22	Eberhard; Achatius, Nothelfer	1. 9	16.24	3.55	20. 7	
D	23	Edeltrud; Leodegar	1.29	17.38	3.56	20. 8	
F	24	Herz-Jesu-Fest; Joh. d. Täufer	1.54	18.51	3.56	20. 8	
S	25	John Fisher; Wilh. v. Vercelli	2.28	20. 0	3.56	20. 8	
27. Woche. 3. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Der Freund der Sünder Mt 15, 1-10; Ep. 1 Pt 5, 6-11							
S	26	Johannes u. Paulus	3.16	20.59	3.57	20. 8	
M	27	Ladislau; Siebenschl.; Emma	4.20	21.45	3.57	20. 8	
D	28	Trenaus; Heimrad	5.35	22.19	3.58	20. 8	
M	29	Peter u. Paul, Apostel	6.58	22.44	3.58	20. 8	
D	30	Lucina; Pauli Gedächtnis	8.23	23. 3	3.59	20. 8	

In jener Zeit baten die Juden den Pilatus, er möge den Leichnamen die Beine zerbrechen und sie abnehmen lassen, damit sie nicht über den Sabbat am Kreuze verblieben. (Es war nämlich Rüsttag, und der folgende Sabbat war großer Feiertag.) So kamen denn die Soldaten und zerchlugen dem einen Mitgekreuzigten die Gebeine, dann auch dem andern. Als sie aber zu Jesus kamen, sahen sie, daß er schon gestorben war. SIE ZERSCHLUGEN IHM DAHER DIE GEBEINE NICHT, SONDERN EINER VON DEN SOLDATEN ÖFFNETE SEINE SEITE MIT EINER LÄNZE, UND SOGLEICH FLOSS BLUT UND WASSER HERAUS. Der dies gesehen hat, legt Zeugnis davon ab, und sein Zeugnis ist wahr. Und er weiß, daß er die Wahrheit sagt, damit auch ihr glaubt. Denn das ist geschehen, damit die Schrift erfüllt werde: Ihr sollt an ihm kein Bein zerbrechen. Und wiederum sagt ein anderes Schriftwort: Sie werden auf den schauen, den sie durchbohret haben.

Evangelium vom Herz-Jesu-Fest, Johannes 19, 31 - 37

JULI

	Tag	Fest	Ev.	Mond-			Sonne-		Bemerkungen
				Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.	
F	1	Fest v. Kostb. Blut; Theob.; HNF			9.45	23.20	4. 0	20. 8	
S	2	Maria Heimsuchung; Otto v. B.			11. 7	23.36	4. 0	20. 8	
28. Woche. 4. Sonntag nach Pfingsten									
Ev. Der reiche Fischfang Mt 5, 1-11; Ep. Röm 8, 18-23									
S	3	Leo II.; Dietbold		☾	12.29	23.51	4. 1	20. 7	
M	4	Ulrich, Bischof; Berta; Hatto			13.52	—	4. 1	20. 7	
D	5	Wilh. v. Hirsau; Ant. Zacharias			15.16	0. 8	4. 2	20. 7	
M	6	Goar; Th. Morus; Norbert			16.40	0.30	4. 3	20. 6	
D	7	Enrich u. Methodius; Willibald			18. 1	0.58	4. 3	20. 6	
F	8	Kilian; Kolonat; Edgar			19.15	1.35	4. 4	20. 5	
S	9	Agilolf; Disibod			20.18	2.26	4. 4	20. 5	
29. Woche. 5. Sonntag nach Pfingsten									
Ev. Die wahre Gerechtigkeit Mt 5, 20-24; Ep. 1 Pt 3, 8-15									
S	10	Sieben Brüder; Rufina		☉	20.56	3.30	4. 5	20. 4	
M	11	Pius I.; Olga			21.28	4.42	4. 6	20. 3	
D	12	Felix u. Nabor; Ansbald			21.50	5.59	4. 7	20. 3	
M	13	Eugen; Arno			22. 8	7.14	4. 8	20. 2	
D	14	Bonaventura; Markhelm			22.22	8.25	4. 9	20. 2	
F	15	Heinrich II.; Answar; Gumbert			22.35	9.34	4.10	20. 1	
S	16	Skapulierfest; Reinhilde			22.46	10.41	4.11	20. 0	
30. Woche. 6. Sonntag nach Pfingsten									
Ev. Spelung der Viertausend Mt 8, 1-9; Ep. Röm 6, 3-11									
S	17	Alexius; Irmgard		☾	22.59	11.48	4.12	19.59	
M	18	Kamillus; Friedrich			23.13	12.56	4.14	19.58	
D	19	Vinzeng v. Paul; Bernhold			23.30	14. 6	4.15	19.57	
M	20	Hieronimus; Margareta, Noth.			23.52	15.18	4.16	19.56	
D	21	Praxedis; Arbogast			—	16.31	4.17	19.55	
F	22	Maria Magdalena; Einhard			0.22	17.43	4.18	19.54	
S	23	Apollinaris; Liborius			1. 5	18.47	4.20	19.52	
31. Woche. 7. Sonntag nach Pfingsten									
Ev. Die falschen Propheten Mt 7, 15-21; Ep. Röm 6, 19-23									
S	24	Bernhard v. Baden; Christina		☉	2. 2	19.38	4.21	19.51	
M	25	Jakobus, Apost.; Christoph, Noth.			3.14	20.17	4.22	19.50	
D	26	H. Mutter Anna; Joachim			4.36	20.46	4.23	19.49	
M	27	Pantaleon, Nothelfer; Berthold			6. 3	21. 8	4.25	19.47	
D	28	Nazarius; Viktor; Innozenz			7.29	21.26	4.26	19.46	
F	29	Martha; Beatrix			8.54	21.42	4.28	19.44	
S	30	Olaf; Ingeborg			10.17	21.57	4.29	19.43	
32. Woche. 8. Sonntag nach Pfingsten									
Ev. Der untreue Verwalter Mt 16, 1-9; Ep. Röm 8, 12-17									
S	31	Ignatius v. Loyola; German		☾	11.41	22.14	4.30	19.42	

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Sure Lenden seien umgürtet und brennende Lampen in euren Händen. So sollt ihr Menschen gleichen, die auf ihren Herrn warten, wenn er von der Hochzeit zurückkommt, damit sie ihm, wenn er kommt und klopft, sogleich öffnen können. Selig jene Knechte, die der Herr bei seinem Kommen wachend findet. Wahrlich, ich sage euch, er wird sich gärten und sie Platz nehmen lassen und umhergehen und sie bedienen. Und wenn er in der zweiten Nachtwache kommt oder in der dritten Nachtwache, und sie so findet: selig sind diese Knechte. Das aber bedenkt: wenn der Hausvater wächte, zu welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er sicherlich wachen und nicht in sein Haus einbrechen lassen. So seid denn auch ihr bereit; denn der Menschensohn wird zu einer Stunde kommen, da ihr es nicht vermutet.“

Evangelium vom feste des seligen Bernhard, Markgraf von Baden, Lukas 12, 35 - 40

AUGUST

		Lauf	Mond-		Sonne-		Bemerkungen
			Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.	
M 1	Petri Kettenfest		13. 4	22.34	4.31	19.40	
D 2	Portiunkula; Alfons v. Liquori		14.28	22.59	4.33	19.39	
M 3	Auffindung des hl. Stephanus		15.50	23.33	4.34	19.37	
D 4	Dominikus		17. 5	—	4.35	19.36	
F 5	Maria Schnee; Oswald, HJF		18. 8	0.18	4.36	19.34	
S 6	Verkündigung Christi; Petr. Faber		18.54	1.17	4.38	19.33	
33. Woche. 9. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Jesus weint ob Jerusalem Mt 19, 41-47; Ep. 1 Kor 10, 6-13							
S 7	Kajetan; Donatus; Afra		19.29	2.26	4.39	19.31	
M 8	Chriak, Nothelfer; Altmann		19.53	3.41	4.41	19.30	
D 9	Roman; Johannes Vianney		20.13	4.56	4.42	19.28	
M 10	Laurentius		20.28	6.10	4.43	19.26	
D 11	Tiburtius; Susanne; Philomena		20.41	7.20	4.45	19.24	
F 12	Klara; Hilaria		20.53	8.28	4.46	19.23	
S 13	Hippolyt; Cassian; Radegundis		21. 5	9.36	4.48	19.21	
34. Woche. 10. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Phariseer und Sadduceer Mt 18, 9-14; Ep. 1 Kor 12, 2-11							
S 14	Eberhard; Eusebius		21.18	10.43	4.49	19.19	
M 15	Maria Himmelf.; Ludwig v. L.		21.34	11.52	4.50	19.17	
D 16	Joachim; Rochus, Pestpatron		21.53	13. 1	4.52	19.15	
M 17	Hyazinth; Karlmann		22.19	14.14	4.53	19.14	
D 18	Helena; Agapitus		22.55	15.26	4.55	19.12	
F 19	Sebald; Hademar		23.44	16.33	4.56	19.10	
S 20	Bernhard v. Clairvaux; Buzart		—	17.29	4.57	19. 8	
35. Woche. 11. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Der Taubstumme Mt 7, 31-37; Ep. 1 Kor 15, 1-10							
S 21	Johanna F. v. Eb.; Anastasius		0.49	18.13	4.59	19. 6	
M 22	Philibert; Timotheus		2. 7	18.45	5. 0	19. 4	
D 23	Philippus Benktius		3.34	19.20	5. 2	19. 2	
M 24	Bartholomäus, Apostel		5. 2	19.30	5. 3	19. 0	
D 25	Ludwig; Gregor v. Utrecht		6.29	19.47	5. 5	18.58	
F 26	Sephrin; Johann v. Ulm		7.56	20. 2	5. 6	18.56	
S 27	Sebhard, Bischof v. Konstanz		9.22	20.19	5. 8	18.54	
36. Woche. 12. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Der barmherzige Samariter Mt 10, 23-37; Ep. 2 Kor 3, 4-9							
S 28	Augustinus; Adelinde		10.48	20.38	5. 9	18.52	
M 29	Entscheidung Joh. d. T.; Salina		12.15	21. 2	5.11	18.50	
D 30	Rosa v. Lima; Ingrid		13.39	21.33	5.12	18.48	
M 31	Paulinus; Raimund		14.58	22.14	5.14	18.46	

Bei allen suchte ich eine Ruhestätte: im Anteil des Herrn wollte ich weilen. Da gebot mir und sprach zu mir der Schöpfer des Alls, der auch mich erschuf — in meinem Zelte wohnte er und sprach zu mir: „In Jakob sollst du wohnen und in Israel dein Erbe haben, und inmitten meiner Auserwählten sollst du Wurzel fassen.“ Und so bekam ich auf Sion eine feste Stätte, in der heiligen Stadt einen Ruheort. Ich herrschte zu Jerusalem und faßte Wurzel bei dem hochgeehrten Volke, im Lande meines Gottes, seinem Erbe. In der Gemeinde der Heiligen ist mein Aufenthalt. Wie eine Zeder auf dem Libanon wuchs ich empor, wie eine Zypresse auf dem Berge Sion. Wie eine Palme zu Kades erhob ich mich und wie eine Rosenlaube zu Jericho. Wie ein Ölbaum schön in der Ebene und wie ein Ahorn wuchs ich auf am Wasser, an den Uferplätzen. Wie Zimt und Balsam würzig gab ich Duft; wie auserlesene Myrrhe, so spendete ich köstlichen Wohlgeruch.

Epistel vom Feste Maria Himmelfahrt, Ecclesiasticus 24, 11 – 13 und 15 – 20

SEPTEMBER

		Mond-		Sonnen-		Bemerkungen	
		Lauf	Ufgang	Unterg.	Ufgang		Unterg.
D	1	Agidius, Nothelfer; Ida v. S.	16. 4	23. 9	5.15	18.44	
F	2	Stephan v. Ungarn, HJF	16.55	—	5.17	18.42	
S	3	Emmerich; Agulf	17.32	0.16	5.18	18.40	
37. Woche. 13. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Die zehn Aussätzigen Mt 17, 11-19; Ev. Gal 3, 16-22							
S	4	Rosalia; Ida v. Herzfeld	17.59	1.29	5.19	18.38	
M	5	Bertin; Ehrentrud	18.19	2.43	5.21	18.36	
D	6	Magnus; Kunigunde	18.35	3.56	5.22	18.34	
M	7	Dietrich; Regina	18.49	5. 7	5.24	18.32	
D	8	Maria Geburt; Hadrian	19. 1	6.16	5.25	18.30	
F	9	Gorgonius; Korbinian	19.12	7.24	5.26	18.28	
S	10	Pulcheria; Diethard	19.25	8.31	5.28	18.26	
38. Woche. 14. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Sorgen nicht ängstlich Mt 6, 24-33; Ev. Gal 5, 16-24							
S	11	Hilga v. Bregenz; Protus	19.39	9.39	5.29	18.23	
M	12	Maria Namen; Guido	19.57	10.49	5.31	18.21	
D	13	Maternus; Amatus; Notburga	20.19	12. 0	5.32	18.19	
M	14	Kreuzerhöhung; Drmgard	20.50	13.11	5.34	18.17	
D	15	Sieben Schmerzen Maria	21.32	14.19	5.35	18.15	
F	16	Cornelius; Cyprian	22.28	15.19	5.37	18.12	
S	17	Hildegard v. Bingen; Lambert	23.39	16. 6	5.38	18.10	
39. Woche. 15. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Der Jüngling von Naim Mt 7, 11-16; Ev. Gal 5, 25-6, 10							
S	18	Richardis; Volkwin	—	16.48	5.40	18. 8	
M	19	Januarius; Lantpert	1. 1	17.11	5.41	18. 6	
D	20	Eustachius, Nothelfer	2.28	17.32	5.43	18. 4	
M	21	Matthäus, Apostel (Quat.)	3.56	17.50	5.44	18. 2	
D	22	Emmeran; Moriz	5.24	18. 6	5.46	18. 0	
F	23	Linus (Quat.), Herbst-Anf.	6.53	18.23	5.47	17.58	
S	24	Gerhard; Kunold (Quat.)	8.21	18.41	5.48	17.56	
40. Woche. 16. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Freund, rücke höher hinauf Mt 14, 1-11; Ev. Eph 3, 13-21							
S	25	Aleophas; Hildegardis	9.50	19. 3	5.50	17.54	
M	26	Meinhard; Justina	11.20	19.32	5.51	17.51	
D	27	Rosmas; Damian	12.44	20.10	5.52	17.49	
M	28	Wenzel; Lioba	13.57	21. 1	5.54	17.47	
D	29	Michael, Erzengel	14.54	22. 5	5.55	17.45	
F	30	Hieronymus, Kirchenl.; Leopold	15.35	23.17	5.57	17.43	

In jener Zeit sprach Jesus zu den Scharen der Juden: „Jetzt ergeht das Gericht über die Welt, jetzt wird der Fürst dieser Welt hinausgestoßen. Ich aber werde, wenn ich von der Erde erhöht bin, alles an mich ziehen.“ (Das sagte er, um die Art seines Todes anzudeuten.) Das Volk antwortete ihm: Wir haben aus dem Gesetze gehört, daß Christus ewig bleibt. Wie kannst du sagen, der Menschensohn muß erhöht werden? Wer ist dieser Menschensohn? Jesus antwortete ihnen: „Noch kurze Frist ist das Licht bei euch. Wandelt, solange ihr das Licht habet, damit euch die Finsternis nicht übercalcbe; denn wer in der Finsternis wandelt, weiß nicht, wohin er geht. Glaubet an das Licht, solange ihr das Licht habt, damit ihr Kinder des Lichtes seid.“

Evangelium vom Fest Kreuzerhöhung, Johannes 12, 31-36

OKTOBER

		Mond-			Sonnen-		Bemerkungen
		Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	Unterg.	
6	1	Remigius; Ludwin	16. 5	—	5.58	17.41	
41. Woche. 17. Sonntag nach Pfingsten Schuhengelfest Ev. Das größte Gebot Mt 22, 35-46; Ev. Eph 4, 1-6							
6	2	Ewald; Leodegar	16.27	0.32	6. 0	17.39	
M	3	Theresa vom Kinde Jesu	16.43	1.46	6. 1	17.37	
D	4	Franz von Assisi	16.57	2.58	6. 2	17.35	
M	5	Placidus; Meinolf	17.10	4. 6	6. 4	17.33	
D	6	Bruno der Kartäuser	17.21	5.14	6. 5	17.30	
F	7	Rosentranzfest; Markus; HJF	17.33	6.21	6. 7	17.28	
6	8	Birgitta v. Schweden; Dietfried	17.46	7.28	6. 8	17.26	
42. Woche. 18. Sonntag nach Pfingsten Ev. Der Gichtbrüchige Mt 9, 1-8; Ev. 1 Kor 1, 4-8							
6	9	Dionys, Nothelfer; Günther	18. 2	8.38	6.10	17.24	
M	10	Cereon; Viktor	18.23	9.49	6.11	17.22	
D	11	Maria Mutterchaft; Bruno v. R.	18.50	11. 0	6.13	17.20	
M	12	Cassius; Florentius	19.27	12. 9	6.14	17.18	
D	13	Eduard; Simpert	20.17	13.11	6.16	17.16	
F	14	Kallistus; Burkhard	21.21	14. 2	6.17	17.14	
6	15	Theresa v. Avila; Thella	22.37	14.42	6.19	17.12	
43. Woche. 19. Sonntag nach Pfingsten Kirchweihe Ev. Vom hochzeitlichen Reide Mt 22, 1-14; Ev. Eph 4, 23-28							
6	16	Gallus; Hedwig	23.57	15.11	6.20	17.11	
M	17	Margarete Maria Macoque	0. 1	15.34	6.22	17. 9	
D	18	Lukas, Evangelist; Leopold	1.23	15.53	6.23	17. 7	
M	19	Laura; Petrus v. Alcantara	2.49	16.10	6.25	17. 5	
D	20	Wendelin; Luitgard; Artur	4.16	16.25	6.26	17. 3	
F	21	Ursula; Hilarion	5.45	16.42	6.28	17. 1	
6	22	Cordula; Irmitrude	7.15	17. 3	6.29	16.59	
44. Woche. 20. Sonntag nach Pfingsten Ev. Vom kranken Sohn Jo 4, 46-53; Ev. Eph 5, 15-21							
6	23	Severin; Oda	8.48	17.28	6.31	16.57	
M	24	Raphael, Erzengel; Armella	10.18	18. 2	6.33	16.55	
D	25	Chrysanthus; Daria; Sudentius	11.40	18.50	6.35	16.53	
M	26	Bernward; Evarist	12.46	19.52	6.36	16.51	
D	27	Fruementius; Adeltward; Sabina	13.34	21. 4	6.38	16.49	
F	28	Simon u. Judas, Apostel	14. 8	22.20	6.40	16.47	
6	29	Narzisz; Eusebia	14.32	23.34	6.42	16.45	
45. Woche. 21. Sonntag nach Pfingsten Christkönigfest Ev. Christi Königtum Jo 18, 33-37; Ev. Kol 1, 12-20							
6	30	Dorothea v. Montau; Serapion	14.51	—	6.43	16.44	
M	31	Wolfgang; Notburga	15. 6	0.47	6.45	16.42	

Als du mit Tränen betetest, die Toten begrubest, dein Essen stehen ließest, die Toten bei Tag in deinem Hause verbargest und bei Nacht begrubest, da brachte ich dein Gebet vor den Herrn. Weil du Wohlgefallen fandest vor Gott, mußte die Prüfung dich bewähren. Und nun sandte mich der Herr, dich zu heilen, und Sara, die Frau deines Sohnes, vom bösen Geiste zu befreien. Denn ich bin der Engel Raphael, einer von den Sieben, die vor dem Herrn stehen.

Aus der Epistel vom feste des heiligen Erzengels Raphael, Tobiae 12, 12-15

NOVEMBER

		Mond-		Sonnen-		Bemerkungen	
		Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang		Unterg.
D	1	☉	15.18	1.56	6.46	16.41	
M	2	☉	15.29	3. 4	6.48	16.39	
D	3	☉	15.41	4.11	6.49	16.38	
F	4	☉	15.55	5.19	6.51	16.36	
S	5	☉	16.10	6.28	6.52	16.35	
46. Woche. 22. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Die Bindmätze Mt 22, 15-21; Ev. Phil 1, 6-11							
S	6	☉	16.29	7.37	6.54	16.33	
M	7	☉	16.54	8.49	6.55	16.32	
D	8	☉	17.28	10. 0	6.57	16.30	
M	9	☉	18.13	11. 5	6.58	16.29	
D	10	☉	19.12	11.59	7. 0	16.27	
F	11	☉	20.23	12.42	7. 1	16.26	
S	12	☉	21.41	13. 4	7. 3	16.24	
47. Woche. 23. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Jairo Töchterlein Mt 9, 18-26; Ev. Phil 3, 17-4, 3							
S	13	☉	23. 3	13.38	7. 5	16.23	
M	14	☉	—	13.57	7. 6	16.21	
D	15	☉	0.25	14.14	7. 8	16.20	
M	16	☉	1.47	14.29	7. 9	16.18	
D	17	☉	3.13	14.45	7.11	16.17	
F	18	☉	4.39	15. 3	7.13	16.16	
S	19	☉	6.10	15.25	7.14	16.15	
48. Woche. 24. Sonntag nach Pfingsten							
Ev. Vom Ende der Welt Mt 24, 15-35; Ev. Kol 1, 9-14							
S	20	☉	7.41	15.55	7.16	16.14	
M	21	☉	9.10	16.36	7.17	16.13	
D	22	☉	10.26	17.32	7.19	16.12	
M	23	☉	11.25	18.43	7.20	16.11	
D	24	☉	12. 6	20. 0	7.22	16.10	
F	25	☉	12.35	21.18	7.23	16.10	
S	26	☉	12.55	22.33	7.25	16. 9	
49. Woche. 1. Advents Sonntag							
Ev. Vom letzten Gericht Mt 21, 25-33; Ev. Röm 13, 11-14							
S	27	☉	13.12	23.44	7.26	16. 8	
M	28	☉	13.25	—	7.27	16. 7	
D	29	☉	13.37	0.53	7.29	16. 7	
M	30	☉	13.49	2. 0	7.30	16. 6	

Brüder! Seht, ich verkünde euch ein Geheimnis: Wir werden zwar alle auferstehen, aber nicht alle umgewandelt werden. In einem Nu, in einem Augenblick, beim letzten Posaunenstoß wird das geschehen, die Posaune wird erschallen, dann werden die Toten auferstehen, unverweslich, und auch wir werden umgewandelt werden. Denn dieses Verwesliche muß die Unverweslichkeit anziehen, und dies Sterbliche die Unsterblichkeit. Wenn aber dies Sterbliche die Unsterblichkeit angezogen hat, dann erfüllt sich das Wort der Schrift: Verchlungen ist der Tod im Siege. Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Der Stachel des Todes ist die Sünde, die Macht der Sünde das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg verleiht durch unsern Herrn Jesus Christus.

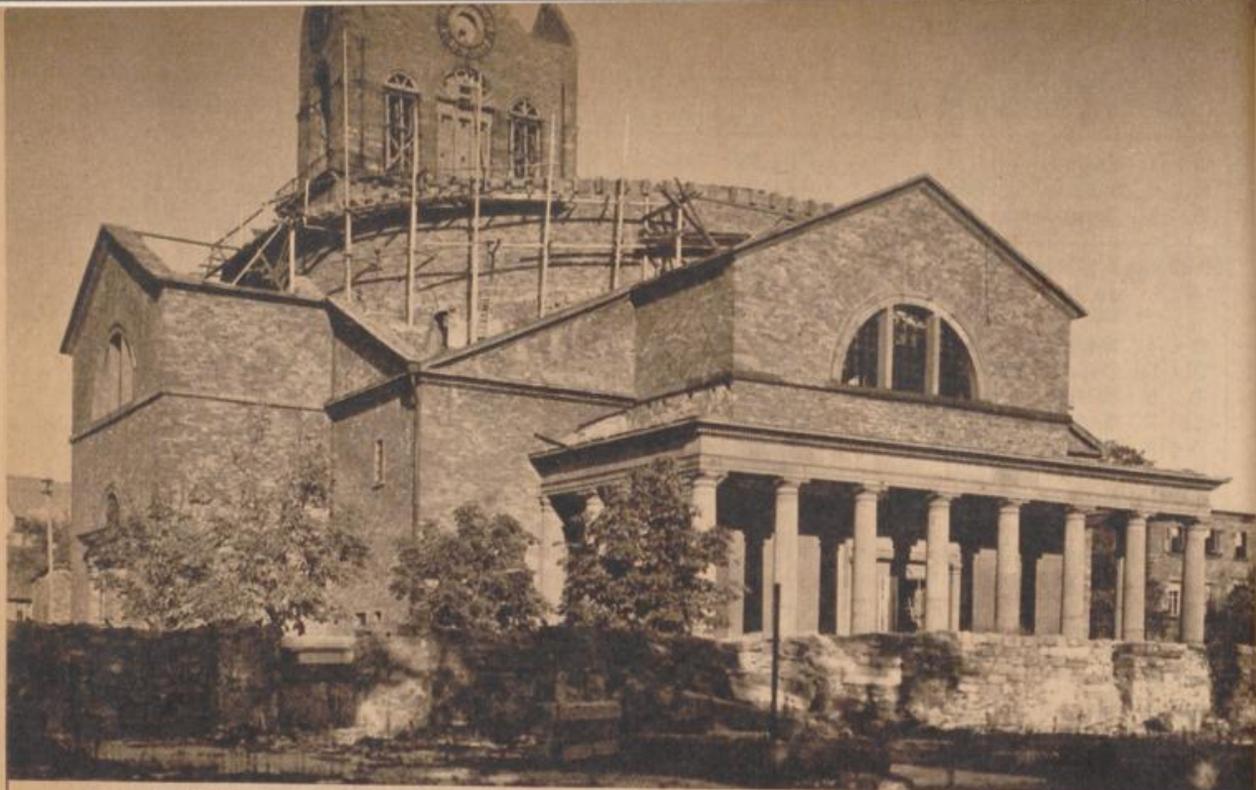
Epistel von Allerseelen, 1 Korinther 15, 51 - 57

DEZEMBER

		Mond-	Mond-		Sonne-		Bemerkungen
			Lauf	Aufgang	Unterg.	Aufgang	
D 1	Eligius	☾	14. 1	3. 7	7.32	16. 6	
F 2	Bibiana; Pauline, VV	☾	14.15	4.15	7.33	16. 5	
S 3	Franz Xaver; Adalbert	☾	14.34	5.25	7.34	16. 5	
50. Woche. 2. Advents Sonntag							
Ev. Die Johannesfrage Mt 11, 2-10; Ep. Röm 15, 4-13							
S 4	Barbara, Nothelferin	☾	14.57	6.37	7.35	16. 4	
M 5	Sabbas; Hartwig	☾	15.28	7.49	7.37	16. 4	
D 6	Nikolaus, Bischof	☾	16.10	8.56	7.38	16. 3	
M 7	Ambrosius, Kirchenlehrer	☾	17. 6	9.55	7.39	16. 3	
D 8	Maria Empfängnis	☾	18.14	10.41	7.40	16. 3	
F 9	Leokadia; Valeria	☾	19.41	11.16	7.41	16. 3	
S 10	Melchisedes; Eulalia; A. Kolping	☾	20.51	11.42	7.43	16. 2	
51. Woche. 3. Advents Sonntag							
Ev. Das Zeugnis des Täufers Jo 1, 19-28; Ep. Phil 4, 4-7							
S 11	Damasus; Dietrich; Hilburga	☾	22.11	12. 3	7.44	16. 2	
M 12	Vigelin; Silvester	☾	23.31	12.20	7.45	16. 2	
D 13	Luzia; Odilia	☾	—	12.35	7.46	16. 2	
M 14	Berthold; Franziska (Quat.)	☾	0.52	12.50	7.47	16. 2	
D 15	Eusebius; Christiana	☾	2.15	13. 6	7.47	16. 3	
F 16	Adelheid (Quat.)	☾	3.41	13.26	7.48	16. 3	
S 17	Sturminus (Quat.)	☾	5. 9	13.50	7.49	16. 3	
52. Woche. 4. Advents Sonntag							
Ev. Bereitet den Weg des Herrn Mt 3, 1-5; Ep. 1 Kor 4, 1-5							
S 18	Maria Erwartung; Hermann	☾	6.38	14.25	7.50	16. 3	
M 19	Urban; Thea	☾	8. 0	15.13	7.50	16. 4	
D 20	Gottlieb; Leonhard	☾	9. 8	16.18	7.51	16. 4	
M 21	Thomas, Apostel; P. Canisius	☾	9.58	17.34	7.51	16. 5	
D 22	Jutta; Angelina (Winter-Anf.)	☾	10.32	18.54	7.52	16. 5	
F 23	Malchus; Dagobert	☾	10.57	20.12	7.52	16. 6	
S 24	Heiliger Abend; Adam u. Eva	☾	11.16	21.27	7.53	16. 6	
53. Woche. Hochheiligstes Weihnachtsfest							
Ev. Heute ist euch der Heiland geboren. Mt 2, 1-14; Ep. Tit 2, 11-15							
S 25	Weihnachten	☾	11.31	22.38	7.53	16. 7	
M 26	Stephanus	☾	11.43	23.46	7.54	16. 7	
D 27	Johannes, Evangelist; Fabiola	☾	11.55	—	7.54	16. 8	
M 28	Fest der Unschuldigen Kinder	☾	12. 7	0.54	7.54	16.09	
D 29	Thomas v. Canterbury	☾	12.21	2. 1	7.54	16.10	
F 30	Lothar; Demina; Sabinus	☾	12.37	3.10	7.55	16.10	
S 31	Silvester; Melanie	☾	12.58	4.21	7.55	16.11	

Der Engel aber sprach zu ihnen: „Fürchtet euch nicht. Denn seht, ich verkünde euch eine große Freude, die allem Volke zuteil wird: Heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, Christus, der Herr. Dies soll euch ein Zeichen sein: Ihr werdet ein Kind finden, das in Windeln gewickelt ist und in einer Krippe liegt.“
 Als bald gefellte sich zu dem Engel eine große himmlische Heerschar, die Gott lobte und sang: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“

Aus dem Evangelium vom hohen Weihnachtsfest, Lukas 2, 10-14



Karlsruhe, St. Stephan im Wiederaufbau

„ . . . und drüber tiefenhaft ihr Sternenzelt“

Von Alban Stolz

Wenn der Himmel heiter ist, so schau einmal in die Nacht hinaus und an den Himmel. Es glitzern in der Sternennacht so viele tausend und tausend Sternlein dort oben. Man meint schier, sie müßten einander drücken und stoßen und einander auf die silbernen Füßlein treten vor Menge und Gewimmel. Und doch, wenn eine Schwalbe, ohne zu rasten, von einem Stern zu dem nächsten, der nur einen Finger breit von dem andern abzustehen scheint, fliegen könnte, so müßte sie fliegen viele tausend Jahre lang und wäre doch noch weit weg vom Ziel. Und diese weißen, brennenden Punkte sind manche so groß und feurig wie die Sonne. Wären sie so nahe wie die Sonne, so sähen wir sie ebenso groß und strahlend. Und wäre die Sonne so fern wie die Sterne, so wäre sie für unser Auge auch nur ein kleiner, flimmernder Stern.

Wie groß ist aber die Sonne? Die Erde ist mit allen Ländern und Meeren und Weltteilen ein ungeheuer großer Körper. Diese große Erde ist aber gegen die Sonne doch noch so klein wie ein kleines Pulverkörnchen gegen eine große Kanonenkugel oder wie eine Erbse gegen das größte Faß, nämlich so klein, daß man aus der Sonne mehr als eine Million Erdkugeln machen könnte. Die Sonne ist aber fast fünfzig Millionen Stunden weit von uns entfernt, darum sehen wir sie nur so klein — wenn sie nun morgens aufgeht, so braucht das Licht von ihr bis zu uns doch nur eine halbe Viertelstunde, so

schnell schießt das Licht. Die Sterne sind aber größtenteils so weit von uns weg, daß das Licht von ihnen bis zu uns mehrere Jahre braucht, so daß, wenn heute ein solcher Stern vernichtet würde, man ihn doch noch hundert Jahre lang alle Nacht sähe.

Die Zahl dieser unermesslichen Weltkugeln ist so groß, daß kein Mensch sie zählen kann. Und wenn man auf den Sternwarten in die wunderbaren Gläser und Spiegel schaut, durch welche man viele tausendmal weiter in den Himmel schauen kann, so sieht man hinter den Sternen, die man mit bloßem Auge sieht, noch so unfäglich viele andere neue Sterne wie die Blätter von einem unermesslichen Wald. Darum ist die Welt und der Sternennbau so wunderbar groß, daß unsere Erde, also ganz Europa, Asien, Afrika, Amerika, Australien und das große Meer zusammengenommen, so gering in der ganzen Welt ist wie ein winzig kleines Sandkorn, das an einem ungeheuren Felsengebirge herabgebröckelt ist.

So ist es denn gewiß, daß die ganze Erde nur wie ein Wassertropfen ist, der am Eimer hängt, wie der Prophet sagt. Und die große Milchstraße am Himmel, weit und glänzend von tausend Millionen Sternennelten, was ist sie gegen Gott? Wäre Gott nicht purer Geist, ich würde sagen: Sie ist nichts als ein weißes Haar von seinem Haupt.

Heimat, deine Sterne!

Von irdischer, heiliger und ewiger Heimat / Albert Krauthelmer

HEIMAT

Die Heimat lädt dich ein,
sei zu ihr lieb!
Es könnte einmal sein,
es könnte einmal sein,
daß nichts dir blieb.

Daß Lockung lag, und Glast,
die Ferne starrt so leer;
was du gewonnen hast,
was du gewonnen hast,
kennst du nicht mehr.

Die Heimat lieh dich nicht!
Und sei es, daß du erst
zu ihr im Abendlicht,
zu ihr im Abendlicht
aufatmend kehrest.

Sie zeigt mit heulicher Kraft
dir ihre traute Welt,
und drüber riesenhalt,
und drüber riesenhalt
ihr Sternenzelt. Max Mell



Die Heimat lädt dich ein, sei zu ihr lieb!" So beginnt eines der schönsten deutschen Gedichte, die ich kenne. Ich habe es früher oft jungen Menschen vorgelesen. Dann wurden sie mühsam still, und ich meinte, den Takt ihrer ungestüm für die Heimat schlagenden Herzen zu hören. Und es waren doch nur Menschen eines an äußerer Schönheit armen Industriegebietes.

Inzwischen haben diese älter gewordenen Menschen das furchtbare Grauen des großen Krieges hinter sich und die Trümmer ihrer Heimatstadt vor sich. „Es könnte einmal sein, es könnte einmal sein, daß nichts dir blieb!“ Jetzt ist es so.

Nichts ist uns geblieben, nicht das Reich, nicht der Staat, den Ärmsten unter uns nicht einmal das Heim — nur die Heimat! „Die Heimat lieh dich nicht!“ Ja, so unwahrscheinlich das zunächst klingt, so wunderbar ist es: die Heimat ist uns geblieben.

Sie ist in keinen der zahllosen Untergänge mit hineingeraten. Man kann sogar aufatmend sagen, daß sie uns reiner, wahrer, geläuterter zurückblieb, seit die ihr so feindlichen Dinge wie Spreu hinweggeblasen wurden.

Die uns aber geblieben ist, die Heimat, was ist sie denn? Fürwahr, wenn du mich so geradehin fragst, komme ich einen Augenblick in Verlegenheit. Wohl habe ich ein Konversationslexikon, das ich jetzt rasch aufblättern könnte, um eine Definition der Heimat herauszufinden, aber ich fürchte, daß dort auch nur ein mühsames Wortgestammel steht, bei dem man vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Nein, dieses Nachschlagen will ich mir ersparen. Man kann, glaube ich, diesen wunderreichen Besitz „Heimat“ nicht definieren, es sei denn auf Kosten seiner Kostbarkeit.

Aber man kann sagen: Komm, wir wollen miteinander ein Stückchen Heimat erleben! Oh, es braucht dazu keine Fahrt ins Blaue, es ge-

nügt beinahe schon ein Blick aus dem Fenster. Schau, die Rose im Garten drunten, der kranke Nachbar gegenüber, das Amsellied im Birnbaum, der Wolkenszug am Himmel, die spielenden Kinder am Sandhaufen, das Mädchenlachen am Brunnen, der Brotduft aus dem Bäckerladen, die Abendlocke in der Abendstille: das alles ist Heimat. Und Heimat sind der Winterwald und die Rehschneise davor und der Christbaum in der Stube und die schnurrende Hauskatze und der singende Wassertopf auf dem Herd und der honigduftende Wachsstock in Mutter's Schrank und die brausende Orgel in der Kirche. Auch der alte Lehrer Lebrecht ist Heimat, so gut wie der Totengräber in seinem Revier, dem Gottesacker, „und drüber riesenhalt das Sternenzelt“: das alles und noch viel mehr ist Heimat.

„Die Heimat ist der Friede“ (Paul Keller), darum ist der Friede so heimelig und der Krieg so unheimlich.

Heimat ist für jeden Menschen notwendig, notwendig. Ohne Staat kann man allenfalls leben, aber nicht ohne Heimat. Staatenlos zu sein, ist vielleicht peinlich; heimatlos zu sein, ist ein Unglück. Man kann sich schlecht denken, daß Nietzsche gesagt hätte: „Weh dem, der keinen Staat hat!“ Aber:

„Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt.
Bald wird es schneien,
Weh dem, der keine Heimat hat!“

Und dabei brauchen wir nicht nur daran denken, was der Leib in seiner Not bedarf: Obdach, Kleidung, Speise und Trank. Auch das übernatürliche Leben der Seele fordert natürlichen Lebensraum, braucht Heimat. Das weiß der einfache Mann schon lange aus dem Sprichwort: „Wer auf Erden keine Heimat hat, hat auch keine im Himmel.“

Es war eines der un-sinnigsten Studentenlieder, das mit den Worten begann: „Überall bin ich zu Hause“, und das schloß: „Ubi bene, ibi patria“, „Wo mir's gut geht, ist mein Heimatland“. Wieviel glaubhafter klingt da der Satz aus dem Brief eines bayerischen Soldners,



der 1536 mit Karl dem Fünften in der Provence stand: „Allhier wachsen viel Feigen, wollten aber lieber bairische Rüben fressen“ (Weigert, Das Dorf entlang).

Hinter diesen ungeschlachten Worten verbirgt sich etwas überaus Hartes: das Heimweh. Ich glaube, daß, abgesehen von der Liebe, nichts so oft erlebt, erlitten, beschrieben und geschildert wird wie das Heimweh.

Ein zeit- und raumweiter Weg führt von den Kindern Israels, die gefangen „an den Flüssen Babels saßen und weinten, wenn sie Sions gedachten“ (Ps 137, 1) über Goethes Iphigenie, die, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, harmvoll am taurischen Gestade steht, bis zu dem mehr grimmigen als spaßigen Landserlied: „Wir fahren hin und her, wir haben keine Heimat mehr.“ Und doch ist es immer dasselbe erschütternde Erlebnis: Heimweh. Der Mensch fühlt sich im „essenti“, im fremden Land: elend.

Auf einem Hamburg-Südamerika-Dampfer lernte ich einen Schiffsjungen kennen, der aus Lust und Neigung seine schlesische Bergheimat mit der Weite der Meere vertauscht hatte. Nach einer Sturmnacht saß er sichtlich seekrank auf dem obersten Deck. Ich trat zu ihm hin: „Du leidest wohl arg an der Seekrankheit?“ — „Oh, diese Krankheit wäre noch zu ertragen, aber das Heimweh!“ Ja, das Heimweh!

„Wenn ich den Wanderer frage:
Was drückt dich schwer?
Ich kann nicht nach Hause,
Hab keine Heimat mehr.“

Erinnert dich das nicht merkwürdig an das wehmütige Wort des Herrn: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester — der

Menschensohn aber hat nicht, wo er sein Haupt hinlege“ (Lk 9, 58)?

Also hätte auch unser Heiland, der doch so weltweit dachte, Heimweh gelitten? Hätte seine irdische Heimat geliebt? — Wie könnte es anders sein, da er uns „in allem gleich geworden, die Sünde ausgenommen“ (Phil 2, 7)!

Der Herr liebte seine Landsleute und wollte sie um sich scharen, „wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt“ (Mt 23, 37). Er liebte das Kronjuwel seines Heimatlandes, die hochgebaute heilige Stadt Jerusalem, und weinte um sie: „Ach, daß du es doch erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! Nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, da deine Feinde einen Wall um dich aufwerfen, dich ringsum einschließen und dich von allen Seiten bedrängen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern und keinen Stein in dir auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heim-suchung nicht erkannt hast“ (Lk 19, 42—44).

Er litt aus liebender Verantwortung an dem Los, daß er als „Prophet nirgends weniger galt als in seiner Vaterstadt und in seiner Heimat“ (Mt 13, 57), so daß die Nazarener, unter denen er groß geworden war, ihn „zur Stadt hinausstießen und ihn bis an den Rand des Berges drängten, auf dem ihre Stadt erbaut war, um ihn hinabzustürzen“ (Lk 4, 29 f.).

Wie wenig müssen sie im Meister den „Meister der Heimatliebe“ erkannt haben! Und doch spüren wir heute nach bald zweitausend Jahren noch aus jedem seiner Worte und aus jeder seiner Taten, mit welcher Innigkeit er seinem Lande zugetan war.

Wer von seinen Landsleuten vor und nach ihm hat so ergriffen zu reden gewußt von den Vögeln des Himmels, von den Lilien des Feldes, von der erhabenen Geste des Sämanns, vom Wachsen der Saat, von der Keimkraft des Senfkornes, vom Schaden des giftigen Taumelloches, vom verlorenen Schäflein, vom umzäunten Weingarten mit dem Turm und der Kelter, mit dem Weinstock und den fruchtbaren Nebzweigen? „Das Kleine und Kleinste, das er auf dem Wege sieht, hebt er wie Gottes Vergißmeinnicht liebend auf und macht es mit tausend Zungen reden“ (Karl Adam). Das kann aber nur ein großer Liebender.

Er hatte einen Blick für die Not der armen Frau, die mit der Laterne das ganze Haus nach der verlorenen Drachme absucht, wie für die Aufregung des Mannes, dem am geheiligten Sabbat der Dohse in die Grube fällt. Nichts palästinensisch Menschliches war ihm fremd. Er bewegte sich unter vornehmen Pharisäern und beugte sich zum blinden Bettler am Weg. „Und er nahm ein Kind, stellte es in die Mitte und herzte es“ (Mt 9, 55). „Er machte alles gut“ (Mt 7, 37). „Er heilte alle ihre Kranken“ (Mt 15, 30). Ihn „erbarmte des Volkes“ (Mt 8, 2).

Du willst mir vielleicht einwenden, das alles habe mit Heimatliebe nichts zu tun, das seien höchstens Dokumente einer großen Menschenliebe. Aber nicht wahr, sowenig man die wahre Leiblichkeit des Herrn zur Scheinleiblichkeit verflüchtigen darf, sowenig geht es an, ihn in einem luftleeren Raum leben zu lassen. Der Heiland hatte nun einmal eine irdische Heimat. Er kehrte nach dem Fluchtaufenthalt in Ägypten offenbar herzensfroh zu dieser Heimat zurück, und er lebte dann ihr kleines Alltagsleben so völlig mit, daß er dreißig Jahre lang unter seinen Landsleuten nur als Landsmann, als „Zimmermannssohn“ galt, der nachbarlich an Leid und Freud, an Hochzeit, Kindstaupe und Begräbnis teilnahm. Daß er das Wort Heimatliebe nie über die Lippen brachte, ist nur ein Zeichen dafür, wie selbstverständlich sie ihm war.

Aber eines müssen wir Schüler des Meisters uns noch besonders merken: die Heimatliebe des Heilandes erschöpfte sich nicht in Gefühlen, Stimmungen und Entzückungen; sie war eine tätige und dazu noch eine selbstlos dienende Liebe, völlig entgegengesetzt jenem Konjunkturpatriotismus, der dem glücklichen Vaterland, das Ehrenstellen und gute Posten zu vergeben hat, berechnend dient, um das arme gedemütigte uninteressiert im Stich zu lassen. Es genügt nicht, die Heimat mit Worten zu lieben, man muß für sie in rastloser Friedensarbeit leben und, wo es nottut, als lästig empfundener Wächter und Warner für sie auch leiden.

Wir Katholiken haben um unsere Heimat, über zwölf Jahre lang als „vaterlandslose Gesellen“ geächtet, viel gelitten. Manche von uns haben ihre echte, unverbrüchliche Liebe und Treue mit dem qualvollsten Häftlingstode besiegelt; andere haben still und stumm das tägliche Kreuz der Verkennung getragen, sind brotlos geworden, unter Polizeiaufsicht gestanden, mußten außer Landes gehen — und haben nicht aufgehört, dieses Land zu lieben. Wird man es ihnen danken?

Vielleicht ist dir nun das Herz wieder recht warm geworden für deine liebe irdische Heimat. Aber wir katholischen Menschen dürfen uns auch noch einer heiligen Heimat erfreuen, der Kirche.

Verstehe das zunächst von der „Gemeinschaft der Heiligen“! Nicht wahr, wenn man älter wird, verblasen manche Gefühle und Empfindungen junger Jahre; aber geht es dir nicht auch so wie mir, daß du, zunehmend an Alter und Weisheit, immer beglückender empfindest, was es heißt: „Ihr alle seid Brüder“? Ach, ich fühle mich so wohl, wo man katholisch ist!

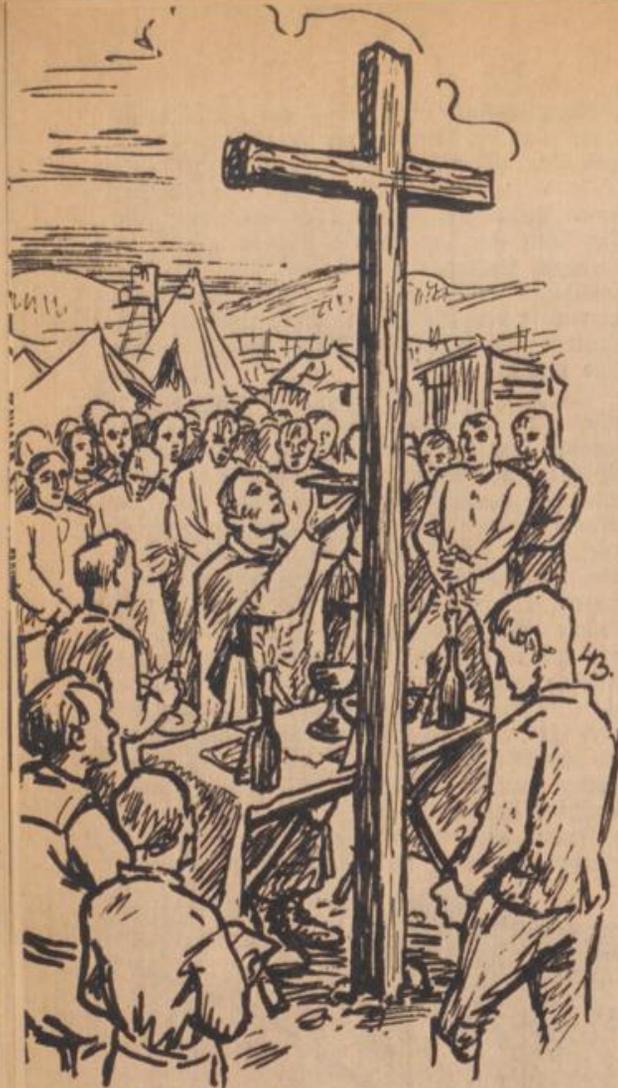
Einmal stiefelte ich als Student durch die endlosen Straßenschächte von Berlin. Kein Mensch bot mir einen Gruß. Man sah mir natürlich den „Provinzler“ an und sah mich darum überhaupt nicht an. Ich hätte wohl ohn-

mächtig umsinken können — und es hätte sich nicht leicht ein barmherziger Samaritan für mich gefunden. Menschen sah ich viele, überdrüssig viele. Aber dann sah ich plötzlich einen Bruder, einen katholischen Priester im schwarzen Rod. Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen, obwohl ich sonst gar nicht so bin. Ihr dürft mich auslachen dafür — aber habt ihr selber schon einmal so viel Einsamkeit und Verlassenheit gespürt wie ich damals? — Nicht? Dann verschiebt das Lachen!

Ich will euch indes weiter erzählen, wie es mir in Berlin erging. Kirchen sah ich gar nicht wenige, aber sie waren eine wie die andere verschlossen. Vor jedem neuen Kiesel kam ich mir wie ein ausgesperrter Bettler vor. Erst am Abend, es war schon am Zunachten, fand ich die rückwärtige Kapelle der Hedwigsbasilika geöffnet. So froh hab ich noch selten ein Gotteshaus betreten. Drinnen war es schon dämmerig; ich konnte erst nach einiger Zeit Leute erkennen, die hin und her gingen. Sie gingen zu den Beichtstühlen, wie ich bald merkte. Und sie beugten ihr Knie vor dem ampelbeschiedenen Tabernakel. Und ich beugte es auch und kniete mitten unter sie und beichtete ebenfalls, weil ich mich so unfagbar daheim fühlte unter diesen fremden Brüdern und Schwestern.

Früher hatte ich auch gelächelt, wenn ich so etwas las; seither tue ich es nimmer.





Und wenn ich doch gerade am Austragen meiner Geheimtruhe bin: weißt du, was ich als Bub unter den andern Buben in unserer Konviktskapelle manchmal für ein eigentümliches Heimweh hatte? Ich bekam das brav exerzierte, auf genauere Tonhöhe gehaltene Jöglingsgebet bisweilen plötzlich satt; ich wollte die lebendige Gemeinschaft unserer Pfarrgemeinde daheim herbeizaubern, wo es hie und da gar nicht so musterhaft ordentlich zuging, aber wo man sich so aufgehoben fühlte in dem vielgestaltig-einheitlichen Familiengebet. In den hintersten Bänken saßen die halbbliquen Altfrauen und klirren mit ihren Rosenkränzen, weiter vorn knieten die sorgenbeladenen Mütter mit den mannigfaltigen Gebetszetteln im Buch, auf der andern Seite waren die Männer froh, wenn kein Amt war, weil sie dann selber singend ihre „heiligen Gedanken von der Erde loschwimmen“ lassen durften, und vorn ging der rote Steckevogel mit dem Nikolausbart auf und ab, wischte da über einen Strubbelkopf und stieß dort ein wenig böse seinen majestätischen Stab auf, damit der Pfarrer, unter dem man großgeworden war, die Anliegen der Gemeinde recht ungestört dem lieben Gott ans Herz legen konnte. — Der sonntägliche

Kirchgang in den Schulferien daheim war immer ein Erlebnis heiliger Heimat für mich.

Und wer mich jetzt immer noch auslachen will, der soll nun ganz still werden, denn ich ziehe jetzt zwei Feldpostbriefe aus meiner Schublade und lese euch zuerst vor, was mir ein Mannheimer Soldat schrieb: „Als unsere Pfarrkirche zerstört wurde, war es mir, als sei mein Heimathaus zerstört worden“; und dann, was da mit der ungelentken Handschrift eines eigenen Pfarrkindes steht: „Am letzten Sonntag war bei uns Feldgottesdienst. Ich habe beichten und kommunizieren können. Da war ich noch einmal eine Stunde daheim.“ Heilige Heimat!

Denk auch noch daran, wie unsere irdische Heimat durch die heilige Heimat „Kirche“ durchweicht, durchsonnt und durchfestet wird! Wie arm wäre unsere Heimatstube ohne die Wegkreuze und Marterln, ohne die Kapellen und Brückenheiligen, ohne die Schprozessionen und Wallfahrtswege! Wo nähmen unsere abgearbeiteten Bauern ihre Erholung und Erbauung her, wenn nicht aus der sonntäglichen Predigt, aus dem gesungenen, gebeteten und georgelten Gotteslob! Wo fände ihr Auge das Strahlende und Schöne, das menschliche Kunstfertigkeit zuweg brachte, wenn nicht in der abnenalten Dorfkirche! Und ihr Städter, Hand aufs Herz! Gibt es wirklich weiche- und trostvollere Stätten in euerem Häusergewirr als die Kirchen, diese Inseln des Friedens im Trubel des Marktes?

Wie wundervoll ist schließlich unser bürgerliches Jahr gegliedert durch das heilige Jahr der Kirche! Hier gilt das hymnische Wort Gertrud von Le Forts: „Du segnest noch, die es nicht mehr wissen... Die Irrenden gehen nicht unter, weil du noch den Weg weißt, und die Sünder werden verschont, weil du noch betest... Wenn du einen Tag verstummtest, so würden sie auslöschen, und wenn du eine Nacht schliefest, so wären sie dahin! Denn um deinetwillen lassen die Himmel den Erdball nicht fallen: alle, die dich lästern, leben nur von dir... Du bist wie ein Ausblühn unserer Heimat!“

Wir haben eine schöne irdische Heimat, und wir haben eine heilige Heimat, die Kirche; doch „wir haben hier keine bleibende Stätte, sondern suchen die zukünftige“ (Hebr 13, 14). „Unsere Heimat aber ist im Himmel“ (Phil 3, 20).

Schau, da steht es nun ganz plötzlich. Überraschen wird es dich wohl nicht, denn es gehört zu unserm frühesten Wissen, daß wir nur „Pilger und Fremdlinge auf Erden“ (Hebr 11, 13) sind.

Uns ist gewiesen Ziel und Zelt
Wie einem fremden Gast.
Nur Wanderstrecke ist die Welt,
Der Himmel ist die Rast.

Nein, überraschen darf es dich nicht, aber beglücken soll es dich. In den Alpenhotels ver-

langen die Gäste ein Zimmer mit „schöner Aussicht“, damit sie die Höhen wenigstens sehen, die zu erklimmen sie keine Hoffnung haben. Bitte, der Himmel ist für uns nicht nur eine schöne Aussicht, sondern unser Vaterhaus, das „immer geöffnete Heimathaus“.

Woher wissen wir denn das so genau? Von unserm Heiland. Das war unter all seinen Frohbotschaften die froheste: Ihr habt einen Vater im Himmel, und ihr seid alle seine Kinder. „Ich (selber) bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen; ich verlasse die Welt wieder und gehe zum Vater“ (Joh 16, 28), und „in meines Vaters Haus sind viele Wohnungen . . . Ich gehe, um euch daselbst eine Stätte zu bereiten. Wenn ich dann hingegangen bin und euch eine Stätte bereitet habe, so komme ich wieder und nehme euch zu mir, damit auch ihr seid, wo ich bin (Joh 14, 2—4). Denn „ich fahre auf zu meinem Vater und zu euerm Vater, zu meinem Gott und euerm Gott“ (Joh 20, 17).

Wie schade, daß so viele Menschen zu solcher Frohbotschaft den Kopf schütteln! Sie bildete einmal den Jubel und das Entzücken der Erlösten: „Seht, welche Liebe uns der Vater erwiesen hat, daß wir nicht bloß Kinder Gottes heißen, sondern auch sind“ (1 Joh 3, 1), „wenn aber Kinder, dann auch Erben; Erben Gottes und Miterben Christi“ (Röm 8, 17).

*

Im ersten Teil dieser Blätter mußte ich meine Verlegenheit gestehen, nicht präzise sagen zu können, was die irdische Heimat sei. Soll ich dir nun aber vollends die ewige Heimat beschreiben oder schildern, dann muß ich mich an einen Gewährsmann halten, der einen Schritt und Blick in den Himmel tun durfte und beinahe sprachlos zurückkam mit der stammelnden Berichterstattung: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, in keines Menschen Herz ist es gedungen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1 Kor 2, 9). Man weiß nur das eine: „Wie selig, die in deinem Hause weilen, die immerfort dich preisen dürfen!“ (Ps 83, 5) — und daß „die Leiden dieser Zeit gar nicht zu vergleichen sind mit der künftigen Herrlichkeit, die an uns offenbar werden soll“ (Röm 8, 18).

Noch sind wir, das ewige Heimweh im Herzen, unterwegs im Tale der Tränen und können mit unserm alemannischen Lieddichter Heinrich von Laufenberg (15. Jahrhundert) seufzen:

„Ich wöllt, daß ich doheime wär
Und aller Welte Trost entbehr.

Ich mein, doheim im Himmelrich,
Do ich Gott schauet ewiglich.

Wohluf, min Seel, und richt dich dar,
Do wartet din der Engel Schaar.

Denn alle Welt ist dir zu klein,
Du kummest denn eh wieder heim.

Doheim ist Leben ohne Tod
Und ganzi Freuden ohne Not.

Do ist Gesundheit ohne Weh
Und wähet hüt und immer meh.

Doch sind dort tufend Johr als hüt
Und ist auch kein Verdrießen nüt.

Wohluf, min Herz, und all min Mut,
Und such das Gut ob allem Gut!

Was das nit ist, das schäh gar klein
Und jammer allziet wieder heim.

Du hast doch hier kein Blieden nüt,
Es seie morgen, es sei hüt.

Do es denn anders nit mag sin,
So fleuch der Welte falschen Schin.

Und reu din Sünd und besser dich,
Als wellest morgn gen Himmelrich.

Gott gesegen dich, Sunn, Gott gesegen dich,
Ich will zu Gott, mim Schöpfer, gahn. [Man,

Ade, Welt! Gott gesegen dich,
Ich fahr dohin gen Himmelrich.“

Heimweh ist in diesem Lied; doch „selig sind, die Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen“ (Jung-Stilling), diese Zuversicht ist auch darin. Wir haben ja in Christi Auferstehung und Himmelfahrt ein Unterpand der eigenen Verherrlichung, wir sind „in Jesus Christus mit-aufgeweckt und mitverfest ins Himmelreich“

Ich wöllt,
daß ich

doheim
wäre



(Eph 2, 6), sind „wiedergeboren zu lebendiger Hoffnung für ein unvergängliches, unbeflecktes und unverwelkliches Erbe, das im Himmel für uns aufbewahrt ist“ (1 Petr 1, 4).

„Unser Erlöser, geliebteste Brüder, fuhr in den Himmel auf; lassen wir uns daher nicht ins Irdische verstricken! Dort sei unser Sinn — und hier wird Ruhe sein. Erheben wir uns inzwischen im Geiste mit Christus in den Himmel, damit wir, wenn sein verheißener Tag erscheint, ihm auch dorthin mit dem Leibe folgen können. Wir dürfen aber nicht vergessen, Brüder, daß weder der Stolz noch die Habsucht, noch die Sinnenlust mit Christus in den Himmel fährt; keine unserer geistigen Krankheiten steigt auf mit unserm Arzte. Wenn wir also unserm Heiland folgen wollen, müssen wir unsere Laster und Sünden ablegen, denn alle diese halten uns wie Fesseln fest“ (St. Augustinus).

Hast du die Geduld aufgebracht, bis hierher aufmerksam mit mir zu gehen? Ja? — Dann

wirst du sicher sagen müssen: O wie sind wir katholische Menschen so vielfach und so schön daheim!

Heimat ist uns das schöne Land, in dem wir geboren sind und leben. „Sie zeigt mit keuscher Kraft dir ihre traute Welt, und drüber riesenhaft, und drüber riesenhaft ihr Sternenzelt.“

Heilige Heimat ist uns die Kirche, in der wir wiedergeboren sind und im Siebengestirn der heiligen Sakramente „das Leben haben und es überreichlich haben“ (Joh 10, 10).

Ewige Heimat ist uns aufgetan im Himmel, aus dem uns der dreieinige Gott fortwährend einlädt: „Komm an meine Seele und sei daheim!“ (Gertrud von Le Fort).

Heimat, deine Sterne! Sie sind das helle Trostlicht für alle, die da „in Finsternis und Todeschatten“ (Rt 1, 79) wandeln. Und unsere Augen sollen allezeit erhoben sein, Heimat, zu deinen Sternen!

Herz, stille sein!

Herz, stille sein und warten!
Du bist vergessen nicht,
aus Gottes Sternengarten
erblüht auch dir ein Licht.

In aller Nöte Schächten
vertraun und stille sein!
Bald über deinen Nächsten
steht Gottes Morgenstern.

Gustav Kempf

Von der Verehrung des heiligen Bischofs Konrad

Als am 26. November des Jahres 975 die Augen des Bischofs Konrad, des Sohnes des Welfengrafen Heinrich von Altdorf, dem die Stiftung von Weingarten zu danken ist — wir stehen in der hohen Zeit der Klostergründungen! — sich zum ewigen Schlummer schlossen, hatte sich ein überaus reich gesegnetes Leben erfüllt. Fast 41 Jahre lang hatte der nun Vier- undsiebzehnjährige an der Spitze der Riesendibzese Konstanz gestanden, ein treuester, eifriger Hirte, ein Muster und Vorbild für jedermann. Die hohe Verehrung, die ihm zukam, fand erschütternden Ausdruck bei der Trauerfeier, da man, der Bestimmung seiner Bescheidenheit entsprechend, ihn an der Außenseite der von ihm erbauten St.-Mauritius-Rotunde im Schatten seines Münsters bestattete.

In das Gebet für die Seelenruhe des hohen Verbliebenen flocht sich von Anfang an das vertrauensvolle Beten um die Hilfe seines gewiß schon mächtigen Fürbittgebetes hinein, und rasch war von wunderbaren Erhörungen die Rede. Deshalb zauderte man nicht lange, über dem schlichten Grab eine — gewiß schmutze — Kapelle zu errichten, mochte das auch dem be-

scheidenen Denken des großen Toten zuwiderlaufen. Und es war nur die Erfüllung einmütigen Denkens und Wünschens, als der aus dem Geschlechte der Jähringer stammende gewaltige Bischof Gebhard III. die teuren Überreste seines heiligmässigen Vorgängers in das Münster hereinnehmen ließ. Das war im Jahre 1089, also schon über 100 Jahre nach St. Konrads Hinscheiden, nachdem Gebhard III. das Werk des Münsterbaues des Vorgängers Rumold zu glücklicher Vollendung gebracht und mit feierlicher Weihe seiner hehren Bestimmung übergeben hatte. Der Beschluß zur Übertragung der Leiche war auf einstimmigen Wunsch von Klerus und Gläubigen geschehen.

St. Konrads Grab kam im Münster hinter den Kreuzaltar, dort, wo das große Lese- und Singpult für die Kanoniker stand. Das hat Dr. Claus in seinem zum goldenen Priesterjubiläum unseres hochseligen Erzbischofs Konrad erschienenen prächtigen Buch („Der heilige Konrad“) überzeugend darzutun vermocht. So hieß man es damals, daß man den Ehrenplatz für Gräber in Dom- oder Klosterkirchen beim Kreuzaltar wählte. Auch den Jähringern, aus denen

ja Gebhard III. stammte, geschah nicht anders, da im Jahre 1093, also nur vier Jahre nach der Konstanzer Übertragung, ihr Hauskloster St. Peter im Schwarzwald gegründet wurde, um die Grablege des großen Geschlechtes im Schatten des dortigen Kreuzaltars aufzunehmen. Dr. Claus macht es glaubhaft, daß die neue Bestattungsstätte in Konstanz ein Hochgrab war, im Münsterraum weithin sichtbar, während die bisherige Stätte an St. Mauritius mit einem Denkmal ausgezeichnet wurde.

Man kann sich vorstellen, wie sehr diese Übertragung in den Münsterraum selbst den Kult des heiligmächtigen Bischofs gefördert haben muß und wie sehr sich dafür ein Gebhard III. eingesetzt haben mag. Dafür bürgt ja schon allein seine ungewöhnlich starke Persönlichkeit. Doch war die offizielle kirchliche Heiligsprechung Konrads damals noch nicht vollzogen. Erst Bischof Ulrich I., Gebhards III. unmittelbarer Nachfolger, erreichte dieses Ziel. Da er aus dem Geschlechte der Grafen von Dillingen stammte und so ein Verwandter des heiligen Bischofs Ulrich von Augsburg, bekanntlich unseres Bischofs Konrad treuester Freund, war, mag ihm die Kanonisation ein nicht geringes Anliegen gewesen sein. — Solche Zusammenhänge darf man nicht übersehen! — Die von Rom geforderte Lebensbeschreibung verfaßte Mönch Adalschalk, ein ausgezeichnete Theologe, der sich mit seinem aus Augsburg geflüchteten Abt eben zu Konstanz aufhielt. Und auf dieser Grundlage sprach das Laterankonzil die Heiligsprechung des Bischofs Konrad feierlich aus. Der für uns so bedeutsame Tag trägt das Datum des 29. März 1123.

Leicht läßt sich die Freude der Diözesanen über das nun Erreichte ausdenken. Und Bischof Ulrich I. war der rechte Mann, dasselbe mit einem Kirchenfest ganz großen Stiles zu begehen. So kam er denn, der große, festliche Tag: es war der 26. November (St. Konrads Todestag) des Jahres 1123, das erste Konstanzer Konradifest. Ein unerhörter Glanz leuchtete von ihm aus. Drei Herzöge, vierundzwanzig Abte, viele Weltgeistliche und Ordensleute, dazu eine unübersehbare Menge gläubigen Volkes, waren in der Bischofsstadt am See, drängten durch ihre Gassen und füllten den mächtigen Raum des Münsters, in dem nicht nur die Recken der gewaltigen Monolithsäulen ernstestes Feierspalier standen, sondern auch der ganze Glanz mittelalterlicher Formen- und Farbenpracht an Altären und Bildwerken, aber auch an Wänden und Decken wiederstrahlte. Alles geeint zu einem großen Jubellied des Glaubens und Betens, kreisend um St. Konrads verehrungswürdige Gestalt.

Schon am Vorabend, nach der Vesper, hatte die wunderbare Heilung einer kranken Frau die Unzähligen freudig erregt; am Festtag selbst hatte sich das Wunder an einem kranken Mann vollzogen. Was war man da in Bewegung, da man des Heiligen kostbare Überreste in einen neuen, herrlichen Schrein barg und diesen in einer Festprozession ohnegleichen hinüber nach



Das Konstanzer Münster nach einem alten Stich

St. Stephan, dann nach Kreuzlingen, St. Konrads Lieblingsstiftung, und dann wieder durch das wogende Menschenmeer zurück ins Münster trug! Nicht mehr im Münster, sondern wieder in der alten Kapelle wurde nunmehr der Heilige bestattet. Man hätte im Dom kaum mehr recht Gottesdienst halten können, solche Störungen wären durch den Zustrom der Gläubigen zum Heiligengrab in der damals riesenhaft anschwellenden Woge der Verehrung in den Kirchenraum hineingetragen worden, wollte man es beim alten Platz bewenden lassen.

Das ist nun die Zeit, da St. Konrad auch als Bistumspatron erscheint. Einst war die Gottesmutter allein in dieser Rolle, dann war nach Jahrhunderten St. Pelagius dazugekommen, dessen Reliquien des Konstanzer Münsters erster derartiger Besitz in jener so reliquienfrohen Zeit war. Nun, seit dem 12. Jahrhundert, erscheint auch St. Konrad daneben und ist im vergangenen Jahrhundert auch Diözesanpatron von Freiburg geworden, da diesem die Nachfolgerschaft des Bistums Konstanz zufiel.

Von zahlreichen Wallern zum Heiligengrab, von einzelnen und ganzen Prozessionszügen wissen die Chroniken jener alten Zeiten zu berichten. Und es ist gar nicht anders möglich, als daß in jenen heiligenfreundlichen Jahrhunderten des Mittelalters die Verehrung St. Konrads immer noch zugenommen hat. In diese Zeiten wachsenden Kultes gehört die Stiftung einer neuen Konradikapelle, die Domherr Ulrich von Niental an der Nordseite der Münsterkrypta durchführen ließ und die sich bis heute, ein wahrhaft lauschiger Winkel der Andacht, erhalten hat und vielen Konstanzern, besonders während der Konradi-Oktav, überaus teuer ist. Im Jahre 1283, wenig später als die neue Mauritius-Rotunde mit ihrem bedeutenden Heiligen Grab, erstand Ulrich von Nientals Werk. Und nicht sehr lange danach kam dann neben den Kapellenaltar das heute noch vor-

handene Konradi-Grab, auf dessen Deckplatte die liegende Gestalt unseres Heiligen zu sehen ist. Dieses Hochrelief ist des Münsters älteste Steinplastik und ein vorzügliches Werk der Hochgotik.

Auf den Schrein von 1123 war ein solcher des Jahres 1460 gefolgt, von Meister Kaspar Schwarz gefertigt, ganz in massivem Gold und höchstwahrscheinlich mit Statuetten und Reliefs geschmückt, korrespondierend zum Schrein des heiligen Pelagius. Und es bleibt ein ewiger Schandfleck der Konstanzer Geschichte, daß man in den Reformationswirren den Münsterschatz mit seinen Reliquenschreinen, die heute die Stadt am See neben Köln erscheinen ließen, nicht nur in barbarischer Weise vernichtet, sondern auch, jeder Kultur und Humanitas bar, die Gebeine eines ihrer größten Söhne in den See geworfen hat.

Nur Haupt- und Armreliquie hatte man retten können. Erstere war, wenigstens in ihrem wichtigsten Teil, bis nach Prag geraten und dort von Generalvikar Dr. Bistorius aufgestöbert worden, der dafür sorgte, daß sie im Jahre 1605 wieder nach Konstanz heimfiel. Die ausgezeichnete Spätrenaissance-Silberstatue des Augsbürgers Hans Baher vom Jahre 1613 nahm die Reliquie auf, die dann 1876 in den heutigen St.-Konrads-Schrein übernommen wurde. Die Armreliquie ist heute noch Besitz der Meersburger Pfarrkirche.

Kleinere Mittelpunkte des Konrads-Kultes wurden Weingarten, wo man seinen Relch, Einsiedeln, wo man seine Kasel, Muri, wo man seine Dalmatik, und Engelberg, wo man sein Brustkreuz wahrte, aber auch die vielen Heiligtümer, die Altäre seines Namens bargen, oder gar die Gotteshäuser, die selbst auf seinen Namen konsekriert waren. Mit den Kapellen

Sankt-Konrads-Relief auf der Grabplatte in der Konrads-Kapelle



Mauritianus-Rotunde des Konstanzer Münsters

haben wir deren im Erzbistum Freiburg dreizehn. Den Schweizer Anteil hinzugerechnet, vermochte Dr. Claus für die Zeit vor dem Jahre 1607 nicht weniger als 46 St.-Konrads-Gotteshäuser festzustellen. Als ältestes die Kapelle des Einsiedler Fronhofs zu Riegel, schon 1123 nachweisbar, die Kirche von Raitshauslach 1155, Weizen 1179 und Gutmadingen 1275.

Lang ist die Reihe der Bilder unseres Heiligen, angefangen mit der Stickerie auf der Kasel St. Blasens vom Beginn des 12. Jahrhunderts und heute zu St. Paul im Lavanttal, und dem osterwähnten Kupfermedaillon, das jahrhundertlang vom Chorgiebel des Konstanzer Münsters über den See hin grüßte, über die edlen Gestalten auf dem Landenberger Altar oder den Tafelbildern der Kirche zu Horn, die kostbare Silberstatue Hans Bayers, die ragenden Kolossalfiguren an Barockaltären Weingartens und Ottobeurens, die schwungvolle Figur im Kuppeldeckengemälde eines Spiegler zu Zwielfalten bis zu dem fromm-strengen Werk neuer Beuroner Kunst in der Konradikapelle und Darstellungen graphischer Art oder in der Welt der Glasmalerei. Um alle solche Stücke kreist irgendwie kultische Verehrung unseres Heiligen.

Und daß diese auch in unserer Zeit lebendig blieb, dafür sorgte die großangelegte Neunzehnhundertfeier des Jahres 1867, die immer mit dem Namen des unvergeßlichen Prälaten Brugier verbunden sein wird, wie die Achtzehnhundertfeier der Kanonisation im Jahre 1923 ohne den Namen des damaligen Münsterpfarrers Dr. Conrad Gröber nicht zu denken ist. So lebt und webt die Verehrung unseres Heiligen auch in unserer Zeit und kommt Jahr für Jahr auf ihren Höhepunkt, wenn das Konradifest anbricht, darin Pontificalgottesdienst, große Predigt und Prozession stehen und die Konradi-Litanei sich in gläubige Seelen singt.

Hermann Ginter



Der alte Lehrer

Von Anton Gabele

kannte ihn, lange eh' ich in seine Schule eintrat. Denn er kam meist sonntags in unsere Wirtschaft, trank einen Schoppen Wein und aß ein Salzbrod dazu. Dann führte mich die Mutter zu ihm an den Tisch. Da legte die Hand in seine kalten Finger.

„So ist's brav, Buble!“, sprach er stets dieselben Worte, und rückwärts verzog ich mich wieder zum Ofen hin, immer ihn anstarrend, besonders die scharfen Augen. Sie waren fast unnatürlich groß, einem stets rührigen Willen gehorsam. Die schmalen Runzeln der Augenwinkel standen wie Säulchen, den Baldachin des oberen Lidés zu stützen, und die rundgebogenen dicken Brauen griffen gleich Klammern nach unten, das Blicktor allem Leben aufzusperrten. So unterschied ihn nichts von den alten Bauern, die um ihn herfaßen. Er sprach und dachte wie die andern und hatte die eingesunkenen Lippen, das stoppelbesezte, knittrige Gesicht und die dünnen, zauseligen, schlohweißen Haare wie irgendein alter Bauer. Nur war seine Kleidung vielleicht noch altmodischer. Er trug ungestärkte, raue Leinenhemden mit angewebtem Kragen. Ein schwarzes Seidentüchlein war zweimal umgeschlungen und vorn geknotet, so daß die beiden Kragenzipfel unter dem Kinn hervorragten und auf und nieder wippten, sooft der Mund sich bewegte. Sein schwarzer Rock hatte Schöße bis aufs Knie. Die gleiche Kleidung trug er auch werktags in der Schule, nur war dieser Rock vom Alter braun und an den Ärmeln blödd und kreidestaubig geworden.

Er saß nur selten auf seinem Magisterstuhle, sondern ging auf und nieder zwischen den Bankreihen, beide Hände auf dem Rücken haltend.

Dabei drehten Daumen und Zeigefinger der Linken an dem Knopf über den Rockschößen. In der Rechten wippte das Haselstöcklein, und wo ein Mädchen falsch rechnete oder flecksig schrieb, klopfte das Stöcklein auf das Heft oder den Finger und bei den ungezogenen Buben auch mal auf den Rücken.

Allein er war, wie sein Familienname hieß, „Snädig“. Der Stock war da, wie der Teufel in der Kirche, nur für gelegentliche Anwendung auf verhärtete Gemüter. Nie gab es bei uns solchen Holzverschleiß wie bei dem Lehrer eines Nachbarorfes, dem mein Väster untertänig war. Der sei eines Morgens in der Adventszeit ganz freundlich in die Klasse gekommen und habe gefragt, wie denn wohl der Stall von Bethlehem ausgesehen habe. „Halt wie's Müllers Schopf!“ — „Wie e Strohhüttle.“ — „Halt wie's Bürgermeisters alter Speicher!“ — „Dummer Dred“, sagte der Lehrer jedesmal und gab auf jede Antwort einen „Tagen“, und wo auch die mangelhafte Antwort ausblieb, gab er drei. Als nun so die Kinder durchgeprüft waren und allen die Finger brannten, habe der Lehrer gesagt, er sei kein Narr und solch einer blöden Gesellschaft wolle er nichts mehr hergeben. Erst zwei Tage drauf, wieder wohlgelaunt, habe er dann erzählt von einem Keller, der bei der Glashütte am Hügel unter schwarzen Tannen stehe, die auf das Moosdach neigten. So habe der Stall von Bethlehem ausgesehen, „wie 's Wirts Bierkeller, ihr Dickköp. Wißt ihr's jetzt?“

Auch unser Lehrer hatte seine einprägsame Lehrweise. Die „I“, die er lang und spiz an die Tafel kreidete, nannte er „Heuliacher“, nach jenem Werkzeug, mit dem wir Kinder alle schon Heu aus dem Stock gezupft hatten. So hieß das Sch der „Hennewehner“, weil man mit „Sch—sch—sch“ die Hühner von der frischen Saat scheucht. Und der alte Mann machte uns vor: „Sch—sch—sch“, daß ihm der Mund schäumte, klatschte dazu in die Hände und bückte sich, als wolle er schnell eine Scholle aufheben und den Hühnern nachwerfen, gerade wie eine Frau, die vor Jörn über des Nachbars malefizische Hühner aus der Haut fahren möchte. Zu den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten hatte der Lehrer auch noch andere Ämter. Er war Gemeinderedner, Standesbeamter, Küster, Organist, Agent einiger Versicherungsgesellschaften und vor allem Landwirt. Bei schönem Arbeitswetter wurde ein wenig schneller gelernt und um zehn die Schultüre zugeschlagen. Der Lehrer warf den Rock ab und schritt neben den ruhig hintappenden Däsen ins Heu. Die Gemeinderednung war eine Sache für die Herbst- und Winterabende; Küster dagegen war er morgens früh, Standesbeamter in den seltenen Fällen, wo Geburt oder Tod oder Heirat das Gleichmaß des Dorfes unterbrachen. Sonntags fingerte er über die Orgel, leitete den



Kirchenchor und half auch mal mit seiner heiseren Stimme über schwache Stellen hinweg. Seit zwanzig Jahren lasse er dieselbe Messe singen, sagten die Spötter, und der Gesang sei nur dafür gut, die Hühner aus dem Kirchhof fernzuhalten. Denn sobald des „Kaveres“ und seiner Sängler Lied anhebe, gackse der Hahn und rennten die Hühner vom friedlichen Tagwerk fort und in den Schutz des Stalles oder der Hecke. Sonntags allein konnte man den Lehrer laufen sehen: von der Sakristei, wo er den Herrn Pfarrer „anschrte“ (wie man so sagte), außen herum über den Kirchhof zum Haupttor und die enge Stiege empor zur Orgelbank, „Asperges me“ zu intonieren.

Manche der Amtspflichten halfen ihm seine Schulkinder tragen. Ich durfte um elf Uhr morgens die „Weiberschrecke“ läuten. So hieß die Glocke, weil sie nachlässige Hausfrauen aufschreckte, den Schwabfaden mit der Nachbarin abzureißen und heim in die Küche zu rennen.

Ich laufe also in einem Huch den Kirchbühl hinauf, stoße den gewaltigen Schlüssel ein und öffne die verwitterte Eichentüre in die Sakristei.



Es ist immer kühl und dämmig hier; die Mauern sind dick und die Fenster klein wie Schießscharten und mit armdicken Eisen vergittert. Da baumeln die Glockenseile, blank poliert von den Knabenhänden und der dreingegebenen Spude. Ich fasse das mittlere von den dreien und warte, daß die Uhr schlage. Die tickt hoch oben, und das klingt, als nehme jemand einen Anlauf zu einem Sprung in die Tiefe, wage ihn aber nicht, breche hart ab und versuche es von neuem. Nun setzt das Ticken aus. Folgt ein seltsames Schnauben und Rasseln; ich mußte jedesmal denken,

wie bei einem Menschen, dem das Riesen aufsteigt. Der erste Schlag klickt, drei andere hell danach. Der Hammer fährt schnurrend in seine Ruhe zurück. Ein anderer bumst auf die große Glocke. Ich zähle und zücke schon am Seil. Mit dem elften Schläge hallt der Ton hinaus, über die Häuser und Schornsteine, das Tal hinab und in die Wälder. Meine Mutter hört es am Herde, der Vater im Stockfeld, der Holzhauer Hansjörg im Schlatt: „Else!“ Sie vernehmen, es ist Zeit, und man darf Hunger haben.

Wenn die Glocke ausgeschwungen, bleibe ich noch ein wenig, ziehe die Schranktüre auf und taste an das Gold der Meßgewänder, den schwarzen Samt und die Silberborten, die der Majestät des Todes zugehören. Ich spähe durchs Schlüsselloch in die Kirche auf den rötlichen Schein der Ewigen Lampe. Oder ich taste die

enge Wendelstiege empor, bis die drei Glocken schwarz und bedrohlich aus einem riesenhaften Balkengewirr über mir schweben. Vielleicht gelingt es, auf dem Heimweg aus des Pfarrers Garten noch eine Birne zu greifen, die ich dann schnell verdrücke. Denn in der Schule gibt das Stöcklein wohl acht, daß niemand ist. Und Pausen haben wir nie. Wer austreten muß, springt auf und schreit: „Herr Lehrer, 's tut not!“ oder „Herr Lehrer, sollt naus!“ „No gang!“ sagt dann der Lehrer.

Im Herbst mußten wir einen ganzen Vormittag lang das Brennholz in den Speicher hinauftragen. Der Lehrer hatte dann einen Stuhl auf dem Treppenabsatz und hielt Luftlicht. Gegen zehn stand immer ein braunes irdenes Krüglein neben ihm, und er goß davon ins Glas eine wasserhelle Flüssigkeit. „Ems“ war auf dem rotweißen Schildchen gedruckt. Emser-Kränchen müsse er immer trinken, erzählte der Lehrer im Wirtshause; wie der alte Kaiser, weil ihm die Schule seine Stimme heiser mache. Aber wir Kinder alle wußten, daß nicht Emser, sondern gebranntes Wasser im Krüglein schwamm und ins Glas einfloß. Auch dies wußten wir, daß ein besonders zuverlässiges Mädchen jeden Morgen mit dem Krüglein ins Wirtshaus lief und nachfüllen ließ: „E Viertele Ordenären für fußzehe Pfännig!“ Ins Wirtshaus des Nachbardorfes mußte sie laufen, daß kein Gerede im Schulort sei.

Nie ging ich lieber zur Schule als im Winter. Lag tiefer Schnee, so spannte abwechselnd der und jener Vater die Pferde vor den Schlitten und fuhr uns mit Schellenklingeln den Berg hinauf. Da wir auch nachmittags Unterricht hatten, blieben wir dann über Mittag in der Schule, aßen, was die Mutter mitgegeben, Apfel, getrocknete Birnen, Brot und Speck. In der Wiese war eine Quelle, und die bahnte uns eine lange blaue Eisbahn bis ins Tal, huplig freilich, aber das eben verlangte nach Kunst. Ein Brett unter die Hosen und los glitt der Bub, geworfelt und im Gause hüpfend, den Buckel hinab.



Im Winter war auch der Kaverestag. Sowie die Kinte niederging, fast ehe noch der Lehrer in die Türe trat, liefen wir, groß und klein, nach vorn und schrien alle zugleich unsern Spruch: „Wir wünsche 'ne Glück, daß Ihr no lang lebet und gsund bleibet“, und streckten ihm unsere Geschenke hin: in Zeitungspapier eingewickelt eine Wurst, eine Zigarre oder einen salbungsvoll und „wie gestochen“ geschriebenen Glückwunschbrief mit einem „Fufzgerle“ darin. Er war dann immer gerührt, wischte über die Augenwinkel, sagte „Vergelt's Gott!“ und ließ uns schwazen und wimmeln, bis wir von selbst still wurden und langsam in die Bänke zurückkehrten. „So, Kinder“, sagte er dann, „seht müffet ihr auch noch für de Kavere e bisle bete.“ Er faltete die alten, krummverlebten Finger, und wir beteten mit ihm für ihn.

Und danach erzählte er uns von Anno achtundvierzig, wie da der Hecker und der Strube durchs Land gingen. Die Wangen wurden ihm rot dabei.

Allmählich sei er doch zu alt für die laufigen Buben, sagten manche von unserem Lehrer; man werde ihn wohl bald zur Ruhe setzen müssen. Und dann wurde es gewiß und ein Tag genannt, wo er festlich sein Lehramt abgeben sollte. An dem Tage kamen wir in Sonn-

tagskleidern und ohne Bücher zur Schule. Mit dem Lehrer trat ein fremder Herr vor uns hin, hatte eine goldene Brille und einen dicken Bauch und redete zu uns, wovon wir aber kaum etwas verstanden; denn es floß ihm so schnell und „preußisch“. Endlich sprach er auf unsern Lehrer ein. „Zum letzten Male“, das Wort habe ich behalten, weil er es so oft wiederholte. Es wurde sanft gesagt, und der fremde Herr streckte dabei auch noch die Hand aus, als wolle er den Lehrer streicheln. Doch er sank zusammen wie unter einem Schlage, sooft dies Wort ihn ankam. Zu-

lest glitt der alte Mann auf einen Stuhl, hielt das rote Schnupstuch vors Gesicht, und die Schultern zuckten ihm.

Aber wir Kinder wurden von dem fremden Herrn aufgestellt und zogen hinaus. Im Hofe stand schwarz und zylinderglänzend der Militärverein. Hinter Fahne und Musik der alte Lehrer, der dicke Herr mit der Brille, dann wir Kinder und zuletzt der Verein; so marschierten wir zur Kirche, ein Hochamt und Te Deum wurde gesungen und ein Festessen gehalten, an dem auch meine Mutter teilnahm, denn schon sie hatte den Kavere zum Lehrer gehabt. Fünfzig Jahre lang hatte er die Kinder des Dorfes gelehrt.



Veronika Hakmann

Im Jahre 1744, als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertusbürger Frieden, da war sie noch immer im Hause und trug und pflegte nun seine Kinder, wie sie ihn getragen hatte, und es geht noch lange so fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres ersten Dienstherrn ein Sohn geboren war und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war sie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienstmagd, sondern sozusagen als ein wertvolles Erbstück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele ging, kam es wie ein Sehnen an, und: „Du“, sagte sie zu ihrem Brotherrn, „gib mir dein Kind ein wenig!“, denn sie machte nicht

viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn du, der Herr aber aus Respekt vor ihrem Alter und ihrer Frömmigkeit und weil sie ihn erzogen hatte, sagte zur Magd „Ihr“. „Warum verlangt Ihr das“, fragte er sie, „so doch Eure Arme nicht mehr imstande sind, etwas zu tragen und Eure Knie kaum Euch selber halten können?“ Sie erwiderte: „Ich habe dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, so möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich sterbe.“ Da traten dem Vater und auch der Mutter des Kindes vor Rührung die Tränen in die Augen, und er hieß die alte, treue Greisin niedersitzen und legte ihr das Kind auf den Schoß. „Gott lohne Euch“, sagte er zu ihr, „alles, was Ihr an mir und meinen Vätern getan habt!“ Sie sagte: „Er wird mich bald zu sich nehmen.“ Einundsechzig Jahre war sie im Dienst und Brot des nämlichen Hauses und starb Anno 1805 im achtzigsten Jahr ihres Lebens.

Johann Peter Hebel

Eine Fahrt zur Droste

Von Gaudentius Koch

Als wir an einem Oktobertage vor bald zehn Jahren mit der „Konstanz“ von Friedrichshafen gen Meersburg abfuhren, empfand ich eine Fröhlichkeit im Gemüt, daß ich beinahe über die Schiffsbrüstung hinausgeschungen hätte. Drüben sah man die zwei Kuppeltürme der Buchhorner Schloßkirche samt ihren Parkbäumen verschwinden; in mir aber klang alles, was ich je Schönes von Annette Droste-Hülshoff, dieser Tochter der Roten Erde, gelesen, wie zu einem Preislied zusammen auf Deutschlands größte Dichterin.

Allmählich tauchte Meersburg auf, zuerst das Seminargebäude auf der Höh, anschließend die langgestreckten Flügel des ehemaligen Bischofsschlosses, endlich das Städtchen selber: die Abhänge überall mit Wein bewachsen. Es bleibt idyllisch, wie sich diese echt deutschen Spitzdächer sanft emporschmiegen an die Kirche mit ihrem Sattelturm und die uralte Dagobertsburg, dem einstigen Heim unserer Dichterin, mit ihrem treppengiebligen Bergfried und den weithin leuchtenden Zinnen.

Von den Hügeln knallten in heiterer Regelmäßigkeit die Freudenschüsse der Winzer; denn tags zuvor hatte die Weinlese begonnen. Schon fuhr ein Döfsegefahrte einher mit drei Rufen voll weißer Trauben. Kinder folgten ihm, um beim Abladen sämtlich ihre Hände auszustrecken. Da und dort harrten andre Wagen der zweiten und dritten Ausfahrt. Und wieder das Knallen der Pistolen aus den Rebbergen.

So stieg ich den Burgweg hinan. Zu beiden Seiten erhob sich Fachwerk, durchwegs klug erneuert und bemalt, an den Wänden die bereits gerötete Jungfernerbe.

Auf der halben Strecke zur Oberstadt biegt ein Weglein rechts zum Burgeinlaß. Man gelangt über eine Holzbrücke ans Tor und läutet an. Von links heraus winken aus der Tiefe die steilen Dächer und weithin der See. Als ich dem Wärtel die Taxe der halben Mark entrichten wollte, meinte er: „Sie werde 's Geld wohl selber brauchen.“ „Immerhin“, entgegnete ich und sprach meinen Dank.

Man betritt den äußeren Hof, wo zur Rechten das bunteste Blumenbeet prangt, und gleich durchmisst man einen tiefen Durchgang, um den inneren Hof zu erreichen.

Wir gelangen in das Heiligtum, wonach wir seit langem uns gesehnt. Es ist die Wohnung unserer Klassikerin, ganz im damaligen Zustand, so daß man die Stimmung so mancher ihrer Schöpfungen nachzuempfinden vermag. Alles redet von ihr, ihrer Umgebung und ihren Werken. Da lächelt zunächst Laßbergs, des Hausbesizers Büste in Samtkappe und wallendem Bart. Und wieder ein Kupferstich von Annettes greisem Schwager. Es ist ein bedeutender Kopf und erheischt ohne weiteres Ehrfurcht.

Josef Freiherr von Laßberg war geboren am 10. April 1770 als Sohn des Obersägermeisters beim Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen. Seine humanistische Bildung genoss er im Zisterzienserkloster Salmansweiler und am Gymnasium von Donaueschingen; die akademischen Studien vollendete er zu Straßburg und Freiburg. In Waldkunde und Forstkultur brachte er es zur Meisterschaft; doch neben seinem Berufsfach betrieb er Germanistik. Im Jahre 1805 überließ ihm die verwitwete Fürstin Elisabeth, geborene Thurn und Taxis, sozusagen ganz die Regierungsgeschäfte. Durch Napoleons Machtspruch waren die Fürstenberg der Landeshoheit entsetzt und das Land ihr Privatgut geworden.

Im Jahre 1817 schied Laßberg aus dem Dienste des Hauses Fürstenberg und zog sich auf sein Schloß Eppishausen im Thurgau zurück, das er Anno 1812 gekauft hatte. Im Jahre 1814 hatte er Fürstin Elisabeth von Fürstenberg geheiratet, die jedoch schon 1822 starb. Im Dezember 1834 heiratete er Jenny von Droste-Hülshoff, der Dichterin Schwester. Dies wurde die Veranlassung, daß Annette Hülshoff nach Eppishausen in die Schweiz kam und dort ein Jahr den Aufenthalt genoss. Laßberg mußte zunächst der Wirtschaft leben, der Sennerei, der Waldpflege und dem Weinbau; doch fand er genügend Zeit, seinen literarischen Studien obzuliegen und verschollene Werke neu herauszugeben. „Man muß alles zusammennehmen“, schreibt Othmar Scheinwiller, „die ganze Breite seines Daseins, das sich zwischen edelm Weidwerk, zwischen tragischen Liebeschicksalen und milder Erfüllung häuslichen Behagens, zwischen sammelnder und forschender Tätigkeit teilte und die Lieblingsstudien aus unscheinbaren Anfängen kräftig erblühen sah — man muß diese ganze reiche, in ihrer Unabhängigkeit und Gesundheit beneidenswerte Existenz im Auge haben, um die Worte an Uhland zu würdigen, mit denen er zwei Jahre vor seinem Tode auf sein Leben zurückblickt: „Es ist mir gut gegangen im Leben, Gott sei Lob und Dank. Ich habe Freunde gefunden, habe geliebt und bin geliebt worden, schön war mein Leben bis in mein hohes Alter. Morgen über acht Tage begehe ich den vierundachtzigsten Geburtstag; kommt und helft mir meinen Eiferwein vollends austrinken.“ Dann schließt er: „Wenn ihr nun, ihr lieben Freunde, über eine Weile hört: Den alten Jäger haben sie auch begraben, so sagt: Wohl ihm, er war ein treues schwäbisches Herz, er liebte uns und das alte deutsche Vaterland“¹.

Dem Aufenthalt der Droste in Eppishausen verdanken wir — nach Scheinwiller — Annettes Sänglieder, die Gesänge an die Elemente, die zwei Gedichte vom Weiher und das Poem über Schloß Berg. Auch des alten Pfarrers Woche



ist allda entstanden. Doch von ganz besonderem Wert bleibt der Sprachmeisterin Schilderung vom Alpenglühen der Appenzeller Berge. In ihrem Brief an Schlüter, ihren Freund zu Münster, begonnen am 22. Oktober und geschlossen am 19. November 1835, schreibt sie unterm 9. November: „Dort sah ich zuerst das Alpenglühen, nämlich dieses Brennen in dunkelm Rosenrot beim Sonnenauf- und -untergange, was sie glühendem Eisen gleichmacht... und nur bei der selten zutreffenden Vereinigung gewisser Wolkenlagen und Beschaffenheit der Luft stattfindet. Eine dunkellagernde Wolkenmasse, in der sich die Sonnenstrahlen brechen, gehört allemal mit dazu, aber noch sonst vieles. Nun hören Sie, ich sah, daß eine tüchtige Regenbat im Nordwest stand, und behielt desto unverrückter meine lieben Alpen im Auge, die noch zum Greifen hell vor mir lagen. Die Sonne, zum Untergang bereit, stand dem Gewölk nah und gab eine seltsam gebrochene, aber reizende Beleuchtung. Ich sah nach den Bergen, die recht hell glänzten, aber weiß wie gewöhnlich, als wenn die Sonne sonst auf den Schnee scheint — hatte kein Arg aus einer allmählich lebhafteren, gelblichen, dann rötlichen Färbung, bis sie mit einem Male anfing, sich zu steigern, rosenrot, dunkelrot, blaurot, immer schneller, immer tiefer, ich war außer mir, ich hätte in die Knie sinken mögen, ich war allein und mochte niemand rufen aus Furcht, etwas zu veräumen. Nun zogen die Wolken an das Gebirge, die feurigen Inseln schwammen in einem schwarzen Meere, jetzt stieg das Gewölk, alles ward finster. Ich machte mein Fenster zu, steckte den Kopf in die Sopapolster und mochte vorläufig nichts anderes sehen noch hören“.

Wir wandern weiter im Gemach der Droste. Es folgen die Bildnisse ihrer Schwester Jenny, ihrer übrigen Verwandten, Söhner und Freunde. Wenn man durchs Fenster zur Rechten blickt, baut sich mächtig die Terrassenmauer auf, mit Zinnen gekrönt, von roter Rebe überhangen, und aus dem blauen Himmel grüßt der treppengieblige Bergfried. Am traulichsten winkt das Erkerfenster gen Südwesten, mit seinem Blick auf den See, das Schweizer Gelände und die Alpsteinkette. Alles noch wie einst, und man steht ergriffen.

Hier also hat sich Annette in Laßbergs Familie seit dem Jahre 1843, freilich mit Unterbrechungen, immer wieder aufgehalten, hier ihre Tage beschloffen. Hier haben Geschichte und Sage, Natur und Volksleben ihr die Melodien zugerawscht, woraus sie ihre unsterblichen Lieder geschaffen.

Und um es gleich anzufügen, hier hat die Droste auch den See nicht nur bei friedlichem Mondaufgang, sondern auch in seinem wildesten Aufruhr beschrieben. Ich kann es mir nicht versagen, die Stelle aus dem Brief an Elise Rüdiger vom 18. November 1843 hierher zu setzen.

„Einen Sturm habe ich erlebt, oh, einen Großpapa aller Stürme, und habe Gott gedankt, daß ich ihn allein überstehen mußte. Es war in der zweiten Woche nach Ihrer Abreise, ich hatte einen langen Spaziergang über Haltenau hinaus gemacht und mich eben zum Rückwege gewendet, als ein wahres Teufelswetter losbrach, ohne Regen, nur Sturm, aber um die Berge zu versehen. Bei jedem Ruck faßte er mein dickes, wattiertes Kleid und wollte mich über die Mauer reißen, so daß ich gleich bergan und in die Neben flüchten mußte, wo ich mich kümmer-

lich an den Pfählen fortarbe'tete bis Haltenau und dort wie ein verunglückter Luftballon ins Haus mehr plumpste als flatterte, nämlich mit halbem Überstürzen, was sich wahrscheinlich eher mitleidenswerth als graziös mag ausgenommen haben. Die dicke Rebfrau konnte auch mit ihrem 'B'hüt is Gott, b'hüt is Gott' gar nicht aufhören und meinte, sie würde jetzt um fünf Gulden nicht über die Mauer nach Weersburg gehen. Was half das alles, ich mußte doch nach Hause, obwohl das Wüten draußen mit jeder Minute ärger wurde.

So ging ich wieder los und versuchte als letzten Ausweg mich gleich den Berg hinaufzudrängen, wo ich, schlimmstenfalls, doch nur bis in die nächsten Rebpfähle geschleudert werden konnte. Freilich, wenns mit hoher Gewalt geschah, immer gefährlich genug, zudem hätte ich, wie Sie wissen, Klippenwände überschreiten mü'ssen. Vielleicht wars gut, daß der Versuch mißlang, es war keine Möglichkeit, bei jedem Schritt höher konnte mich der Wind derber packen, ich mußte mehr kriechen als gehen, und bei jedem Ruck niederhocken, um nicht weggerissen zu werden, also wieder bergab, doch blieb ich zwischen den Reben, etwa dreißig Fuß über dem Mauerwege, es war eine greuliche Arbeit, ich habe über eine Stunde gebraucht.

Die meiste Zeit saß ich in einem Klümpchen dicht zusammen und wartete die Pausen der Stöße ab, um mich dann zehn oder zwölf Schritte voranzumachen. Was wir zusammen erlebt haben, kann Ihnen nicht einmal einen schwachen Begriff davon geben; aber der See war unbeschreiblich schön, so durchsichtig und in allen Farben wechselnd, wie ich davor keine Ahnung gehabt. — Die Sonne warf durch Wolkenslücken ein prächtiges falsches Licht darauf, und man wurde fast geblendet durch das Blitzen der Springquellen, die unter mir wie eine endlose Reihe Spritzbrunnen aufstiegen und zwar nicht, wie wir es kennen, nur diesseits der Mauer, sondern wenigstens vierzig Fuß höher, weit über mir und meinen Rebstöcken niederplatzten, so daß ich nach ein paar Minuten keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte und mein Rock sich in einen gefüllten Schwamm verwandelte, der mich niederzog wie Blei.

Noch einmal hatte ich einen schweren Stand, die Stiegen hinauf, wo der Wind wieder alle Macht hatte und besonders auf der langen, schmalen Brücke über den Mühlrädern, wo ich einmal keinen andern Rat wußte, als mich platt hinzuwerfen und doch wohl herabgeweht wäre, wenn nicht der Müller, der auch gerade genötigt war, die Brücke zu nehmen, mich am Boden festgehalten und dann auch die letzte Stiege hinaufgeleitet hätte.

Als ich ins Schloß kam, schnatternd und einen nassen Streifen hinter mir lassend, wie ein geschwemmter Hund, ward ich empfangen wie ein verunglücktes Tier. Es mißlang mir, in mein Zimmer zu schlüpfen. Laßberg stand zufällig im oberen Flur und erhob ein solches

Geschrei: Am Gotteswillen, wo kommen Sie her? Was haben Sie gemacht? Was denken Sie auch?, daß ich gleich auf eine sehr unerwünschte Weise in die Familie geriet. Mama war anfangs wirklich böse, glaubte mir aber sogleich, daß ich bei ganz leidlichem, spazierfähigem Wetter ausgegangen sei. Laßberg konnte ich mich nicht begreiflich machen, er war tauber wie gewöhnlich, und ich habe ihn mitten in seinen Auslassungen über meine Unvernunft müssen stehen lassen, denn mich frox erbärmlich. Jenny sagte nichts, aber sie bestellte sogleich einen heißen Krug und Tee, nahm mich dann beim Arm und brachte mich in meinem Zimmer zu Bette. Meinen dicken Rock habe ich acht Tage nicht anziehen können, so lange hat er auf dem Boden trocknen müssen..."

Noch im Jahre 1843 kaufte die Westfälin, um doch einen Eigenbesitz zu haben, das Fürstenthäuschen oberhalb der Stadt. Diesem galt mein zweiter Gang. Man steigt zum Marktplatz und durchschreitet das obere Thor mit seiner Stufenkrönung. Auf der Landstraße wendet man sich rechts, bis auf einmal zur Linken ein steiler Pfad emporführt zu einem Gartengitter.

Beim Aufstieg gewahrt man über der Straßenmauer nur Maispflanzung, die Blätter meist abgedorrt, doch bald wird das Bild poetischer, denn schon beginnt Annetts üppiger Rebgarten. Jetzt winkt das vielbesuchte Häuschen herab. Sozusagen ergreifend ist es, mit welchem Feingefühl die damaligen Bürger und Bauern von hier dem adeligen Fräulein freie Hand gelassen haben zum Ankauf dieses Gutes.

Hierüber meldet die Käuferin an ihre Freundin Sophie von Harthausen:

„Diese niedliche Miniaturbesitzung, die ihre Herren weit weg in Freiburg hatte, war jedermanns Augenmerk, und als sie zum Verkauf kam, strömten alle Honoratioren zu. Ich ging auch hin, warum weiß ich kaum, ich dachte wohl, es wäre hübsch, wenn ich es kaufen könnte, um es einstens, da es doch an Jennys Gärtlein stößt, ihren Kindern zu hinterlassen, aber es fiel mir nicht ein, daß ich es könnte.“

Sowie ich hereinkam, fragte mich einer der Honoratioren: Wollen Sie mitbieten? Ich sagte: Vielleicht, je nachdem es fällt. Worauf gleich mehrere der Herren fortgingen, auch etliche der Bauern, die andern blieben ruhig sitzen und boten nicht, außer einem Bauer, der auch bald stillschwieg, als ich ganz schüchtern anfang, gegen ihn zu bieten, und so wurde mir schon nach ein paar Minuten die ganze Geschichte für vierhundert Taler zugeschlagen. Was sagst Du dazu? Alle behaupten, ich hätte lächerlich wohlfeil gekauft, die Reben allein kosteten hier in schlechter Lage so viel, in guter wenigstens das doppelte, und das Haus hätte ich ganz umsonst. Der Verkauf ist zwar noch nicht bestätigt, aber meine Leute sagen, das werde nicht ausbleiben, da die Besitzer dieser Kleinigkeit zugleich ganz große, anstoßende Strecken mit haben versteigern lassen, die sämtlich hoch aufgetrieben sind, daß dieser kleine Schaden gegen



Meersburg am Bodensee

den großen Gewinn nicht in Betracht kommt und sie gewiß deshalb die Gant nicht umstoßen werden. Das Geld dazu bekomme ich jedenfalls für die erste Ausgabe meiner Gedichte: gibt mirs Cotta nicht, so haben mir schon andere höher geboten. Ich habe recht Freude an dem Kauf."

Annette hatte Grund dazu, „denn die Aussicht ist fast zu schön“, schreibt sie am 18. November 1843 an ihre Freundin Elise Müdiger, „d. h. mir zu belebt, was die Nah-, und zu schrankenlos, was die Fernsicht betrifft. Es ist der höchste Punkt dieser Umgebungen. Gleich am Fuße des Hügels zwei sich kreuzende Landstraßen, tiefer Stadt und Schloß Meersburg, die hier ganz niedrig zu liegen scheinen: als nächste Punkte darin (etwa tausend Schritte entfernt) und sich günstig darbietend, rechts das alte Schloß, links das Seminar, von wo nachmittags der Chorgefang so deutlich aufsteigt, daß keine Note verloren geht; tief unten der See mit seiner ganzen Rundschau, die Insel Mainau, Konstanz, Münsterlingen, das Thurgau, St. Gallen, auf der einen Seite nur durch die Alpen beschränkt (von denen ich hier noch die ganze Vorarlberger Kette als Zugabe genieße), von der andern durch die Regel des Hegaus. Es ist eigentlich schön und die Meersburger halten dies Fürstehäuschen (auch der Hinderberg genannt) für eine Perle. Mir wird es eher zu viel, denn wie ich von droben die ganze Gegend überblicken, ja beherrschen kann, jeden Bürger, der auf die Gasse oder auch nur ans Fenster, jeden Bauern, der in seinen Hofraum tritt, so komme ich mir vor wie der Student von Salamanka, dem der hintende Teufel die Hausdächer abgehoben hat, und mir ist beinahe sündlich zumute. Vom Häuschen bis zur Landstraße hinunter führt eine Steintreppe mitten durch die Reben, die ich zum Laubengange

machen und auf der Hälfte, mittels zweier Ausbiegungen, mit ein paar niedlichen versteckten Ruhbänken versehen will. Unten ist die Treppe schon durch ein Gartenspörtchen verschlossen ..."

Seit der Dichterin Tod ist dieses Heim schon von tausenden besucht worden. Auch ich hatte ja oft von dieser Beschäftigung geträumt. Der jetzigen Besitzerin ist es gelungen, die verschiedensten Andenken aus der Drosste Nachlaß hier zu vereinigen. Da schauen wir die Dichterin im Alter von siebzehn Lenzen, weiter mit achtzehn Jahren. Mit zweiunddreißig Sommern hält sie ein Pastellbild fest: sie steht in ihrer Vollherrlichkeit, das Haupt von den dichten Locken umrahmt. Und wieder treffen wir sie in den Vierziger-, in den Fünfzigerjahren, und immer gewährt sie den nämlichen zauberartigen Eindruck. Andere Bilder entrollen die Heimat der Nordländerin, die westfälische Heide. Die Büste der seltsamen Frau bekundet einen wehen Zug.

Lange stand ich vor dem Marmorbild in Betrachtung. Ich sann darüber nach, wie es gekommen wäre, freilich unter andern Voraussetzungen, wenn Annette Hülschhoff und Levin Schücking sich zum Lebensbunde zu finden vermocht hätten. Kaum waren in der Geschichte zwei Wesen so aufeinander gestimmt wie diese beiden Seelen. Beides Aristokraten aus vollem Bewußtsein, die dichterische Begabung bei beiden vorhanden, im Denken und Fühlen beide aufs innigste verwandt, ja in allen Ansichten sozusagen übereinstimmend, in Hinsicht auf kirchliche Gesinnung vielleicht etwas abweichend, doch sonst aufs wunderbarste miteinander geeint. Daß Annette, ohne sich dessen bewußt zu werden, die tiefste Neigung zu Levin schöpfen mußte, ist uns nach alldem begreiflich, doch ebenso sicher bleibt, daß diese starke Frau, wäre es von einer Seite zu einer Werbung gekommen, als erste die Hand erhoben hätte: Rühr

mich nicht an, ich muß einsam bleiben. Levin war siebzehn Jahre jünger, da konnte und wollte sie seinem Glück nicht im Wege stehen.

Eines dagegen muß festgehalten werden, Annette kannte ein Bedürfnis nach Liebe, und in ihr hatte das Weib eine Prägung gefunden, wie wir es nicht inniger und zarter zu denken vermögen. Detlev von Liliencron sagt von ihr: „Annette von Droste, o du mächtiges, lebensstarkes Weib, stündest du vor mir, fiel ich aufs Knie, küßte, überströmend, dir die Hände und dankte dir für dein großes, edles, gütiges, liebeschweres, geheimnisvolles Herz...“⁴

Im Herbst 1841 ließ der Freiherr von Laßberg auf der Droste Empfehlung zur Ordnung seiner Bücherei, vor allem der provenzalischen Handschriften, Levin Schücking nach Meersburg kommen, und zugleich gedachte er, „Annette eine Freude zu machen“. In der Tat wirkte Levins Einfluß auf die Dichterin so anregend, daß sie in seiner Gegenwart die fruchtbarste Zeit hatte für ihre Poesie. Verstand doch niemand Annette so wie Levin, und hätte niemand auf seine Gedanken so eingehen können, wie die Droste.

Auch hatte ihm die Klassikerin neben der emsigen Besorgtheit um sein Lebensglück literarische Hilfe geleistet. In seinen Erinnerungen bekennt er: „Im Winter 1840 auf 1841 galt es, möglich schnell das Buch über Westfalen herzustellen: diese Aufgabe hätte ich nicht lösen können ohne Annetens Anteilnahme. Das Land nach allen Richtungen hin zu durchziehen, um unbekannte Striche aus eigener Anschauung kennenzulernen, dazu war nicht die Zeit gelassen, auch begann der Winter es unmöglich zu machen. Hier half nun Annette. Sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättchen dazu, die in der Abschrift zu Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen und historischen Stoffen, die sich hiefür zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Schaffensleichtigkeit die poetische Form, in der diese Bearbeitungen später unter ihren Gedichten erschienen sind. Und so kann man das Buch entstanden nennen aus einer Zusammenarbeit von Freiligrath, dem freilich nur die erste Lieferung angehört, Annette von Droste und mir. — Diese werktätige Unterstützung Annetens setzte sich für meine nächsten Arbeiten fort.“

Und als ich dann einen Roman zu schreiben anfang, der unter dem Stichwort: Eine dunkle Tat (Leipzig 1846) erschienen ist, fügte sie ihm die reizende Schilderung eines Stiftsfrauleins in ihrem alten Curiengebäude ein, die etwa von Seite 63 bis 100 dieses Buches reicht. Ihr Gedicht: Meister Gerhard, ein Rotturmo, entstand dann, um als Beisteuer zu jener Romantil zu dienen, die mir die Idee der Vollendung des Kölner Domes entlockte...“⁵

Doch, was war Levins Segendienst? Levin war es, der der Droste das dichterische Selbstbewußtsein stärkte und erhielt und sie damit unaufhörlich antrieb und hob. Als Beleg sehe

ich Schückings Brief an Annette aus dem Frühjahr 1841 her... „Vor Ihren Balladen hab ich innerlich so viel Respekt — denken Sie, auf Ihre Verheißung von mehreren (Gedichten) noch, hab ich, um desto mehr Raum dafür zu bekommen, auf der Stelle ein eigenes langes Gedicht mit großartig kräftigen Jügen im Manuskripte durchgestrichen. Sind Sie nun wieder zufrieden, mein Mütterchen? Mehr kann ein Poet des neunzehnten Jahrhunderts doch nicht tun, und ich weiß auch nicht, ob ich dies über mich vermocht hätte, hätte Tieck oder Lenau sich erboten, den Raum zu füllen. Sehen Sie, Mütterchen, das kommt daher: ich habe Sie zwar so lieb, daß ich leichter als andre Menschen geneigt bin, Ihre Gedichte schlecht zu finden — gerade weil ich meine, was Sie machten, müßte immer gleich ein Wunder von Fürtrefflichkeit sein. Aber trotzdem glaube ich, daß unter unsern Zeitgenossen niemand mehr ist, der eigentlich klassisch schreiben kann, Sie allein ausgenommen. Ich weiß Ihnen nicht ganz auszudrücken, wie ich das fühle. Bei allen Dichtern unsrer Zeit fühle ich ein Dilettantenhafte, hier und da ein Mattes, Gemachtes, Freiligrath und Lenau nicht ausgenommen. Das ist nie bei Ihren Sachen der Fall — was Sie schreiben, gehört in das Ganze, wie jede einzelne Jade in einen Dom. Der Dom ist auch nicht aus der Erde gewachsen, sondern von Menschenhänden aufgeführt, aber er ist doch ein Ganzes, Organisches, das außer dem Bereich aller Willkür liegt, so daß keineswegs vielleicht da und dort ein Stein hätte anders gelegt werden können...“⁶

So verstehen wir Annetens Geständnis an Levin vom 10. Oktober 1841: „... Unser Zusammenleben in Räschaus war die poetischste und das in Meersburg gewiß die heimischste und herzlichste Zeit unseres beiderseitigen Lebens, und die Welt kommt mir seitdem gewaltig nüchtern vor.“ Wir würdigen der Droste Verlangen aus Meersburg vom 4. Mai 1842 an ihren Mentor. „Schreib mir nur oft, mein Talent steigt und stirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen: sonst wäre es mir viel lieber und bequemer, mir innerlich allein etwas vorzudichten. Sobald ich diesen Brief geschlossen, gehts con furore ans Werk... Mich dünkt, könnte ich Dich aller Tage nur zwei Minuten sehn, — o Gott, nur einen Augenblick — dann würde ich jetzt singen, daß die Lachse aus dem Bodensee spränge und die Röhren sich mir auf die Schultern setzten...“⁷

Und endlich ahnen wir in etwa der Dichterin Schmerz in der Seeburg über eines solchen Sönnners Verlust: „... Ob ich mich freuen, nach Haus zu kommen? Nein, Levin, nein. Was mir diese Umgebungen vor sechs Wochen noch so traurig gemacht, das macht sie mir jetzt so lieb, daß ich mich nur mit schwerem Herzen von ihnen trennen kann. Hör, Kind, ich gehe jeden Tag den Weg nach Haltenau, setze mich auf die erste Treppe, wo ich Dich zu erwarten pflegte,

und sehe, ohne Fernglas, nach dem Wege bei Vogels Garten hinüber. Kommt dann jemand, was jeden Tag ein paarmal geschieht, so kann ich mir, bei meiner Blindheit, lange einbilden, Du wärst es, und Du glaubst nicht, wieviel mir das ist. Auch Dein Zimmer habe ich hier, wo ich mich stundenlang in Deinen Sessel setzen kann, ohne daß mich jemand stört — und den Weg zum Turm, den ich so oft abends gegangen bin — und mein eigenes Zimmer mit dem Kanapee und Stuhl am Ofen — ach Gott, überall — kurz, es wird mir sehr schwer, von hier zu gehen, obendrein noch zweihundert Stunden weiter, als wir jetzt schon getrennt sind. Solltest Du es wohl recht wissen, wie lieb ich Dich habe? Ich glaube kaum...

So bleibt es ein tragisches Los, daß zwischen diesen beiden ein solcher Altersunterschied obwalten mußte. Fast möchte man die Sternenuhr eines Irrtums zeihen oder den Engeln gram werden, daß sie nicht durch eine kleine, leicht verzeihliche Umstellung in den Schicksalsbüchern der Menschheit die Ziffern um ein wenig verschoben. Es mag nun von Bedeutung sein, auf der Westfälin Drang und Trieb nach Liebe näher einzugehen.

Othmar Scheiwiller zeichnet ihren Charakter so: „Ihr Wesen zehrte und näherte sich in seinem geheimsten Grundquell, noch mehr denn von der Natur, von den Leuten. Dies lag im hervorstechenden Zug ihrer ausgesprochenen Menschenzuneigung, ihrer überquellenden Güte. Wenn sie ihre jugendliche Freundin Elise Rüdiger mit den Worten zeichnet: Elises Liebe strömt von ihr aus, ihr Herz ist keine Geheimkammer, kein verborgen siedender Vulkan, sondern eine stille, lebendige Herdflamme, die ihre Wärme gern denen zukommen läßt, die ihr wirklich nahesteht, und selbst am meisten beglückt wird — hätte sie ihr eigenes Wesen gründlicher verraten können? Ihrer Güte war es ein unabweisbares Bedürfnis, Menschen zu haben, auf die sie den ganzen Reichtum ihrer Seele ergoß, und wenn es keine Menschen gegeben hätte, sie hätte sie schaffen müssen, um ihre ureigenste Lebensbedingung nicht verkümmern zu lassen. Dem wunderbar mütterlichen Zug ihres Frauengemütes war es unmöglich, sich selbstgenügsam zu verschließen; es konnte erst leben und sich auswirken in den Sonnenstrahlen, mit denen es leuchtend und warm ein geliebtes Wesen umfing. Wie hat sie es selber empfunden und ausgesprochen, wenn sie das Stiftsfräulein in Schüdings Roman, Eine dunkle Tat, zu seinem jungen Schülking sagen läßt: Ich will wie eine Verwandte für Sie sorgen, will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich muß jemand haben, der mein ist und dem ich wie einem geduldigen Kamele alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu gehen, zu beschützen und zu leiten in mir übersprudelt“.

Doch auch Sattenliebe und Mutterfreuden finden bei unserer Edelseele das wärmste Verständnis. Dem bejahrten Laßberg hatte ihre



Eingangstor des alten Schlosses in Meersburg, des Sterbehäuses der Annette von Droste-Hülshoff

Schwester Jenny gleich Zwillingmädchen gebracht. Von Münster flog darauf kein Brief nach Eppishausen, worin sich nicht die Schwägerin nach dem Rötelchen und dem Blauchen, wie sie die Kinder nannte, erkundigt hätte. „Ich werde keinen Morgen wach“, schreibt sie unterm 24. Jänner 1837 von Bonn ins thurgauische Schloß, „ohne an Euch, Ihr Lieben, zu denken. Allemal fällt es mir ein, daß Mama mir zuweilen Rötelchen ins Bett brachte und wie es zuerst so niedlich artig war und nachher so niedlich unartig, sein Köpfcchen hin und her schob und mit seinen Spazensfingerchen mich in die Nase kniff. Du mußt mir durchaus mal ordentlich von Deinen Kindern schreiben, sie liegen mir so in Gedanken.“ Und nochmals kommt sie darauf zurück: „Ganz viel mußt Du mir erzählen von den Kindern, von allen beiden, ich will gar keinen Unterschied machen. Ich denke immer, ob sie denn noch keine Lust haben, ein Jähnechen zu bekommen. Das dauert doch lange. Wie nehmen sich jetzt die Härchen aus, nun sie länger werden? Sie sind keine Füchse, nicht wahr? Kann Rötel schon kriechen? Und muß es noch immer die mindeste sein? Aber wartet nur bis ich komme, da werde ich sie schon nehmen, wenn ihr andern auch alle geschlossen über die dicke Blaue herfällt... Adieu, Jenny, tausend Liebes an Laßberg und alle, die meiner noch gedenken...“

Endlich finden wir in der Droste späteren Jahren das Beispiel einer Freundesliebe an ihr, wie es nicht trauter erdacht werden könnte. Es ist ihr Verhältnis zu Fräulein Philippa Pearsall, der Tochter von Robert Lutas Pearsall zu Wartensee bei Norschach. Wie sie für die Freundin empfand, geht aus dem Brief an diese hervor, den sie ihr zukommen ließ statt eines Besuchs: Annette bedauert, daß sie nicht nach

Wartensee zu reifen imstande gewesen: „Es tut mir recht im Herzen weh, meine Philippa, denn ich fürchte immer, Sie verlassen Wartensee, und ich werde im nächsten Jahr nur leere Wände finden oder, was noch schlimmer ist, fremde Gesichter, denen ich es gar nicht gönne, an einem Ort zu sein, der mir durch Sie lieb geworden ist. Werden Sie meiner auch immer gedenken, Philippa, auch wenn wir auf längere Zeit getrennt würden? Ich weiß, daß ich Sie nie vergessen, Ihnen immer schreiben, und wann Sie mir nicht gar zu weit von meinem Wege verschlagen werden (etwa nach Wien, London usw.), Sie auch immer auffuchen und ein paar Tagereisen nicht achten werde. Ihre Liebe ist mir ein frischer, wohlthätiger Strahl in meinem Leben, bewahren Sie sie mir so getreulich, wie ich Ihnen die meinige bewahren werde, so kann es nicht fehlen, daß ein fester Wille von beiden Seiten uns auch wieder zusammenführt...“

Und dann das Denkmal dieser Beziehung im Gedicht, wo die Freundin auf der Sinne ihrer Meersburg Aussicht hält, ob nicht ein Boot ihre Philippa hertrage vom schweizerischen Ufer.

Im Osten quillt das junge Licht,
Sein goldner Duft spielt auf den Wellen:
Und wie ein zartes Traumgesicht
Sieh ich ein fernes Segel schwellen.
O könnte ich der Möve gleich
Umkreisen es in luftigen Ringen;
O wäre mein der Lüfte Reich,
Mein junge, lebensfrohe Schwingen.

Um dich, Philippa, spielt das Licht,
Dich hat der Morgenhauch umgeben;
Du bist ein liebes Traumgesicht
Am Horizont vor meinem Leben.
Sieh deine Flagge ich so fern
Und träumerisch von Luft umflossen,
Vergessen möcht ich dann so gern,
Daß sich mein Horizont geschlossen.

Vergessen, daß mein Abend kam,
Mein Licht verzittert Funk an Funken,
Daß Zeit mir längst die Flagge nahm
Und meine Segel längst gesunken.
Doch können sie nicht jugendlich
Und frisch sich neben deinen breiten:
Philippa, lieben kann ich dich
Und segnend deine Fahrt geleiten¹⁰.

So hat der Meister dieser Marmorbüste seine Heldin richtig verstanden, indem er ihr den Zug der Trauer ins Antlitz geprägt. Und wir verabschieden uns im Museum bei allem Mitgefühl mit Genugtuung von der Klassikerin Steinbild. Alljährlich bekommt es von Münster einen frischen Kranz von Heidekraut.

Das wertvollste hier sind Annetzens Handschriften, so eine vom Geistlichen Jahr, dann die Sängerslieder in erster Fassung. Das Gedicht vom Herbst ist durch die verbessernde Hand schwer durchgeschrieben. Hier lernen wir auch das Wappen der Hülshoff kennen, den geflügelten

Fisch mit dem Wahlspruch: „E captura appeto coelestia“, aus dem Kerker streb ich dem Himmlichen zu: durch Nacht zum Licht.

Unterdessen war die Freifrau Marie Drost-Hülshoff erschienen und wußte mir wertvolle Einzelheiten mitzuteilen über das Häuschen. Wir traten auf die Laube hinaus, die ganz von Neben umspinnen ist und den Blick auf Annetzens Gärten offenläßt. Im übrigen ist alles ringsum mit Wein bepflanzt: die Blätter bereits in Braun und Rot und Lila und Goldfarbe. Wir wandten uns wieder nach Südost. Die Aussicht von dieser Stelle auf Kirche und Burg und See bleibt fesselnd. Man muß gestehen, daß die Alten zur Wahl ihrer Luftpläschen ein geübtes Auge ihr eigen genannt haben.

Das Fürstenhäuschen wurde erbaut von dem Konstanzer Domherrn Jakob Fugger, geboren in Augsburg am 18. Oktober 1567, dem späteren Bischof dieser ausgedehnten Diözese. Weil er, wie alle Bischöfe seit der Reformation, in Meersburg seinen Regierungssitz hatte, konnte er dieser Stadt namhafte Stiftungen vermachen. Aber zweihundert Jahre verblieb das Heim am Hindenberg im Besitze der Konstanzer Fürstbischöfe, bis die allgemeine Verstaatlichung jeder geistlichen Herrschaft ein Ende setzte. Als die Tochter von Rüschaus das Gut kaufte, war es Eigentum der Meersburger Priesterhausverwaltung, die sich als Verkäuferin unterschrieb: der Preis war siebenhundert Gulden.

Beim Gitter wandte ich mich nochmals zurück, um mir das Bild fest einzuprägen. Dann galt es die nämliche Straße weiterzuwandern, um den Gottesacker zu finden mit Annetzens Grab. Es führen Stationszeichen hinaus, und jetzt im Spätherbst war es erquicklich, wie die wilde Rebe, die jedes Bildstöcklein reichlich umrankt, in den verschiedenen Übergängen von Rot und Lila und Braungold sich malte. In einer kleinen Viertelstunde erreicht man die Stätte. Eine hohe Trauerweide erhebt sich an der ersten Ecke und senkt ihr Geäst über die Einfriedungsmauer. Sie steht da wie zum Ausdruck der Klage einer ganzen Nation, die hier ihre gefeiertste Dichterin begraben. Man wandert durch das Tor und wendet sich zur Linken, wo eine Gruftkapelle die Ecke ausfüllt. Der Platz davor mit seinen Gräbern ist durch ein Eisengitter eingezäunt. Im Kapellchen selbst ruht unter der Bodenplatte der Freiherr von Laßberg. Vor dem Heiligthum zeigen sich zu beiden Seiten je vier Gräber mit ihren Denksteinen. Der erste Grabstein zur Linken enthält die Inschrift: Hier ruht Anna Elisabeth von Drost-Hülshoff, geboren 10. Jänner 1797, gestorben 24. Mai 1848. Ehre sei Gott! Das Denkmal ist Sandstein, die Goldinschrift ist etwas verblichen, von der rückwärtigen Mauer fällt jetzt die rote Jungferne wie ein Trauerteppich herab, der Totenhügel ist mit Immergrün überwachsen, ein Rosenstrauch trägt eine letzte Blüte. Man hat den Eindruck, als läße hier ein Familienkreis beisammen: die germanische Sappho hätte zur Seite ihren Lehnstuhl und läße der Gesellschaft vor. Der alte Freiherr, ganz auf die Studien des Mittelalters ver-

schworen, rümpft mitunter ein wenig die Stirn; doch kann er nicht umhin, staunend den Blick zu erheben und zu bekennen, daß hier ein bedeutender Geist sich offenbart.

Die landschaftliche Umrahmung könnte nicht passender sein. Der Blick auf den Sattelturm der Kirche, die Zinnen der Burg, das Stufentor, die alten Siebel in der Tiefe und in der Ferne weithin der blaue See, das ist die deutsche Landschaft, wie sie nicht besser sich kundgeben mag.

Auf dem Rückweg kam ich wieder am Tustulum der nordländischen Prophetin vorüber und dachte daran, wie Levin Schücking sie mit seiner jungen Gattin Luise von Gall im Mai 1844 in Meersburg besuchten. Wo Levin in seinen Denkwürdigkeiten von diesem letzten Zusammensein berichtet, sagt er: „Und so lasse ich die romantische Meersburg, die edeln Gestalten, die in meiner Erinnerung sie beleben, die Gedankenwelt, mit der sie mich erfüllt, sowie die über sich selbst nicht ganz klaren Empfindungen, womit ich dort in das große und leuchtende Auge der besten Freundin, die ich im Leben gefunden habe, geblickt, wie eine Fata Morgana in den Spiegel des Bodensees versinken. Wenn wir, wie so oft, hart am Rande des Wassers entlangschritten, darauf er-

Meersburg



picht, ihm Muscheln und hübsche Schneckengebilde zu entrafen, kamen die Wellen, die bis an unsere Füße spülten, und strudelten in die Fußtapfen hinein, die der schmale kleine Schuh des westfälischen Edelräuleins in dem weichen Sande zurückließ. Das konnte für sie nichts Sinnbildliches haben, denn die Wogen der Zeit können die Spur von ihren Erdentagen nicht fortspülen und auslöschen, aber die steilen und harten Alpenwände, die jenseits der weiten Wasserfläche im Süd und im West sich aufstürzten, hatten nur zu viel Gleichnisartiges für den Pfad durchs Leben, den ich von diesem Zeitpunkt an weiter wandern sollte“¹¹.

Die Freunde schieden für immer. In ihrem Turmzimmer saß hierauf, das Lockenhaupt tief gesenkt, die Sibylle von Meersburg und schrieb das Gedicht „Lebt wohl!“.

Lebt wohl!

Lebt wohl, es kann nicht anders sein,
Spannt flatternd eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im iden, geisterhaften Haus.
Lebt wohl, und nehmt mein Herz mit euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl:
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal. —

Wie das Abendschiff an Meersburg anlegte, war der Tag beinahe gesunken. Im Westen lag tief das letzte Gold: die Wellenkämme auf dem Wasserpiegel hoben und senkten sich mit roten Säumen. Noch einmal prägte ich mir das Stadtbild ein. Der Bergfried ragte hoch, der Turm hob seinen Scheitel in den grünlichen Himmel und die Treppengiebel der Unterstadt schmiegleten sich an die königlichen Bauten des Hintergrundes. Allein die Hügel weithin prangten in den Herbsttönen, und es war einem, als ob die Landschaft noch einmal zu blühen anhöbe und dabei ihren üppigsten Farbenschmuck ausgöffe, und dies alles, um eine Gruft zu umkränzen, worin wir so viel Güte begraben, so viel unbeantwortete und doch so unerschöpfliche, überirdische kostbare Liebe.

¹ Dr. Othmar Scheiwiler, Annette von Droste-Hülshoff in der Schweiz. Benziger, Einsiedeln, 1926, S. 67. Aus diesem Werk sind hier die geschichtlichen Daten geschöpft.

² Ebenda S. 51.

³ Hans Amelung, Droste-Hülshoff, Briefe, Gedichte, Erzählungen, Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München 1923, S. 79.

⁴ Muschler, Briefe von Annette Droste-Hülshoff und Levin Schücking, Leipzig, Fr. Wilh. Runow, 1928, S. XXIX.

⁵ Levin Schücking, Lebenserinnerungen, Breslau, Schottländer, 1886, 1. B. S. 146.

⁶ Muschler, Briefe S. 24 ff.

⁷ Ebenda S. 50.

⁸ Scheiwiler, S. 87.

⁹ Scheiwiler, S. 143.

¹⁰ Scheiwiler, S. 256.

¹¹ Lebenserinnerungen, Breslau, Schottländer 1886, 1. Band, S. 185.

Die Schafherde



erade vor dem Spezereislädlein der ehrbaren Witwe Leinsam traf der Christian mit dem Pfarrer zusammen. Sie hatten es beide eilig, aber bis sie sich gehörig begrüßt und ein wenig geplauscht hatten, konnten sie auch schon nicht mehr weitergehen, weil gerade eine große Schafherde

— es mochten an die 400 Tiere sein — schön gemächlich einhergezogen kam. Die beiden Männer nahmen es nicht übel; sie waren beide im Herzen so viel Kind geblieben, daß ihnen der Anblick der sanften Tiere tief drinnen wohlthat. So traten sie denn auf die Stufen, die zum Kramladen hinaufführten, der Pfarrer drückte sogar rasch die Türklinke auf, so daß das giftige Ladenglöckchen sich heiser überbimmelte, und rief die Krämerin herbei, weil er dachte, es könnte ihr auch nichts schaden, an den frommen Schafen ein Weilschen Augenweide zu halten. Und dann schauten sie recht dreieinig der wolligen Prozeßion zu und vergaßen völlig, daß sie es eigentlich eilig hatten. Muckmäuschenstill standen sie da, nur ihre Augen kugelten hin und her über den wallenden Teppich der Bliese. Ihre Ohren aber schmausten das eintönig-melodische Getrippel der kleinen Hufe. Sie und da stuzte eines der Tiere und glogte die merkwürdige Tribünen-dreierheit auf dem Treppchen an, bis es von seinem Nachfolger weitergestumpt wurde und sich erinnerte, daß man nicht aus der Reihe tanzen dürfe.

So war denn die ganze Herde vorübergetrappelt, und nur ein leicht aufgewirbelter Staub wie Bodennebel und etliche Kleckse wie von Pech waren hinter ihr geblieben. Man hätte jetzt weitergehen können, aber die Eiligen hatten es anscheinend jetzt doch nicht mehr so eilig, und der Witwe Leinsam kam einer der klügsten Gedanken des Vormittags: „Wenn die Herren ein wenig in mein hinteres Stübchen kommen wollten, ich hätte dann auch noch ein Gläschen Anisette für so seltene Gäste.“ Die Herren wollten.

Und als sie dann so saßen — die Witwe wurde allerdings ein paarmal hinausgeschellt in ihre „Kolonialwarenhandlung“ —, begann der Pfarrer nach einem behaglichen Schlüchchen: „Da hab ich mir doch vorhin eine ganze Menae Sachen denken müssen, als die Herde an uns vorbeizog.“

„Mir wie vom Mund genommen, Herr Pfarrer!“, pflichtete der Christian bei. „Wissen Sie, das Gute-Hirten-Evangelium vom zweiten Sonntag nach Ostern ist mir halt doch eines der liebsten im ganzen Jahr.“

„Gewiß, aber dann eine solche Illustration dazu auf unserer Dorfstraße — da gehen einem erst die inneren Augen recht auf“, beschied ihn der Pfarrer.

„Also, Christian, nix für ungut“, mischte sich die Krämerin dazwischen, „dann meine ich halt,

du solltest dir lieber noch ein Schnäpschen einschenken und dem Herrn Pfarrer das Wort lassen, ich mein ja nur.“ Was dem Christian auch recht war, denn er war eine gutmütige Haut, und zwei Anisette sind ja auch viel bekömmlicher als ein einzelner. Der Pfarrer war übrigens auch schon beim zweiten.

„Also“, sagte der Priester, „diese Herde ist mir recht wie eine große Familie vorgekommen. Da waren doch zwei Hirten dabei, nicht wahr? Der eine ging voraus, der andere hinterdrein. Der vorne hat den Weg gewiesen und sozusagen das Tempo angegeben mit seinen bedächtig ausholenden Schritten. Schaut, das war der Vater dieser Familie. Der geht allemal voran, wegweisend, die Gesamtordnung bestimmend, das Tempo angehend, und alle Trippler und Trappler hinter ihm folgen willig, weil sie wissen: So ist's recht, er hat noch immer einen fetten Weideplatz und ein munteres Brünnelein und eine beschützte Bleibe in der Nacht für uns gefunden. Der jüngere Hirte aber, der am Schluß der Herde ging, dünkt mich recht wie eine Mutter, die alles überblickt und im Überblick zusammenhält und im Zusammenhalt betreut. Der vordere Hirte — quasi also der Vater — weiß oft nicht so recht, was im einzelnen hinter seinem Rücken geschieht, aber er kann sich auf die ‚nachgehende‘ Fürsorge und Liebe — gleichsam der Mutter — verlassen. Muß es nicht in den Familien auch so sein? Zwei sind gesetzt: Vater und Mutter, mit verschiedenen Aufgaben, aber einem gemeinsamen Auftrag: Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“

„Wie schön Sie das sagen, Herr Pfarrer!“, warf Christian ein, aber die Witwe hob den Finger. Das hieß: Laß ihn weiterreden!

„Ja, und die Hirten hatten sehr angestrengte Gesichter, ist euch das nicht aufgefallen? Weiden und Leiten ist gar nicht so mühelos. Wieviel Tagwerke und Nachtwachen und Wegstrecken sind damit verbunden! Aber während der väterliche Hirte an der Spitze seiner Schar ganz ernst blieb, hat der jüngere denn doch einen kleinen leisen Pfiff getan, fast wie einer deiner Käfigpiepmake, Christian, und hat beim Vorübergang leicht gelächelt. Das ist eben wieder die Mutter gewesen, die in den dunklen Ernst des Vaters die hellen Lichter der Freude einsprenkelt, damit die jungen zagen Herzen nicht verzagen und nicht verbüßern. Was ist doch so ein Werktaglächeln und so eine Sonntagsfröhlichkeit der Mutter für eine gute Sache in den Familienstuben!“

Da schneuzte sich die arme linderlose Witwe Leinsam und lief ein Weilschen hinaus, indes die Männer ein Verlegenheitschlüchchen taten.

Und dann fuhr der Pfarrer fort: „Jetzt hab ich aber vorhin nicht nur die Hirten ins Auge gefaßt, sondern auch die Herde, und da sind mir — wie könnt's auch anders sein — zuerst die Lämmlein aufgefallen, die unschuldigen Jungtiere, eintägige und wochenalte, die noch so ver-

wundert und 'tumb' in die Welt schauen. Ach Gott, sie wissen ja noch von keiner Gefahr, nicht vom Wolf, noch von des Scherers Hand, noch von der blutigen Schlachtbank. Wie arglos sind sie! Obriqens habt ihr bemerkt, wie sie immer schön mittendrin gingen? Wißt ihr, so mitten in der Geborgenheit der Gemeinschaft! Und sobald eines einmal auf seinen stolzigen Beinchen nach außen lief, an den Rand der Gefahr, ist da nicht gleich ein größeres, erfahrenes Tier an seine Seite gerückt und hat es sanft und unauffällig wieder in die behütete Mitte getrieben? Wieviel Brudersinn zeigt sich doch da! Es ist nicht zu sagen, wie menschlich diese Tierlein sind! Und doch, sie verhätscheln ihre Jungen nicht. Alle, auch die kleinsten, müssen schon teilnehmen an der Familienordnung, alle müssen mittrippeln, müssen des Tages Last und Hise mittragen wie den Frost der Nacht und die Kargheit der Frühjahrsweide. Nichts bleibt ihnen erspart, und so wachsen sie selbstverständlich in die Verantwortung und Solidarität hinein, wie's in einer rechten Hausgemeinschaft sein soll: keine ungeordnete Affenliebe, aber wohlgeordnete, un-sentimentale Lammesliebe in der Erziehung!

„Bravo“, rief Christian und hieb sich gleich darauf mit seiner Branke auf den eigenen Mund, weil er dachte, er sei ungeschickt herausgeplatzt; aber diesmal mußte ihm die Krämerin beistehen und selber bravo sagen, vielmehr: „Wie wahr, Herr Pfarrer, wie wahr!“

„Ja, und dann waren bei dieser Herde vorhin doch so an die zwanzig hintende, humpelnde Tiere, nicht wahr? Sie sind ja alle ganz am Schluß gegangen, weil sie eben die langsamsten waren. Aber schaut, das war so schön: man hat auf sie Rücksicht genommen und hat das Tempo ganz auf sie eingestellt, so daß auch diese Lahmenden, Kranken mitkommen konnten. O, die gesunden Tiere wären vielleicht gern rascher vorangetummelt zum nächsten Weideplatz, denn die staubige Straße behagt ihnen nicht so sehr. Aber könnt ihr euch denken, es wäre nun einem der massigen Hammel etwa eingefallen, zum Vorderhirten zu laufen und zu sagen: 'Mein Führer, die Hammel haben beschlossen, diese lebensunwerten Verzögerer unseres Vormarsches umzulegen, befiehl — und es geschieht!' Könnt ihr euch also denken, daß der Leithammel vielleicht so gesprochen hätte? Einfach undenkbar, nicht wahr? Und wißt ihr, da habe ich halt vorhin vor den Schafen als Mensch meinen Kopf gesenkt und mich ein Gefäschen lang geschämt, weil das nämlich unter uns Menschen gar nicht so undenkbar ist und war, das mit dem Umlegen der Lebensunwerten'. Ach so, ihr meint, das sei vorüber? Ja und nein, denn wenn in einer Familie die alten Leute oder die Kranken

überlästigt sind, wenn man ihnen das Stücklein Brot vorrechnet und das Klößlein Holz für den Winterofen vergönnt, wenn man denkt: Ach, wären sie — oder wir? — endlich einmal erlöst!“, dann ist das nicht die unendlich geduldige Rücksicht, welche jede Gemeinschaft ihren Kranken und Alten schuldet, sondern dann ist das 'Umlege-Geist'.

„Jaja, jaja, jaja!“ Das war alles, was der grübelnde Christian herausbrachte.

„Aber gell“, fuhr der Pfarrer fort, „da waren auch die vielen Gesunden in der Herde. Die haben recht, daß sie auf ihre kranken Gefährten so viel Rücksicht nehmen. Es ist, wie wenn sie's wüßten: Was heute gesund ist, kann morgen schon selber krank sein, und dann will man halt auch nicht einfach von der Gemeinschaft ausgestoßen werden. Die Tiere sind scheint's klüger als die Menschen, ihre Klugheit und Anständigkeit ersetzt zehn Krankenkassen und Invalidenversicherungen.“

„In der Tat, Herr Pfarrer“, atmete der Christian hörbar. „Und jetzt, wenn Sie's erlauben, will ich etwas bemerken, was mir schon die ganze Zeit im Kopfe herumgeht: der Mensch, so wenig unter die Engel gestellt, kann von den Tieren noch lernen, von den 'dummen Schafen'.“

„Jawohl, Christian, und darum hab ich, und wenn's noch so arg pressiert, immer Zeit für eine Herde, die des Wegs vorüberzieht. Du Seelenhirte, sage ich dann jeweils zu mir selber, aufgepaßt! Gerade schickt dich der Herrgott in einen Seminarkurs, damit du wieder einmal Hirtenweisheit repetieren kannst.“

„Und uns Familienhirten schadet ein solcher Kurs auch nichts, Herr Pfarrer, nicht wahr, Herr Pfarrer? Wie wär's übrigens, wenn Sie diese 'Morgenseier zu dreien' einmal am Guten-Hirten-Sonntag der ganzen Gemeinde zu Gehör brachten? Bitte, Herr Pfarrer!“

Aber der hatte gerade auf die Uhr geschaut und war dann wie ein Blitz mit einem beinahe zu kurzen Vergelt's Gott und Abschied davon-gelaufen, weil er an das Gesicht seiner Haushälterin Balbine dachte, wenn die Suppe kalt würde über seiner Verspätung.

Und der Christian ließ sich noch ein Pfund Zucker einpacken, weil er auch nicht ganz sicher war, ob kein saures Gesicht zu verführen wäre bei seiner Heimkunft.

Albert Krautheimer



Die Heimat

Von Heinrich Hansejakob

Das irdische Paradies des Menschen ist die erste Jugendzeit, das Eden, in welchem die Kindheit ihre „Augenblicke Gottes“ feiert, die Heimat. Sie ist das Heiligum, auf dessen Boden das Kinderherz die seligsten Stunden gelebt und geträumt hat. Wo dieses Heiligum auf Gottes weiter Erde gestanden, ist dem sehnennden Herzen des Menschen gleichgültig. Ja, je stiller, je einsamer, je verlassener vom Weltgeräusch das heimatische Paradies gewesen, um so größer die Liebe des alternden Menschen nach der Stätte seines Kinderglücks. Darum zieht es den Sohn unseres Schwarzwaldes, wenn er in den Weltstädten der Erde seinen Kampf ums Dasein gelämpft, heim in die einsame Strohütte am Waldrande. Er will sein Heimweh stillen, nach dem „verlorenen Jugendparadies“, und will träumen auf den Matten und in den Wäldern, zurückträumen die Jugendzeit, und jung werden nochmals, ehe er sich niederlegt zum Sterben. Die Sonne, die auf sein Kindesglück einst strahlte, sie soll ihm nochmals auf der gleichen Stelle leuchten, ehe er sein Auge dem irdischen Lichte verschließt für immer. —

Am Fuße des nordwestlichen Schwarzwaldes, dessen Söhne viele Jahre mit ungestilltem Heimweh in der Welt leben, liegt auch mir die Heimat.

Mitten im lieblichen Kinzigtale des an wunderbaren Talgründen so reichen Badner Landes erhebt sich meine kleine Vaterstadt Haslach. Hohe Berge, mit stolzen Tannen und Buchen gekrönt, üppige Matten und der silberhelle Bergfluß schließen das Paradies meiner Jugendzeit ein.

Es sind mehr denn fünfundvierzig Jahre mit mir durchs Leben gegangen, seitdem ich das erste Bild des Städtchens in meine Seele aufnahm. Meiner Großmutter Schwester, die uralte „Lenebas“, der greise Schutzengel meiner Jugend, führte mich eines Tages auf die Finne des kleinen „Schänzleberges“ und zeigte mir die Herrlichkeit der Heimat. Sie wies zuerst hin auf den mit „Silber“ beschlagenen Kirchturm, von dem ich bis zur Stunde manchmal träume aus der Kindeszeit, als zöge ich an seinen Glocken oder hörte die alte Turmuhr schlagen.

Sei mir heute wieder gegrüßt, du erster Himmelszeuge meiner Kindheit! Zwar weiß ich schon längst, daß dein „Silber“ eitel Blech ist — aber dieses Blech glänzt wie Silberschein in meinen Jugenderinnerungen, und um dich reihen sich die Häuser, Straßen, Gassen und Gäßchen, durch die meine Kinderseele ihre „Hochzeit“ hielt alle Tage. Du bist das Zentrum meiner Erinnerungen an die Heimat, an die ich nicht denken kann, ohne daß dein „Silberhaupt“ zuerst mir entgegenstrahlt, um welches alles andere sich im Geiste gestaltet! Von dir geht mir das Städtchen aus.

Straßen, Häuser und Gassen sind dem Zahn des Fortschritts nicht verfallen. Weist noch die

alten Läden und Fenster, und nur das veränderte Hauschild eines Wirts, Krämers oder Hutmakers verkündet, daß die Menschen gewechselt haben. Doch eines vermisse ich! Das alte, ehrwürdige Straßenspflaster haben sie mir herausgerissen, von dem jeder Stein meinen flüchtigen Knabenfuß trug und dessen Kühle den kleinen Barfußler im Sommer doppelt sprungfertig machte. Auf diesem Pflaster dröhnten einst die Thurn- und Taxischen Postwagen durch das Städtchen, von Ulm oder Frankfurt kommend, vermittelten den Weltverkehr und brachten Briefe und Zeitungen.

Draußen vor der Stadt, oberhalb der Mühle, die von Osten her den Reigen der Häuser beginnt, stand ich manchen Morgen und harrete, bis der gelbe „Eilwagen“ das Tal herabkam und des Postillons gelbes Köcklein und sein Hörnlein sichtbar wurden. Und wenn dann der „Jakob“, der Mann der Köchin meiner Taufpatin im Adler, gerade als Kondukteur die Route hatte von Stockach bis Offenburg, da jubelte mein Kinderherz. Denn der Jakob nahm mich in sein Coupé, oder er schob mich dem Postillon auf dem „Bock“ zu, und hinein gings ins „Städtle“. Und wenn dann der Postillon sein Hörnlein ansetzte, und der Wagen auf dem Pflaster rasselte, da klang's „wie Orgelton und Glockenklang“ in meiner Seele. Darum vermisse ich schmerzlich das alte, poetische Straßenspflaster.

Auch die „Eilwagen“ sind verschwunden, und die Schwarzwaldbahn führt die Menschen vorüber an der Heimat, ohne Ahnung von dem Paradies, das meine Jugendgenossen und ich hier verlebten.

Wollen wir noch weiter auf den alten Steinen wandeln und alle Gassen und Gäßchen durchziehen? — Fast von jedem Hause könnte ich erzählen, wieviele Menschen vor vierzig und mehr Jahren darin lebten, wieviele Kammern und Stuben es hat, und vom Keller bis zum Taubenschlag Auskunft geben. Doch, wozu erzählen, was jeder aus seiner eigenen Heimat kennt. Ja, will ja nur vom Glück sagen, vom Kindesglück und von dem, was zu diesem Glück beitrug. Und da brauche ich die Straßen und Häuser nicht alle zu nennen, obwohl sie fast alle Zeugen waren jener glücklichen Lebensstage.

Und wenn ich im Kindergeiste über die Häuser der Heimat hinblicke, so kommt eben immer wieder der silberne „Kirchturm“ und unmittelbar neben ihm das „Storchennest“ auf dem südlichen Zehntkasten. Ja, die Storchenfamilie und ihr Haus verschlangen manchen Blick meiner gierig schauenden Kindesaugen!

Ewiger Frühling lebt ja im Kinderherzen; wenn aber die ersten Storchen kommen, so bricht er los im Kindermund, und wie „Feuerreiter“ rannten wir durch das ganze Städtchen und heim zu Mutter und Großmutter und erzählten die Ankunft der Storchen. Der Athener, welcher

seinen Landsleuten die erste Nachricht vom Siege über die Perser in die Stadt gebracht, war kaum so freudig bewegt, als wir mit der Kunde: „Die Storlen sind da!“

Unendlich lieber war mir der „Kasten“ mit dem Storchennest, als das nebenanstehende Pfarrhaus. Da waren die Türen stets verschlossen, die Fenster stets verhängt — und nichts zu sehen. Die Kinderseele will aber überall schauen und genießen, und wo sie nichts findet, da wendet sie sich ab, kalt und gleichgültig.

Zwei Gebäude noch, außer den Häusern der Eltern, Großeltern und Nachbarn, stehen lebhaft in der Erinnerung meiner Kindeszeit — die Apotheke und das Kloster. Erst war mir das freundliche Haus bei der alten Stadtmauer unheimlich. Denn da wohnte die steinalte Baronin von Kraft, die trug Mannskleider, einen kleinen Schnurrbart und rauchte eine Pfeife. Ein Mannsweib in des Wortes kühnster Bedeutung. Als Witwe vergeudete ihr der Sohn Hab und Gut; da wurde sie selbst ein Mann, gründete die Senfmühle droben am Mühlbach, fabrizierte Senf und fristete so ihr Leben. Aber ihre Züge waren hart und häßlich in der blauen Männertracht, und wir Kinder fürchteten die Frau, die nie ein Lächeln mehr auf ihrem Gesichte zeigte.

Als sie aber starb, kam die Apotheke ins Haus, und jetzt ward es mir zum Lusthaus für meine Geruchsnerven. Mit welcher Ehrerbietung,

aber zugleich mit welcher innerer Wonne trat ich von jetzt ab in die Apotheke! Still, aber in kräftigen Zügen sog ich die Wohlgerüche ein und schaute voll Bewunderung dem Apotheker zu, wie er aus den alabasterweißen Gefäßen einen Wohlgeruch um den andern ausströmen ließ. Mir war dieser Mann der größte Gelehrte der Stadt; er imponierte durch die Geruchsnerven meinem kleinen Geiste.

Leider war selten jemand krank im eigenen Hause, ich mußte mir daher selbst wieder von Zeit zu Zeit ein „Wurmpulver“ verschreiben, um so in das Haus der Wohlgerüche zu kommen. Sooft ich aber in der Nachbarschaft den alten Physikus mit seinem goldknopfigen Meerrohr aus- oder eingehen sah, flugs war ich am Plage und meldete mich für die Apotheke. Auf dem Rückweg roch ich noch an dem Gold- oder Silberpapier, mit dem das Medizinalglas eingebunden war, und freute mich des Duftes.

Bis zur Stunde ist mein erster Gedanke, wenn ich eine Apotheke betrete, die Erinnerung an die beseligenden Wohlgerüche im Haus des heimatischen Pharmazeuten.

Nie hätte ich in jenen Stunden geahnt, daß ich einst zur Überzeugung käme, daß aus diesen Häusern gar viel medizinisches Elend in die kranke Menschheit getragen wird. Aber so ist das spätere Leben! Es zerstört erbarmungslos alle Ideale der Kindheit. — —

Weißt du, wieviel Sternlein stehen

Volkswaise

Weißt du, wieviel Sternlein stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott, der Herr, hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl,
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wieviel Mücklein spielen
In der hellen Sonnenglut,
Wieviel Fischlein auch sich kühlen
In der klaren Wasserflut?
Gott, der Herr, rief sie mit Namen,
Daß sie all ins Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wieviel Kinder frühe
stehn aus ihrem Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
seine Lust, sein Wohlgefallen,
Kennt auch dich und hat dich lieb,
Kennt auch dich und hat dich lieb.

Wilhelm Hey, 1789 — 1854

Heiligenfahrt durch die Erzdiözese Freiburg

Gestern abend sagte ich zwischen alle Wochenendarbeit hinein auf einmal zu meiner Mutter: „Mutter, gib mir doch gleich ein paar Meter leuchtendrotes Garn und zwei Duzend Stecknadeln!“ Sie beeilte sich aber gar nicht, weil sie ein bißel mißtrauisch nachdachte, was ihr großer Kindskopf da wohl wieder vorhaben könnte: „Und was willst du damit?“ — Ach, ich wollte diesmal etwas ganz Ehrbares, etwas Heiliges sozusagen. In meinem Schlafzimmer hängt nämlich eine große Wandkarte von Südwestdeutschland; auf dieser wollte ich eine Reiseroute abstecken, eine Fahrt zu den lieben Heiligen der Erzdiözese Freiburg. Und drum bekam ich auch — freilich unter mütterlichem Kopfschütteln — die erbetenen Nadeln und einen dicken roten Wollfaden. Damit stach ich auf meiner Karte einen recht wunderlichen Weg ab, der vom Hohenzollernland über den Heuberg zum Bodensee, von da über Klettgau und Manden in den Schwarzwald, wieder an den Hochrhein, dann über Dinkelberg und Schwarzwaldrand in die Bischofsstadt, von da über die „Altener“ (Ettenheimer) Gegend fast bis zur Rottenburger Nachbargrenze, wieder zurück ins Mittelbadische und schließlich in kühnem Sprung ins Taubertal führte. Immer dem roten Faden nach, der sich über Berg und Tal spannte wie eine Zickzackfluglinie. So quasi im Flug wollte ich ja die Bistumsheiligen besuchen. „Ach, wer da mitreisen könnte!“

Mitreisen durfte am stillen Sonntagnachmittag meine Mutter, die sonst mit ihrem arthritisgeplagten Knie keine großen Sprünge mehr machen kann. Aber da konnte sie schon mitkommen, als ich ihr, die ruhig auf einem Stuhl vor der Karte saß, mit einem dünnen Stöckchen „über Stod und über Steine“ hinweghalf, als trüge ich sie, wie sie mich vor ein paar Duzend Jahren noch getragen hatte.

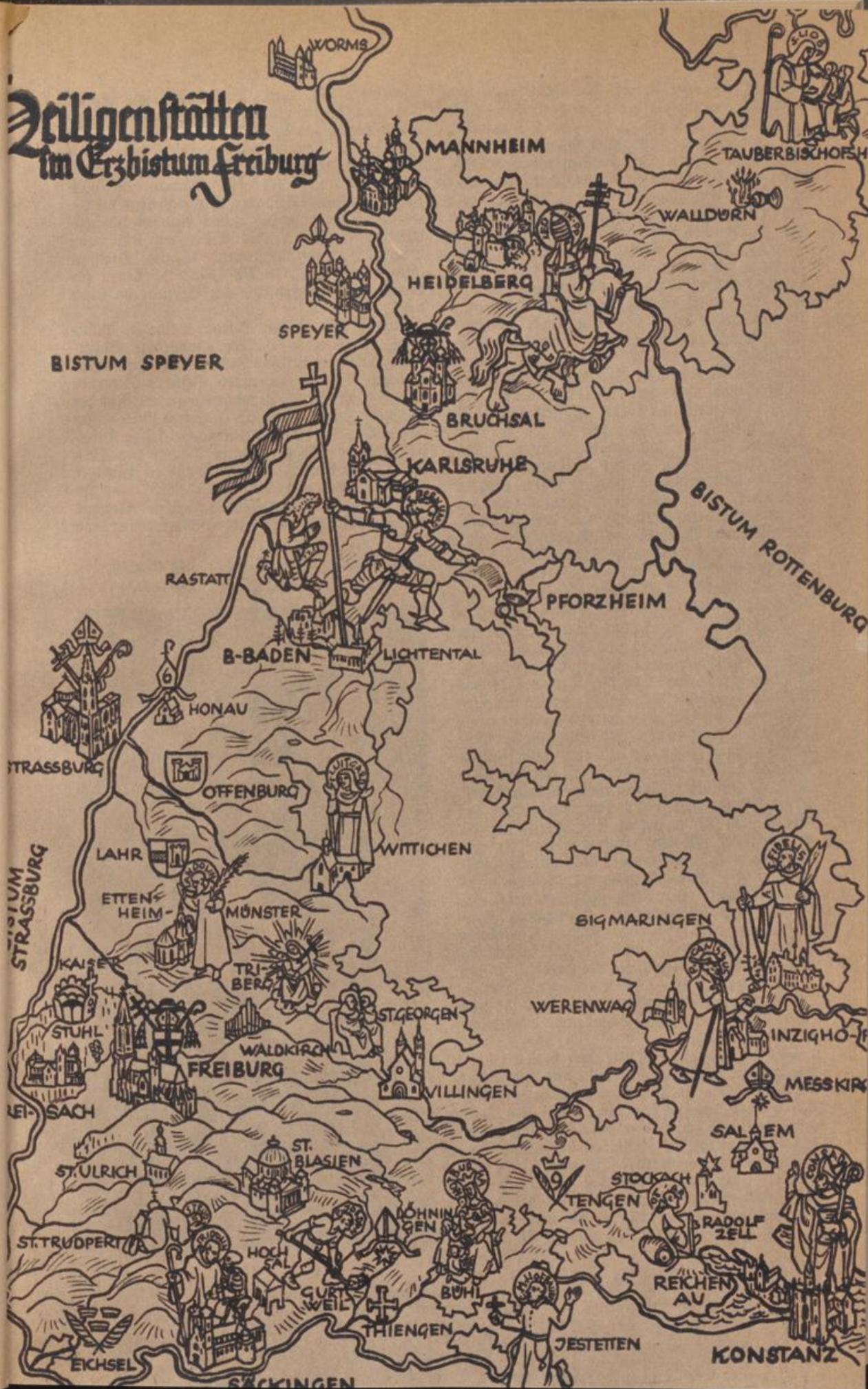
Die Reise begann. Ohne Dakota und ohne Toccata steuerten wir zuerst Sigmaringen an. „Na ja“, sagte meine Mutter, „da stammt der heilige Fidelis her; du allerdings wirst noch mehr von ihm wissen.“ Jawohl, ich wußte noch, daß er 1577 als Markus Roh geboren war, daß er schöne Wanderjahre erlebte, in Freiburg und Billingen Rechtswissenschaft studierte, später Armenanwalt im Elsaß war, dann Kapuziner wurde, lauen Leuten nicht nach ihrem Geschmac predigte und deshalb Anno 1622 in Seewis (Prätigau) nach einer Predigt zu Tode geprügelt worden war. Und außerdem konnte ich meiner Mutter sein Geburtshaus, seine Wiege, sein Taufbecken und eine Anzahl schöngefäßer Reliquien zeigen. — Dann aber schnell weiter! Das Donautal aufwärts nach Inzigkofen! Ach ja, da waren doch früher einmal Augustineinnen. Gewiß, und die belamen Ende November 1580 den Besuch eines Heiligen, nämlich des großen Petrus Canisius; er blieb ein paar Tage und zog dann über Konstanz—Schaffhausen

schweizwärts. Wir aber kommen schon unter das kühn und erhaben übers Tal gestellte Schloß Werenwag und meinen auf einmal, es sei doch richtig, daß da droben der selige Albert von Oberaltaich Anno 1239 geboren sei, obwohl andere seine Wiege nach Haigerloch oder Beringen stellen. Er ist als Bub aus der Schule wegelaufen und später doch so seßhaft geworden im Chorstuhl und auf dem Katheder seines geliebten Klosters. Er war der erste Ausfahrigenseelsorger in Bayern. 1311 ist er gestorben oder: fern der Heimat in die ewige Heimat gegangen.

Wir lupfen jetzt unsere Füße über den unteren Heuberg hinweg nach Meßkirch hinüber. Da war nicht nur unser Erzbischof Conrad her, sondern auch ein origineller, wanderfelig und lauziger Priester und Einsiedler namens Heimrad, dem der heilige Meinwert von Paderborn einmal den Marsch blies, weil er Efelsöhren in Reßbuch und Brevier hatte. Bei Kassel legte er sich in seiner Eremitage Anno 1019 zum Sterben. Aber seinem Grab entstand das Kloster Hafungen. (Erzbischof Conrad hat merkwürdigerweise seinen Landsmann nicht gekannt und, als ich ihm einmal von Heimrad erzählte, sehr gestaunt, daß es in Meßkirch überhaupt, und schon vor 1000 Jahren einen Heiligen gegeben hat.) — „Und jetzt, Mutter, fahren wir hinunter nach Stodach. Siehst du dort oben die Kellenburg? Auch da ist ein Heiliger oder doch Seliger dahelme: Eberhard von Kellenburg, ein Graf des 11. Jahrhunderts; er hat das Kloster Allerheiligen in Schaffhausen gestiftet, ist daselbst als Mönch eingetreten und 1078 selig gestorben. Früher genoss er hohe Verehrung. Warum ist er heute so vergessen (samt seiner Gemahlin Ida, die in Schaffhausen das Kloster St. Agnes stiftete)? Er war übrigens ein Verwandter von Papst Leo IX., von dem wir gleich noch hören werden. — Auch der Boden von Bodman am Ende des Überlinger Sees hat ein Heiliger betreten, nämlich der erste St. Galler Abt Otmar; er saß zwei Jahre lang auf der Burg gefangen, ehe er nach der Rheininsel Werde bei Stein verbracht wurde, wo er 759 starb. Die Winzer am See könnten ihn zum Patron nehmen — er wird mit einem Fäßchen abgebildet, das nach der Legende nie leer wurde, so viele Arme und Kranke er auch daraus labte. — Da wir noch am Überlinger See sind, machen wir noch schnell einen Abstecher nach Salem, um die seligen Abte Frowin († 1165) und Eberhard († 1242 oder 1245) zu grüßen. Frowin hat St. Bernhard auf seiner Kreuzzugspredigtfahrt 1146 am Oberrhein begleitet; Abt Eberhard, ein geborener Graf von Rohrdorf, führte sein Kloster Salmansweiler zur höchsten Blüte.

Und jetzt, Mutter, fall mir nicht ins Wasser! Es geht über den Bodensee nach Konstanz. Da kennst du selber viele Heilige, und ich muß dir wohl gar nicht arg viel erzählen von St. Konrad, unserm Diözesan- und Kalenderpatron, dem

Heiligenstätten im Erzbistum Freiburg



Welfensproß von Altdorf, der nichts mehr und nichts lieber war als der erste Seelsorger seiner großen Diözese Konstanz, bis ihm 975 der Tod den Hirtenstab aus der Hand nahm. 1123 wurde er heiliggesprochen. Besonders gern habe ich ihn, weil er so viel Sinn für Freundschaft hatte: mit St. Ulrich von Augsburg war er ein Herz und eine Seele (Ulrich starb ihm zwei Jahre voraus und wurde schon 993 feierlich kanonisiert); dieser Ulrich ist 934 zur Konstanzer Bischofswahl gekommen, hat Konrad vorgeschlagen, ihn zur Annahme der Wahl bewogen und ihm wahrscheinlich auch die apostolische Weihe erteilt. Oft genug kam er besuchsweise von Augsburg „herüber“ ans Schwäbische Meer. St. Konrads zweiter Nachfolger war der hl. Gebhard, der Armenvater des notleidenden Schwarzwaldvolkes, das seine Söhne noch gern nach ihm nennt; das Kloster Petershausen (heute Klosterkaserne!) ist eine Stiftung von ihm. 995 ist er zu Gott gegangen. Drei Jahrhunderte später huschte durch die engen Gäßlein der Konstanzer Altstadt der Dominikanermönch Heinrich Suso, genannt Amandus, d. h. Bruder Liebetraut, ein bedeutender Seelenführer mit viel Leiderfahrung, ein glühender Verehrer der „Ewigen Weisheit“, voll Ritterlichkeit gegen die Frauen, da sie „aus dem Geschlecht der Muttergottes“ seien. Ungern „in diese elende Welt geboren“, lehrte er um 1366 um so lieber heim zum Vater.

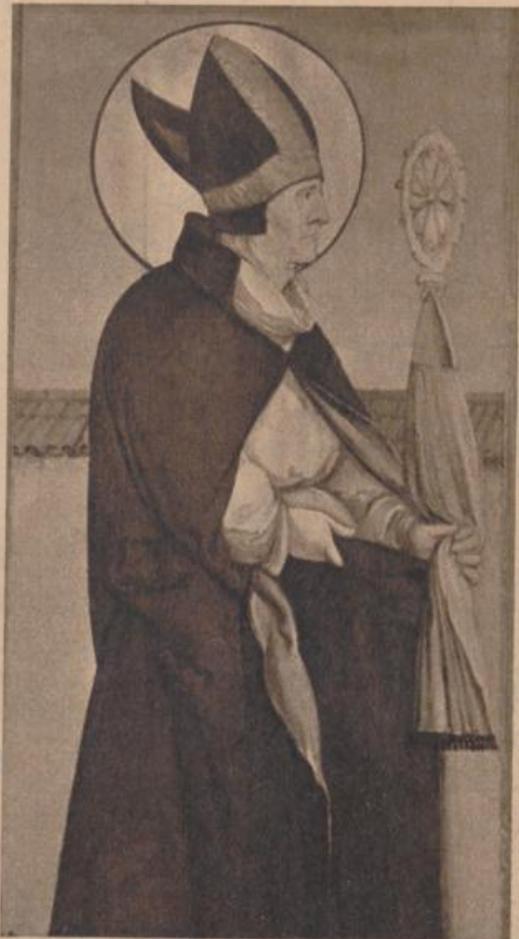
Verlassen wir die Heiligenstadt am See; nur zwei kleine Wegstunden, und wir stehen wieder auf einem fruchtbaren Acker der Heiligkeit: Reichenau. Hier hat St. Pirmin 724 das Kreuz aufgepflanzt und ein Klosterlein errichtet, das später ins Große wuchs und die Ehrenperle dieser Landschaft wurde. Der heilige Notker Balbulus, „schmächtigen Leibes, aber nicht Geistes, stotternd mit der Zunge, aber nicht mit dem Verstand, in göttlichen Dingen kühn emporstrebend“, lernte, lehrte, dichtete und komponierte hier und pfl egte sein Wä r z g ä r t l e i n, e h e er 912 in die paradiesischen Gärten gerufen wurde. Er war „ganz Güte“. St. Meinrad († 861) und St. Wolfgang († 994), beide Schwabenbuben, gingen hier in die Schule. Hier sang auch der liebe, gelähmte Schicksalsbezwinger Hermannus Contractus († 1054) vor 900 Jahren sein Salve Regina. Der deutsche Papst Leo IX. (gleichfalls † 1054), der „Apostolische Wanderer“, hat am 23. November 1049 — heuer vor 900 Jahren — die Reichenauer Heiligkreuzkapelle geweiht und einen Besessenen geheilt. Wahrlich, eine reiche Au der Heiligen!

Mit einem großen Schritt über den Gnadensee sind wir in Radolfzell, dem sein Sohn Radolf oder Ratold, Bischof von Verona († 874), den Namen gegeben hat, als er dort eine Zelle und eine Kirche baute; von einer Wallfahrt hat er seiner Vaterstadt die Reliquien der hochverehrten heiligen „Hausherrn“ Theopont, Zeno und Genesius mitgebracht; an der Gründung der Radolf-Werke war er unbeteiligt. — Wir gehen nun rheinabwärts und machen den nächsten Halt in Bühl (Klettgau); hier und in Waldkirch

wird die hl. Notburga, eine kinderreiche Mutter aus schottisch-königlichem Geblüt, besonders von den Müttern verehrt, „das sy helffe gebären“; eine heilige Tochter der um 840 Verstorbenen hieß Dixta und hatte eine Kapelle in Jestetten, wo zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch Klemens Maria Hofbauer vorübergehend wirkte. — Wenn wir nun über den Randen hinwegklettern, treffen wir in Tengen auf neun heilige Märtyrerjungfrauen, die im Dreißigjährigen Krieg (1618 bis 1648) ihr Leben für die Keuschheit ließen, als der Schwede im Land war.

Nun geht's in den Schwarzwald: in Willingen besuchen wir die ehrwürdige Vikenloster-Abtissin Ursula Haider, ein Schwabemädchen, das bei der guten Beth in Reute in die geistliche Schule gegangen war; im Ruf der Heiligkeit starb sie am 20. Jänner 1498. — In nahen St. Georgen lebten zwei selige Benediktineräbte: Theoger, später Bischof von Metz († 1120 zu Cluny), ein Eiferer für die Hirsauer Klosterreform, und Rupert († 1125). — In Triberg ist unvergessen der heilige Klemens Maria Hofbauer, der vom Bäckerlehrling und

Der heilige Gebhard, Bischof von Konstanz
Meister von Meßkirch 1500—1543



Spätberufenen zum Redemptoristenpater und „immerwährenden Missionar“ aufstieg und eben auch in Triberg eine seiner zahlreichen Klostergründungen versuchte, die aber an der Liberalität der badischen Regierung zugrunde ging. Der Heilige ist 1820 gestorben.

Mit einem Gewaltschritt über Berg und Tal erreichen wir das wälderumrauschte Kloster St. Blasien. Aus dem 12. Jahrhundert treten uns entgegen der selige Werner († 1126), der hl. Prior und spätere erste Engelberger Abt Adelhelm, der († 1131) schon von den Zeitgenossen als Heiliger verehrt wurde, und dessen Nachfolger, der selige Abt Frowin († 1178). — Nach kurzem Verweilen streben wir dem Rhein zu; links liegen bleibt das kleine Nest Löhningen, Pfarrei Untermettingen, wo der sel. Bischof Benno II. von Osnabrück, ein Baugenie, das am Spehrer Dom mitgebaut hat, geboren ist. Gell, Mutter, das hast du nicht gewußt; vielleicht auch das nicht, daß wir auf den Straßen des 12. Jahrhunderts hier am Hochrhein, z. B. in Tiengen, dem heiligen Bernhard von Clairvaux begegnen und uns unter die Kanzel setzen, wenn der schwächliche Heilige mit lodernen Predigt-

worten zum Kreuzzug aufruft (1146). — Doch vergessen wir darüber nicht, in Surtweil anzulehren; bald wird der arme Bub, der 1848 hier geboren wurde, Erdarbeiter und Malergefelle war, bis Gott ihn spät zum Priester berief — bald wird er selbgesprochen werden: er ist der Gründer der Salvatorianer(innen) und heißt (Johannes) Franziskus Jordan; 1918 ist er in Tafers (Schweiz) gestorben.

Im schönen Säckingen grüßen wir den Apostel des Hochrheins St. Fridolin in seinem prächtigen Münster und Reliquienschrein; mit Männerfäusten und einem Kinderherzen ist er den Hohen zum Christboten geworden (um 538 wird er gestorben sein). Wir verneigen uns tief vor seiner Selbstlosigkeit, mit der er Elternhaus und Vaterland verließ, um „zuerst das Reich Gottes“ zu suchen. — Nur wenige Schritte führen uns auf den Dinkelberg, wo wir in Eischel auf das Andenken der drei heiligen Jungfrauen Kunigund, Wechtund und Wibrand aus dem Gefolge der heiligen Ursula stoßen, deren Reliquien hier ruhen; sie dürfen jedes Jahr einmal im „Eischler Umgang“ prangen. Die Zahnweh-Heilige St. Christina liegt schon auf Schweizer Boden; sie hat Ehrichona den Namen gegeben, wird aber von den „Reformierten“ nicht mehr verehrt. Mit zollfreien Gedanken dürfen wir sie aber doch grüßen.

Nach so viel weiblichen Wesen geht es nun nach St. Trudpert (Dorf und Heiliger haben denselben Namen) im Münstertal. Trudpert war Einsiedler in diesem „Ranst“; er erlitt in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts den Blutzugentod wie 1300 Jahre später der Ortspfarrer Geistlicher Rat Willibald Strohmeyer (1945). — Unweit davon einsiedelte der heilige Ulrich, dessen Gemeinde am Fuß des Schauinsland nach ihm St. Ulrich (früher Ulrichszell) heißt. Der Heilige stammte von Regensburg, verschenkte als Propst in Freising sein Vermögen und wurde Klunzenermönch. Die zwei letzten Lebensjahre erblindet, ging er 1093 ins ewige Licht. Seine Kirche (von 1740) wurde letztes Jahr künstlerisch restauriert. — Jetzt sind wir aber schon ganz nahe an unserer Bischofsstadt Freiburg i. B. Betreten wir sie über die Schwabenbrücke, dann sehen wir gleich das Standbild des heiligen Albertus Magnus, des universalen Gelehrten, der das ganze Wissen seiner Zeit beherrschte und es — ein weitgereister Mann in Siebenmeilentiefeln — auch hier ausbreitete. Der Friedfertige und vielfache Friedensstifter ging 1280 in den Frieden Gottes ein. Schwerten wir von seinem Standbild aus nun gleich das Dreisamtal aufwärts zum Besuch der heiligen Ottilia, die dort ihr Augentrost-Brünnlein verspendet, wo sie, die ehemals Blinde, um 680 vor zudringlichen Freiern Zuflucht gefunden hatte. Die Heilige „mit den zwei Augen“ († 720) ist aus dem Elsaß herübergekommen; möge sie mit hellen Augen über Frieden und Wohlfahrt der beiden Rheinufer wachen! Dem Freiburger Stadtpatron St. Lambert weihen wir ein Gedenken, wenn er auch nicht lebend in dieser Stadt weilte; Re-

Die heilige Ottilia
Ausschnitt aus einem Gemälde in der Fürstencapelle
des Klosters Lichtenthal
Hans Baldung Grien um 1500



liquen des 705 Ermordeten birgt das Münster U. L. Frau. — In Waldkirch treffen wir noch einmal die kinderreiche heilige Notburga vom Rlettgau; zwischen Siensbach und Eschbach steht die Neungeschwisterkapelle (erbaut um 1750) und hält die Erinnerung an Mutter und Kinder wach. Fast vergessen aber haben die Waldkircher die Äbtissin ihres ehemaligen Klosters, die selige Gisela, die um 970 gestorben ist.

Machen wir noch rasch einen Abstecher an den Nordrand des Kaiserstuhles! Hier hatte die Kaiserin St. Richardis, Gemahlin Karls III., des Dicken, Besitzungen, die sie ihrem Stift Andlau (Elsaß) schenkte. In der Folgezeit wurden von ihr oder vom Stift einige Pfarreien am rechten Rheinufer gegründet, so Endingen, Riechlingsbergen, Niederbahligen, Altkenzingen. Die heilige Kaiserin starb 895. — Im Kloster Tennenbach, aus dessen Abbruchsteinen in der Säkularisation die protestantische (sezt bombenzerstörte) Ludwigskirche in Freiburg erbaut wurde, lebte im 13. Jahrhundert der selige Mönch Hugo († 1270); neben ihm genoß dort Vertrauen und fromme Verehrung die ehrwürdige Reklusin Adelheid von Thöningen († 1273). — In Altdorf zuerst, später im oberen Lindthal, lebte im 7. Jahrhundert der heilige Einsiedler Landolin; er erlitt 640 den Märtyrertod. In Ettenheimmünster werden seine Reliquien, kostbar gefaßt, in Ehren gehalten. Er gehört zu den frühen christlichen Frohböten Mittelbadens. — Ehe wir in die Ebene hinausziehen, noch ein Sprung in den tiefsten Schwarzwald! In Wittichen machen wir eine ganz tiefe Verneigung vor den sterblichen Überresten und dem unsterblichen Geiste der seligen Luftgard, die sich ruhig neben St. Hildegard, Birgitta, Mechtild oder Gertrud sehen lassen kann; sie war Gründerin und 25 Jahre Vorsteherin des Wittlicher Klosters (1841 ausgestorben), bis sie 1348 starb. „Das heilig bild irs heiligen lebens sol numer sterben“, sagt mit Recht ihr Biograph Bertold von Bombach und ruft dem Leser zu: „gang in den garten irs lebens, da bindet man alle wunn und waid.“ — In der Ebene draußen begegnen wir ausgerechnet in Honau gleich sechs Heiligen, von denen kaum noch jemand schnauft. Da gründete 721 der elsässische Herzog Adalbert auf der Rheininsel „Hohe Au“ unterhalb Straßburgs ein Schottenkloster; es wurde später wegen der Überschwemmungen nach Rheinau und Straßburg verlegt und in der Französischen Revolution aufgehoben. Die ersten sechs Äbte (Chorbischöfe) gingen als Heilige in die Klostergeschichte ein. Sie hießen Benedikt (bis 725), Duban (bis 760), Thomas (bis 770), Stephan (770), Beatus (bis 810) und Egidian. — Als diese Gegend noch zur alten Diözese Straßburg gehörte, haben sich die heiligen Bischöfe Ardogaft († um 550) und Florentius (Ende des 6. Jahrhunderts) große Verdienste um ihre Missionierung erworben, dereitwegen sie in den Landkapiteln Lahr, Offenburg und Bühl mindestens so große Verehrung beanspruchen können wie etwa St. Kilian im Frankenland.

— Dasselbe kann man von den Gemeinden Otters-, Bitters- und Wintersdorf hinsichtlich der heiligen Kaiserin Adelheid sagen; die genannten Dörfer gehörten zum Wittwengut der Kaiserin und waren dem von ihr gegründeten Kloster Selz (Elsaß) unterstellt. Auch Verwandtschaft band Adelheid an unser Diözesangebiet. Herzog Burkhard I. von Alemannien, der Stifter des Damenstiftes Waldkirch, war ihr Großvater; die Großmutter Reginalinde stammte von der Nellenburg bei Stockach (siehe oben!), sie war eine Tochter Eberhards von Nellenburg.

Nun sind wir aber schon zu weit rheinabwärts geraten. Wir wollen ein paar Schritte zurücktun, um in Baden-Baden unsern lieben seligen Markgrafen Bernhard zu grüßen. Von ihm brauche ich nicht viel zu erzählen, darf aber laut wünschen, er möge zu seinem 500. Todestag Anno 1958 endlich heiliggesprochen werden. Das meinen doch alle seine Landsleute, nicht wahr? In Lichtental draußen machen wir noch der seligen Jrmengard unsere Reverenz, die als Witwe des Markgrafen Hermann V. zuerst auf Hohenbaden wohnte, dann das Kloster Lichtenthal gründete und 1248 selbst darin eintrat, ohne freilich den Schleier zu nehmen oder die Hand gar nach dem Äbtissinnenstab auszustrecken. In der Klosterkirche befindet sich das Grabdenkmal der 1260 verstorbenen Stifterin.

Ist es nicht merkwürdig, daß hier die Heiligensuren für eine große Strecke abbrechen? Wir müssen einen ganz großen Luftsprung machen, um zu den beiden letzten Heiligen unserer großen Erzdiözese zu gelangen. Vielleicht sehen wir unterwegs irgendwo noch einmal unsern heiligen Papst Leo IX., der Anno 1049 seinen Neffen Adelbert II., den Grafen von Calw, besuchte und die Wiedergründung des Klosters Hirfau anregte. Sonst aber geht die Fahrt bis Taubersbischofsheim; dort sollen, wieder einmal, die Frauen das letzte Wort haben. Ja, hier, fast an den Grenzen unserer Diözese, lebten die großen Heiligen, St. Lioba, die treue Gehilfin des hl. Bonifatius, und ihre Verwandte St. Thekla, letztere nach 750 Äbtissin in Kitzingen. Sie haben das Männerapostolat der Lehre durch ihr Liebesapostolat an Kindern, Kranken und Alten ergänzt und sind, von England herübergekommen, ganz in die Liebe der Deutschen eingegangen. St. Lioba fand, 782 gestorben, ihr Grab in Fulda; die Tauberstadt verwahrt aber kostbare Reliquien von ihr.

Hier, liebe Mutter, beschließen wir unsere Heiligenfahrt durch die Erzdiözese Freiburg. Es war anstrengend, heiß, aber auch lehrreich. Ich meine, du solltest alle, die mit uns gereist sind, zu einer Tasse Kaffee einladen; du nimmst dann ein paar echte Bohnen, weil es Sonntag ist.

Zuvor aber beten wir noch ein Vaterunser zu den lieben Heiligen und Seligen unserer Heimatgauen, damit sie uns fürbittend durch dieses Tal der Tränen zum Himmel helfen, der schon so lange ihre ewige Heimat ist.“

Albert Krautheimer

Christa Kellerin von Wolfach

Historische Erzählung aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von Hans Brandeck



ten die Bewohner noch vor der zügellosen Soldateska.

Auch in der fürstbergischen Stadt Wolfach im Tale der Kinzig, das den Leib des Gebirgsmassivs in zwei Teile gliedert, hatte man im Laufe der vieljährigen Kämpfe an Einquartierungen, Schatzungen und Kontributionen mancherlei zu spüren bekommen, aber wenigstens die Heimat ist erhalten geblieben.

Es war zu Ende des Monats Juni.

Die beginnende Dämmerung der Sommernacht malte die alten Siebelhäuser des Städtchens in eigenartiger, fast lilaner Tönung.

In der Vorstadt saßen ein paar Bürger vor ihren Häusern.

„Nah ist's ihm doch gegangen, dem Tobias. Das mit der Christa!“

Da ging stumm und gruflos der alte Tobias Raith vorbei.

„Soll's ihm nit? Seit sein Weib mit Tod abgegangen, ist ihm die Christa's einzig g'wesen auf der Welt. Und g'sorgt hat er für sie, das weiß jeder, wie fürs eigene Kind.“

„Ist richtig. Aber jetzt? Was ist zu machen? G'sehen ist's nun mal, und eing'standen hat sie's auch.“

„Ist so schlimm nit, das Kindle lebt ja merkwürdigerweise noch, von einer Geißhirtin am andern Morgen an der Dammwies aufgefunden.“

„Wird aber doch als Mordversuch ang'sehn, und nach dem Gesetz steht der Tod drauf.“

„Fast immer ist's so: das schönst und das bravst Maidle fällt dem g'meinsten Kerl zum Opfer.“

„Hm! So übel ist er nit, der Junker von Stalleneck. Saß mit dem Bürgermann beim Trunk, als ob er einer der unsern wär' und nit vom Herrengelblüt. Aber freilich, gern haben so ein Maidle und hernach, wenn's im Elend sitzt, sagen: Adelschloß und Untertanenhütt täten nit z'sammenpassen, das ist ein billigs Ding!“

Inzwischen war der alte Raith an den Schwedensteg gekommen, der am Ende der Stadt die Kinzig überbrückte. Es war jetzt dunkel geworden, soweit eine klare Juninacht einzudunkeln vermag. Der abendliche Geher schritt über den Steg auf den Hungerturm zu.

Der war das Wolfacher Gefängnis einer alten Zeit. Trotzig steht das alte Gemäuer noch heute und schaut mit seinen geschlitzten Luftlöchern zum

nahen Flusse. Unendlich viel Seelenweh und Herzeleid haben ihre Geufzer verhallen lassen hinter diesen dicken Mauern. Schwere Schuld sah hier der grauenvollen Sühne entgegen, doch auch fehllose Anklage einer furchtbaren Verblendung hat Tausende heißer Tränen vergießen machen in den modrigen, lichtarmen Räumen.

Da stand der Mann und lauschte. Es war ihm, als ob halbblautes Beten herausdränge aus dem schmalen Schlitze des zweiten Stockes.

Hohl die Hände vor dem Munde, rief er hinauf: „Christa!“

Das Beten droben verstummte.

„Christa, Christa, hörst du mich?“

Eine Weile, dann ließ sich oben eine Stimme vernehmen: „Wer ist's, der meinen Namen ruft?“

„Ich bin's, dein Söttli!“

„Ihr? Ihr? Was habt Ihr mir noch zu sagen? Daß ich Euch verfallen bin?“

„Christa! Übermorgen ist dein Tag. Bitt die zwölf Richter, daß du die Gnade des Herrn Grafen anrufen darfst!“

„Hättet Ihr Hoffnung, daß sie mir zuteil werden könnt?“

„Ich hätt'. Und was ich für dich tun kann, werd ich tun.“

Der Mann, der hier mit der Eingeschlossenen Zwiesprache gehalten, war der Scharfrichter der Landschaft Kinzigtal. Ein etwas ehrloses Gewerbe hatte er gezwungenermaßen übernommen vor 20 Jahren, und 47 Enthauptungen, Strangulierungen und Verbrennungen wurden von ihm in dieser abgelaufenen Zeit vollzogen.

Ehrlos ist das Gewerbe des Nachrichters allenthalben gewesen. Aber Tobias Raith ward von den Wolfachern, da er einer der ihrigen gewesen, nicht für ehrlos gehalten. Wohnte er zwar in dem eigens von der Stadt für den Scharfrichter erbauten Stöckerhäusle, so versagte man ihm doch nicht jegliche Achtung. Denn er verdiente seinen sonstigen Unterhalt als Weber in durchaus ehrbarer Weise. Sein Leinentuch galt als gut, und was er den Leuten in bestimmter Frist zu fertigen versprach, ward pünktlich abgeliefert.

Zur Zeit, da er noch nicht Scharfrichter gewesen, hat der Tobias die Patenstelle bei dem Töchterchen seines Freundes übernommen, des Hansbinders Balthasar Keller. Als die Eltern dieses Mädchens vorzeitig die Zeitlichkeit segnen mußten, nahm sich der Pate des damals sechs-jährigen Kindes an, sonst hätte die Stadt dasselbe in Verstell geben müssen. Also verbrachte diese Christa ihre Jugendjahre im Stöckerhäusle, bis sie sechzehn Jahre zählte; dann kam sie in das Wirtshaus zur Sonne als Helferin für Küche und Haus.

Und letzterer Aufenthalt sollte ihr zum Verhängnis werden.

Am frühen Morgen des 22. Juni trat der Raith in das Schloß und bat, vor den Herrn Obervogt geführt zu werden...

„Und dein Begehre, Nachrichter?“

„Gnädiger Herr und Obervogt! Christa, des verewigten Balthasar Keller Tochter und mein Patentkind und Mündel, ist beklagt des Kindmordversuchs, da sie ihr Neugeborenes in die Kinzig getan. Das lebt aber noch. Trozdem ist wohl des Zweifels kein, daß sie nach altem Herkommen den Tod durch das Schwert erleiden soll. Und morgen wird geurteilt werden. Da wär nun mein Bitten, daß ich nit der Nachrichter der Christa Kellerin sein muß.“

„Dein Eid ist, daß du deines Amtes in jedem Fall zu walten hast.“

„Es gäb einen Fehlstreich. Das Herz wird mir bluten. Erlaßt mir's, gnädiger Herr Obervogt!“

„Ja, und? Wer soll es machen?“

„Karl Maier, der Schatzrichter der fürstenbergisch-meißkirchischen Grafschaft.“

„Es ist nicht möglich, daß dieser Ersatz bis morgen mittag hier sein kann, da doch erst sein Herr, Graf Wladislaus von Fürstenberg-Meißkirch, der Bruder unseres gnädigen Herrn Grafen Friedrich Rudolf, gefragt werden muß.“

„Verschiebt doch die Handlung auf einen späteren Tag!“

„Auf übermorgen kann's nicht sein. Es ist Sankt-Johannis-Fest!“

„So lasset der Gerechtigkeit nach St. Johann Genüg werden.“

Der Obervogt besann sich. Dann beschied er: „Gut! Dein Bitten sei dir gewährt. Bist für den Fall deines Eides entbunden.“

Zufrieden auch aus einem andern Grunde ging der Tobias aus dem Schlosse und machte sich sofort auf den 2½stündigen Weg nach dem Städtchen Haslach, woselbst ein von Graf Friedrich Rudolf anno 1630 gestiftetes Kapuzinerkloster stand. Dort hatte er eine lange Unterredung mit dem Vater Vikarius, welcher gewöhnlich dazu bestimmt wurde, den zum Tode verurteilten Delinquenten den letzten kirchlichen Trost zu spenden.

Auch aus Haslach schied Tobias Raith mit guter Hoffnung für sein Patentkind.

Am Tage vor dem Johannisfeste stand die Sonne schon in brennender Glut über dem Berge, als die Herren des Gerichts, angetan mit langen Mänteln, an der Spitze der Stadtschultheiß von Wolfach, Bartholomäus Glisch, gefolgt von dem Landschreiber der Herrschaft Kinzigtal Hans Michael Suot und den zwölf Urteilsprechern, wovon sechs aus dem ehrsamem Rat der Stadt Wolfach und sechs von Hausach, aus der Kirche zum Rathaus zurückkehrten. Der Landordnung gemäß hatten sie die heilige Messe gehört und um „gerechtes Erkennen und furchtloses Urteilen“ gebetet. Es begann die Gerichtsverhandlung gegen die noch so junge Christa Kellerin.

Diese ward von zwei Schergen aus dem Hungerturm abgeholt und in die Gerichtsschranken geführt. Viel Volk umstand den Platz: dreiviertel Wolfach war zusammengeströmt, von Oberwolfach viele Leute, von der Halbmeil, von Kirnbach. Hatte sich doch der Fall Christa Keller, die viele von ihrer Einklehr in der „Sonne“ her kannten, überall herumgesprochen und allseitig Mitleid erregt.



Nach den durch die Gerichtsordnung vorgeschriebenen Formalitäten ward das Urteil von dem Landtschreiber namens des Obervogtes beantragt: Als Sühne für den Mordversuch, der jener Zeit entsprechend als vollendet anzusehen sei, wäre die Angeklagte als dem Blutrrecht verfallen zu erklären und somit zum Tode durch das Schwert zu verurteilen.

„Christa Kellerin“, wandte sich nun der Schultheiß als Oberrichter an das beschuldigte Mädchen, „du hast der Anklag schweren Vorwurf gehört. Was hast du zur Gegenrede vorzubringen?“

Eine Weile schwieg die Sünderin. Dann kam es leise von den blutlos gewordenen Lippen: „Es ist so, wie der Herr Landtschreiber verlesen hat. Wie das Kind zur Welt gekommen war, ist mir eing'fallen, es weg'tun in d'Kinzig. Hab mir gar keine Gedanken drüber g'macht. Erst mit der Zeit ist mir's klar worden im Kopf, daß es eine Sünd g'wesen ist, was ich g'tan hab.“

Da sagte einer aus dem dichtstehenden, lautlosen Haufen: „Also hört man's, sie ist nit recht bei Sinnen g'wesen, wie sie's g'macht hat.“

Und eine andre Stimme erhob sich: „Ein Fürsprecher für sie, ein Fürsprecher!“

Der Oberrichter stand streng. „So soll ihr ein Fürsprecher werden: ein Freiwilliger aus den Schranken, oder ein aus den Zwölfen zu Bestimmender.“ Und er erhob lauter seine Stimme: „Wer von draußen ist willens, Fürsprech zu sein dieser Blutschuld?“

In den ersten Augenblicken herrschte tiefe Stille; dann aber ertönte von weiter her eine tiefe Stimme: „Ich bin willens!“

Aller Köpfe drehten sich rückwärts und suchten den Sprecher. Der stand auf den Staffeln des Wirtshauses zur „Sonne“. Eine braune Kutte umhüllte seinen hageren Leib, um die Lenden geschnürt mit einem weißen Stricke.

„Vater Vicarius von Haslach“, entfuhr es mehreren Lippen.

Dieser schritt langsam die Staffeln herab, die dichten Reihen öffneten sich ihm, und er ward eingelassen in die Schranken.

„So Ihr Fürsprecher sein wollt der Sünderin, so tut alsogleich Euer Vorbringen, Vater Vicarius!“ sprach der Schultheiß.

Und der Geheißene begann: „Ihr wißt, daß meines Amts schon mehr als einmal gewesen, die zum Tode Verurteilten auf ihrem letzten Gange zu beiseiten und ihnen den Trost der Kirche zu geben für ihre schnelle Reise in die Ewigkeit. Habe dabei noch jedesmal die Empfindung gehabt, daß dabei Schuld ihre gerechte Sühne findet. Hier hätte ich die Empfindung nicht. Da steht eine Sünderin. Sie hat Ables getan, und schwer steht ihre Schuld in den Augen der Mitmenschen. Aber, wie diese im Buche des Lebens vermerkt ist, wer will das ermesen? Wir stehen hier, eine Tat zu verdammen, die vielleicht in der Nacht der Verzweiflung begangen worden ist.“

Und ausführlich schilderte der Vater den Zustand, in dem sich das junge Weib befunden

haben mag, der noch dadurch verschlimmert wurde, daß der Geliebte einer andern Gesellschaftskaste angehörte und sezt ziemlich weit weg, droben in Stühlingen weilte. Wohin er auf das Vorkommen hin vom Grafen versetzt worden war und gar nichts von sich hören ließ.

Hans Michael Guot trat den Ausführungen des Vaters entgegen. Er war ein guter Redner und vor allem ein gründlicher Kenner aller Landordnungen, die freilich in den verschiedenen kleinen Grafschaften nicht immer gleich waren. Und er verstand es, weil schon oft geübt, alles Belastende zusammenzutragen, die Schuld mehr nach der Gesellschaftsordnung zu betrachten als nach m'ndem Empfinden und der göttlichen Barmherzigkeit.

So entstand durch ihn Zwiespalt in den Herzen der Urteilsprecher, weswegen auch bei Umfrage der Schuld acht Richter für Sühne und nur vier dagegen.

Nun ward durch den Blutrichter das Urteil verkündet, daß Christa Kellerin durch das Schwert vom Leben zum Tod gebracht werden solle, indem der Nachrichter aus ihrem Leib „zwei Stuck mache, und das Haupt solle das minder Stuck sein“.

„Dies ist dir vernehmlich worden, Christa Kellerin. Was ist annoch dein Begehren, eh du zum Nichtloze hingeführet wirst?“

„Mein Bitten sei, empfehlet mich der Gnade des Herrn Grafen!“

„Da du dies Begehren stellst, muß ich die Urteilsprecher befragen, ob sie dich der Gnade des Landesherrn für würdig halten. Tut also kund durch eure Stimme, Ehrfame, soll die Verurteilte dem Gnadenbegehren an die gräfliche Erzellenz würdig sein?“

Und die Umfrage ergab sezt: Jehn für, zwei gegen die Gnade.

Nun erhob sich der Landtschreiber: „Urteilstreckungen sollen nach der Landordnung alsbald geschehen, oder doch nicht länger als zweimal vierundzwanzig Stunden verschoben werden. Laut Befehl des Herrn Obervogts der Landschaft Kinzigtal wird diese Vollstreckung umständehalber nicht sezt, sondern erst am Tage nach dem morgigen Fest geschehen. Soll ein Gnadeneweis eintreten, so muß er in den zwei Tagen von Stühlingen aus beigebracht werden.“

„So fährt die Verurteilte wieder in den Turm zurück!“ gebot der Blutrichter den Schergen.

„Und ihr, Ehrfame“, zu den Zwölfen gewendet, „versammelt euch am übermorgigen Tage zur selben Zeit an dieser Dingstätte wieder!“

Da zerstreute sich das Volk, und der Plaz, da sich diese schicksalschwere Entscheidung abgespielt, hatte bald wieder sein alltägliches Aussehen. Nur die Mägde, die hernach am Stadtbrunnen Wasser holten, standen länger beisammen. Hatte die eine ein giftiges Maulwerk, so dachte die andere tief drinnen im Herzen: „Ach Gott, ist sie allein eine Sünderin gewesen?“

Vater Vicarius hatte sich erboten, die beiden Boten, welche den vom Obervogteamt geschrie-

benen Bericht an den Grafen zu bringen hatten, nach Stühlingen zu begleiten und droben den Fürsprecher für den Snadenerweis zu machen. Am Nachmittag wurde weggeritten, und in den ersten Morgenstunden des Sankt-Johannis-Festes traf man dort ein.

Der Torwart des unteren Tores konnte den Einreitenden mitteilen, daß die Herrschaft seit gestern nicht auf dem Schlosse weile, sondern gen Engen geritten sei. Nämlich auf der Burg zu Engen hätte seit Wochen der weimarische Generalmajor Schönbeck sein Quartier aufgeschlagen gehabt und wäre jetzt abgezogen. Die Herrschaft wolle den Zustand der Burg in Augenschein nehmen und was die Feinde dort in der Stadt angerichtet hätten.

Droben auf dem fürstenbergischen Schlosse wurde dem Pater Vicarius bestätigt, daß der Herr Landgraf vor Nachmittag nicht zurück sein werde. Diese Mitteilung brachte den Kapuziner in große Sorge. Er mußte sich fragen, ob die Rückkehr der Herrschaft so zeitig erfolgen werde, daß Friedrich Rudolf das Besuch noch erledigen könne und die Reiter zur nötigen Zeit des morgigen Tages in Wolfach sein werden.

Tatsächlich begann die Sonne schon zu sinken, als die Rückkehr der Herrschaft eintrat. Pater Vicarius ließ durch den Schloßvogt bitten, alsbald empfangen zu werden. Aber der Graf polterte: „Ein Kapuziner aus Haslach? In einer wolfachischen Sache? Der Mönch soll mich jetzt in Ruhe lassen. Ich bin müde. Mag er seine Sache morgen vorbringen.“

„Zwei berittene Boten des Vogteiamtes Wolfach sind mitgekommen. Es handelt sich um eine Malefizsache und wird Gnade erbeten. Von den



Urteilsprechern und dem Vogteiamt befürwortet. Eilige Sache, denn um die elfte Stunde des morgigen Tages muß sonst gerichtet werden.“

„Snad? Um was handelt es sich?“

„Um einen Kindsmordversuch.“

„Gebt erst das Schreiben des Vogteiamtes her!“

Während der Landgraf den amtlichen Bericht studierte, befragte seine Gemahlin den Schloßvogt über die näheren Umstände des Kindsmordversuchs, da der Beamte von dem Pater Vicarius über den Fall besonders unterrichtet war. Maria Magdalena, ehemals Witwe des Rheingrafen Otto Ludwig, war eine liebenswürdige Frau, die es verstand, die manchmal rauhe Natur des Gatten umzubiegen. Friedrich Rudolf war die zweite Ehe eingegangen, da sein erstes Gemahl Maximiliana, durch die der Fürstenberger in den Besitz der Landgrafschaft Stühlingen gekommen, gestorben war.

„So handelt es sich hier also um die Sache, die der Junker von Stallenegg verschuldet hat, wie man vor einiger Zeit hier erzählt hat?“ Und da der Graf den Bericht seines wolfachischen Obergvogtes mit nachdenklichem Gesichte auf den Tisch legte, wendete sie sich an diesen: „Mein Gemahl! Ihr dürft die Snadenbitte nicht abweisen!“

„Es ist ein vollendeter Mordversuch, und wenn auch zehn Urteilsprecher die Gnade befürworten, so habe ich als Landesherz doch die Pflicht, diese Snadenbitte genau zu prüfen!“

„Ich habe besondere Gründe, mein lieber Friedru, und die wirst du verstehen. Du erinnerst dich vielleicht noch, daß dir der Obergvogt von Wolfach berichtet hat, die Verletzung des in deinen Diensten stehenden Junkers von Stallenegg von dort weg wäre erwünscht, da die Untertanen in der Landschaft Kinzigtal viel über den Junker redeten wegen einer Mädchensache. Nun, die Verurteilte wegen Kindsmordversuch ist die Mutter des Kindes vom Stallenegger. Gib mir zwei Stunden Zeit, ich will mit dem Junker ein ernstes Wörtlein reden.“

„Dein Wille sei dir gewährt, liebe Maria Magdalena!“

Die Landgräfin verließ das Gemach und schickte hinab ins Städtchen, wo der Junker neben dem Amtshause gewohnt hat. In einer Viertelstunde stand der Junker von Stallenegg in der Kemenate der Landgräfin, nicht sehr verwundert, was die hohe Frau von ihm wollte, denn es hatte sich im Laufe des Tages herumgesprochen, warum der Pater Vicarius von Haslach nach Stühlingen gekommen sei.

Die Landgräfin meinte nach den einleitenden Fragen: „Hättet Ihr nicht Lust, Eure Schuld dadurch zu sühnen, daß Ihr das Mädchen zur Ehe nehmt?“

Der Stallenegger stuzte etwas, doch war sein Gewissen wach geworden, als die Nachrichten über den von Christa begangenen Mordversuch von Wolfach herauf an die Schweizer Grenze

drangen. „Wenn ich kein Edelmann wäre!“ gab er zum Bescheid.

„Juncker, Ihr habt wohl schon davon gehört, daß meine Ansichten über die Gesellschaftsordnung andere sind als die des Adels, obwohl mein Geschlecht gräßlich ist bis in die Zeiten der Hohenstaufen. Mein Grundsatz ist: Jeder ist ein Edelmann, der es durch seinen Charakter verdient, und der es nicht verdient, darf sich auch nicht Edelmann nennen.“

„Und wäre Christa nicht so arm!“

„Meine Privatschatulle ist gefüllt mit Goldgulden. Ich schenke dieser Christa tausend davon, und zwar an dem Tage, da Ihr sie hier in der Schloßkapelle zum Altare führt. Und daß Ihr dann im Dienste des Herrn Landgrafen bleibt und Euer schönes Auskommen habt, dafür laßt mich sorgen.“

„Ich füge mich Eurer Anregung, gnädige Frau Landgräfin, und nehme an, daß Christa Kellerin die landgräfliche Gnade findet.“

Eine halbe Stunde später ward der Pater Vicarius in den Empfangsraum des Schlosses gerufen. Am Tische saßen der Landgraf und seine Gemahlin.

„Kapuziner“, begann Friedrich Rudolf, „auf Fürsprache meiner Frau Gemahlin wird die Christa Kellerin begnadigt. Der Schloßvogt hat den Auftrag erhalten, das Begnadigungsschreiben fertigzustellen, und nach unserer Unterzeichnung könnt Ihr mit den zwei Amtsboten gen Wolfach reiten.“

Die Landgräfin setzte hinzu: „Und Ihr wolle dem Mädchen und der ganzen Stadt Wolfach bestellen, daß der Juncker von Stallenegg die Mutter seines Kindes zum Eheweib nehmen wird. In der Mitte des nächsten Monats meldet sie sich hier im Schlosse bei mir mit ihrem Kinde.“

Pater Vicarius, hoch erfreut über das ihm Gesagte, verbeugte sich dreimal tief vor den landgräflichen Herrschaften. Es wurde aber doch dunkle Juninacht, bis er mit seinen beiden Mitreitern Stühlingen verlassen konnte.

Zu Wolfach am Galgengrien hatte der Meßkircher Scharfrichter schon alles vorbereitet, um eine Stunde vor Mittag an der Kellerin Christa seines Amtes zu walten. Denn der Obervogt zweifelte stark daran, daß die Gnade gewährt würde.

Es war zehn Uhr vormittags, als im Städtchen viel Volk zusammengeströmt war. Auch die Urteilsprecher mit dem Schultheißen als Blutrichter standen unter der Rathauslaube. Auf dem Platze ging die Frage von Mund zu Mund: „Wird die Gnade ausgesprochen sein? Der Pater mit seinen Begleitern muß aber doch nun hier sein.“

Einige Leute schrien laut: „Sie darf nicht gerichtet werden, bevor der Pater heimgekehrt ist. Man muß dies dem Obervogt vortragen.“

Der Schultheiß selber war dieser Ansicht. Er besprach sich darüber mit den Zwölfen. Doch war der Ankläger, Landschreiber Guot, noch nicht ge-

kommen, die Handlung wieder zu eröffnen. Eine große Ungeduld hatte sich aller Anwesenden bemächtigt.

Da ging eine Bewegung durch die Menge.

„Sie kommen!“ hatte einer gerufen, und aller Augen richteten sich nach dem unteren Torbogen, durch den in diesem Augenblick die Erwarteten im Galopp hereinsprengten. Pater Vicarius hielt in seiner Rechten hoch empor ein kleines Kreuzifix. Seine Begleiter bogen gleich ins Schloß ab, um dem Obervogt den landgräflichen Gnadenbrief zu überbringen.

„Ich habe die Gnade der Exzellenz des Herrn Landgrafen und der gnädigen Frau Landgräfin, die Gott segnen möge!“ rief der Pater schon von weitem.

Darob große Freude bei den Hartenden.

Man umringte den Pater. Er mußte berichten, wie seine Bitte zu Stühlingen aufgenommen worden sei und warum er so lange auf sich habe warten lassen.

Es dauerte nur eine kurze Weile, dann kam feierlichen Schrittes der Landschreiber mit dem Landboten aus dem Schlosse. Hinter ihnen ging noch gebunden zwischen zwei Hellebardisten die Sünderin Christa Keller. Sie wurde vor die zwölf Richter geführt.

Nest schlug der Landschreiber eine Pergamentrolle auf und verlas mit feierlicher Stimme:



„Wir Friedrich Rudolf von Fürstenberg, Landgraf in der Baar und zu Stühlingen, Herr zu Heben und zu Husen im Kinzigtal, tun Allen kund und zu wissen, daß wir in Ansehen der Verhältnisse und auf besondere Fürbitt unserer gnädigen Gemahlin Maria Magdalena, verwitwete Rheingräfin, geborene Gräfin zu Hanau-Lichtenstein, der ledigen Christa Kellerin zu Wolfach, so wegen Versuchs der Kindstötung durch unser gesetztes Landgericht der Herrschaft Kinzigtal zum Richten mit dem Schwert ist verurteilt worden, unsere landesherrliche Gnade gewähren.

Also soll sie frei und ledig sein und nach Bezahlung der Kosten als Untertanin genommen werden wie sonst. Und bestimmen wir, daß Alle, so gegen diesen Brief handeln und der Christa Kellerin ihr vormalig Vergehen vor Zeugen nachtragen, einer Buße verfallen sind von 20 Gulden, hälftig der Herrschaft und hälftig der Kapelle St. Jakob zu Wolfach.

Geben zu Stühlingen am Tage St. Johanni des Täufers anno 1647. Friedrich Rudolf.“

Einen Blick tat jetzt Guot auf die Begnadigte, rollte das Pergament zusammen und sprach: „Namens des Herrn Obervogtes der fürstenbergischen Herrschaft Kinzigtal gebiete ich, daß du,

Christa Kellerin, frei sein sollst und ungehindert deines Weges ziehen mögest!“

Da lösten die Hellebardisten dem Mädchen die Fesseln, und Christa sank in die Arme des Mannes, der sich in ihre Nähe gedrängt hatte: ihres Taufpaten Tobias Raith.

Der Vater Vicarius aber rief mit lauter Stimme: „Noch ist dein Glück nicht zu Ende, Christa! Namens der gnädigen Landgräfin habe ich dir zu eröffnen, daß der Vater deines glücklicherweise noch lebenden Kindes, der Junfer von Stallenegg, des Willens ist, dich zum ehelichen Weibe zu nehmen, und daß die Frau Landgräfin dir ein Heiratsgut von tausend Goldgulden zugesprochen hat.“

Ein lauter Jubel erfüllte jetzt den Platz.

„Hört es, ihr lieben Wolfacher“, rief der Tobias. „In diesen Tagen habe ich es empfunden, was für ein armseliger Kerl der Nachrichter ist. Drum kündige ich noch zu dieser Stund mein Amt auf!“

Ein langer Zug bildete sich.

Man nahm die Christa, ihren Taufpaten und den Vater Vicarius in die Mitte und begleitete sie ins Stöckerhäusle, das der Tobias Raith in wenigen Tagen zu räumen versprach.

Die Fellenkirche

Von Alois Schreiber

Nach der ehemaligen Abtei Allerheiligen führt von Oppenau her der Weg durch ein wildes Tal aufwärts. Nicht weit davon liegt auf einer einsamen Waldstelle ein riesiger Felsen, der beinahe die Form einer halbzerfallenen Kirche hat. Wirklich soll er auch in uralten Zeiten eine Kirche und zwar eine der ersten christlichen Kirchen des Landes gewesen sein, die ein edler Alemanne gestiftet habe. Von diesem geht folgende Sage:

Er hinterließ sieben Töchter, die eben so schön als fromm waren und auf der väterlichen Burg miteinander in tiefer Stille und Eingezogenheit lebten. Es war um die Zeit, als der Hunnenkönig Attila, die Seißel Gottes genannt, mit seinen unzählbaren wilden Horden an den Rhein kam, um auch Gallien zu überschwemmen. Er ließ eine ungeheure Menge Flöße bauen, um darauf überzusetzen. Von den Häufen, die ausgehakt wurden, um das nötige Holz dazu im Schwarzwald zu fällen und herbeizuschaffen, kam einer durch Zufall auf die Burg, wo die Schwestern hausten. Diese rohen Kriegsmannen ehrten ebenso wenig die Tugend als die Wehrlosigkeit und wollten ihren frechen Begierden die Fägel schießen lassen. Die Jungfrauen sahen hier nur die Wahl zwischen Tod und Schande; aber sie waren augenblicklich entschlossen, den Tod vorzuziehen. Da riet ihnen ein alter, getreuer Diener, sich

gegen Abend durch einen unterirdischen Gang in die Kirche zu flüchten, welche ihr Vater erbaut hatte. Er hoffte, bis dahin die wüsten Gefellen beim Trunke hinhalten zu können und meinte, sie würden nicht so leicht darauf verfallen, auch in die Kirche zu dringen, die hinter einem Wäldchen ziemlich versteckt lag. Die sieben Schwestern befolgten diesen Rat und erreichten auch glücklich die heilige Stätte; aber ein treuloser Knecht, der ihre Flucht bemerkt hatte, verriet den Hunnen das Geheimnis. Diese stürzten wuterfüllt nach der Kirche; als sie aber deren fußdicke eichene Pforte verriegelt fanden, fällten sie einen jungen Tannenstamm, um damit wider das Tor Sturm zu rennen und es zu sprengen. Doch als sie vom Walde zurückkehrten, um dieses Vorhaben auszuführen, war der Eingang zur Kirche nicht mehr zu finden. Nirgends eine Spur mehr von einer Pforte; sogar die Fenster und andere Öffnungen waren verschwunden. Wohl stand die Kirche noch da, jedoch nur als ein mächtiger, undurchdringlicher Fels, aus dessen Innern leis und schauerlich ein Psalmenchor jungfräulicher Stimmen ertönte.

Noch vernimmt zuweilen der einsame Talbewohner in stillen Nächten liebliche Gesänge, die aus dem Felsen zu erklingen scheinen und das Herz mit frommem Sehnen erfüllen.

Das Straßburger Münster spricht:

Ich bin das große Himmelszeichen
An die vom Strom getrennten Ufer,
Sich brüderlich die Hand zu reichen.
Ich bin zum Brückenbau der Rufen.

Ich halte alle, die da hassen,
Ich legne, die zu meinen Füßen
Das Trennende fortan verlaufen
Und sich wie Liebende begrüßen.

Wer mir vertraut, den kann ich retten,
Und wer mir glaubt, der ist gefeit,
Doch wer mich schändet, sinkt in Ketten
Und ist dem Untergang geweiht.

Ich bin der Bote des Gerichtes,
Das Gott mit großen Völken hält.
Die Rune meines Angesichtes
Verbirgt das Urteil, welches fällt.

Wenn aber von der Engelsäule
In meinem Innern sich die Geister
Einmal entlösen und mit Eile
Sich finden vor dem Herrn und Meister,

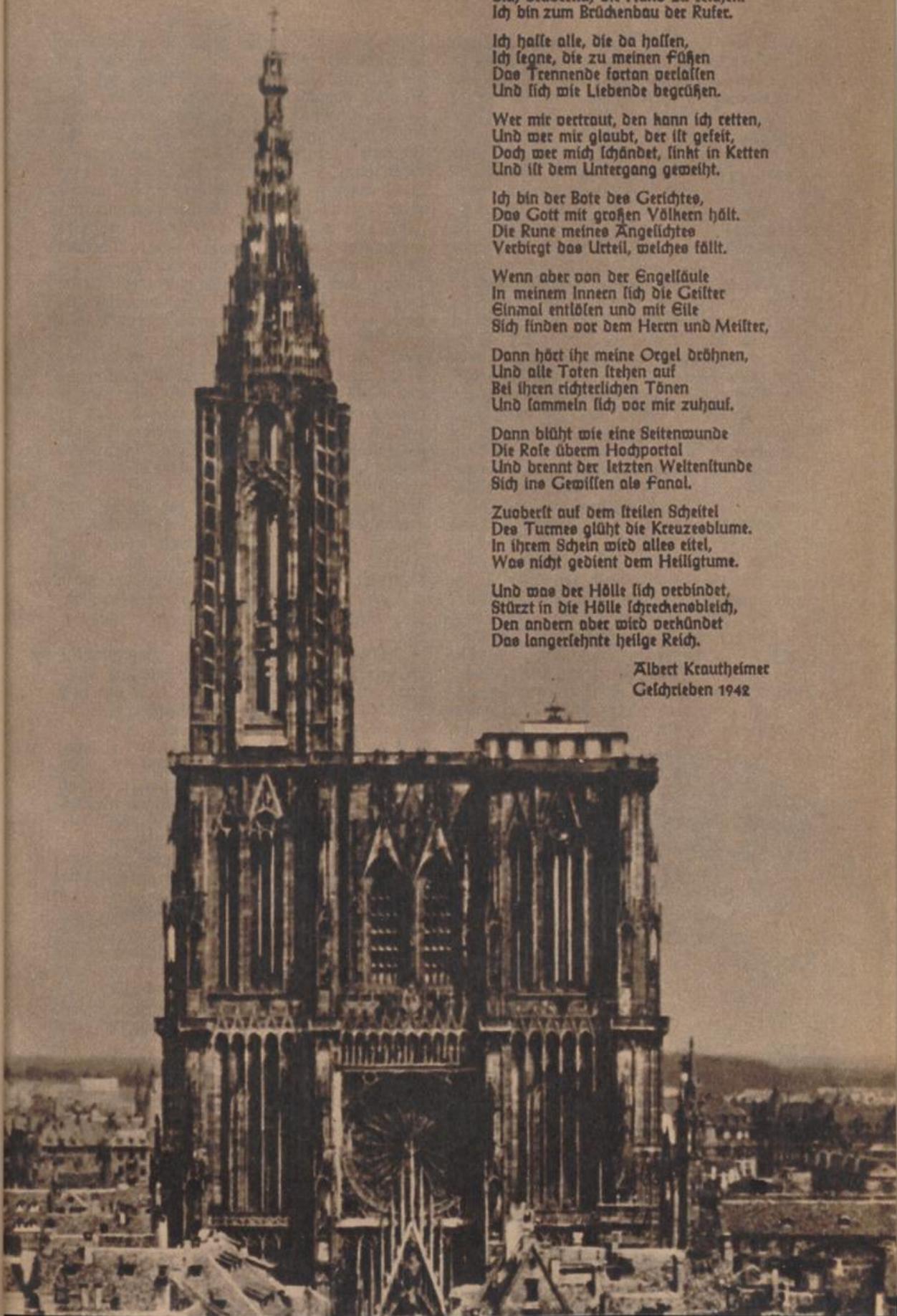
Dann hört ihr meine Orgel dröhnen,
Und alle Toten stehen auf
Bei ihren richterlichen Tönen
Und sammeln sich vor mir zuhauf.

Dann blüht wie eine Seitenwunde
Die Rose überm Hochportal
Und brennt der letzten Weltensunde
Sich ins Gewissen als Fanal.

Zuoberst auf dem steilen Scheitel
Des Turmes glüht die Kreuzesblume.
In ihrem Schein wird alles eitel,
Was nicht gedient dem Heiligtume.

Und was der Hölle sich verbindet,
Stürzt in die Hölle schreckenbleich,
Den andern aber wird verhöhnet
Das langersehnte heilige Reich.

Albert Krautheimer
Geschrieben 1942



Die selige Mechtildis von Hochsal

In Eischel auf dem Dinkelsberg, zwischen Rheinfeldern und Schopfheim, wurden von altersher die drei Jungfrauen Kunigundis, Mechtundis und Wibrandis als Selige verehrt. Sie werden in Beziehung gebracht mit Pfarrkirchen über dem Rhein in der nahen Schweiz. Etwas näher am Rhein, aber auch an der Abdachung des Schwarzwaldes, in Hochsal, steht die selige Mechtildis in Ehren, weil sich dort ihr Grab befindet. Die Volksüberlieferung in Hochsal und Umgegend erzählt, Mechtildis sei eine Jungfrau gewesen und habe im alten Kirchturm zu Hochsal ein heiligmäßiges Leben geführt und zu Lebzeiten und nach ihrem seligen Sterben Wunder gewirkt. Deshalb habe sie in der Pfarrkirche ihr Grab in einem steinernen Sarg erhalten und sei als Selige verehrt worden. Eine andere Überlieferung der Umgegend besagt, Mechtildis habe mit zwei Schwestern im Mittelgeschoß des Hochsaler Kirchturmes als Einsiedlerin gelebt, habe die Pfarrkirche in Hochsal und die im jetzigen Kanton Aargau gelegenen Gotteshäuser zu Leuggern und Mettau erbaut und mit Mitteln begabt. Die Volksüberlieferung hat die Dreizahl der seligen Jungfrauen von Eischel auf Hochsal übertragen. Die Geschichte kennt nur eine Selige von Hochsal: die seit Jahrhunderten verehrte Mechtildis.

In der Pfarrkirche zu Hochsal steht in einer engen und nicht hohen Gruft seit alten Zeiten ein aus grauem Sandstein roh herausgemeißelter Sarkophag auf sechs Füßen aus Stein. Die Gruft ist offen, hat ein Tonnengewölbe und den Eingang im Chor hinter dem Kreuzaltar. Als Abschluß trägt der Sarg einen Deckel von gleichem Stein in einem Spitzdach und ohne jeden Schmuck. Die zwei Teile des Sarges sind sicherlich vom Steinmetz an Ort und Stelle mit Eisen und Holz-

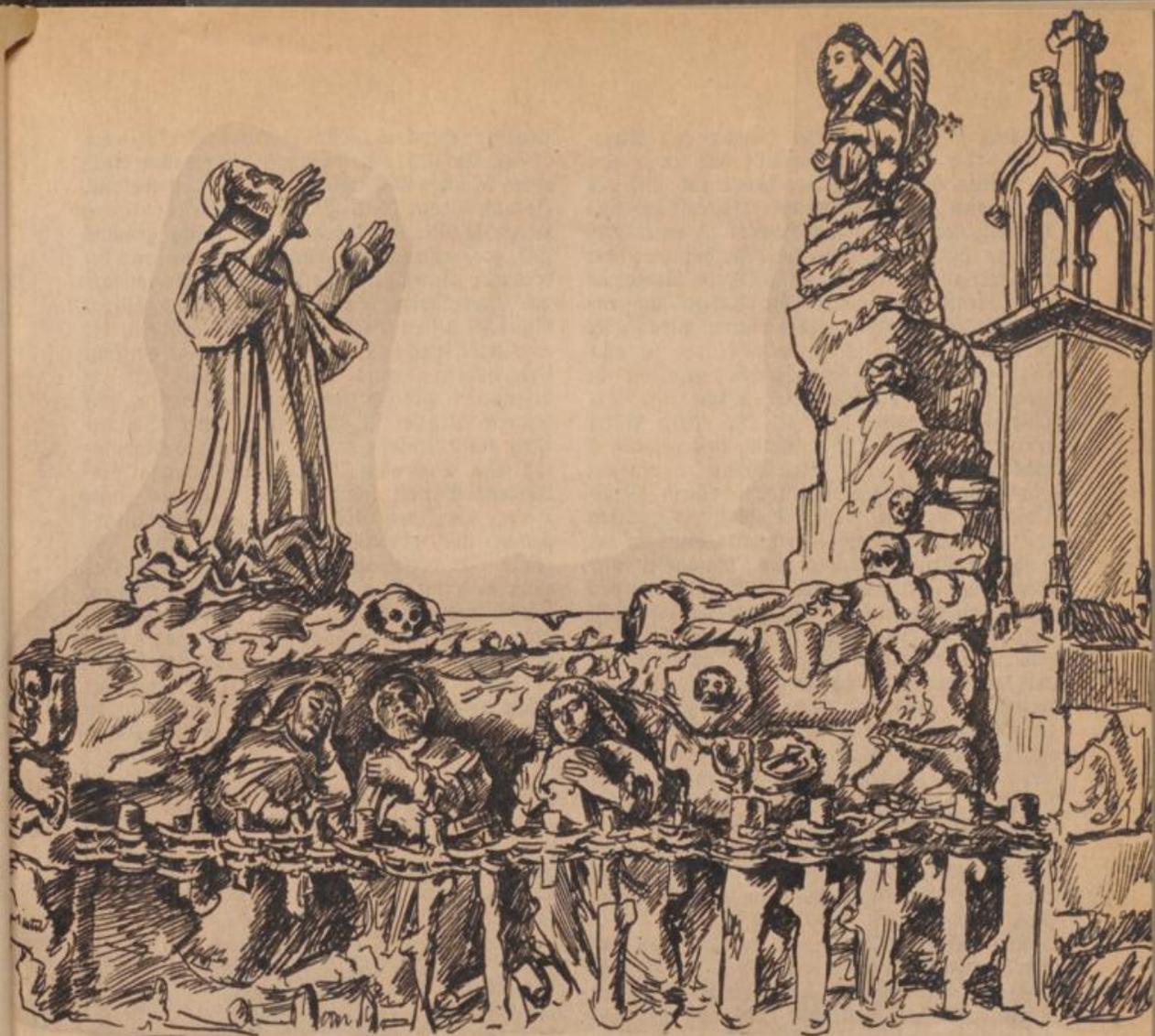
Klöpfel zugerichtet worden, während die sterblichen Überreste der Seligen in einem Holzarge auf die Steinbehauung warteten. Wenn der unbekannte damalige Steinkünstler nur eine leise Ahnung gehabt hätte, wie wir nach Jahrhunderten ein Steinmetzzeichen, die Jahreszahl und die Inschrift „Beata Mechtildis“ in den Schriftzügen jener Zeit vermischt haben, er hätte ganz gewiß nach Vollendung seiner Arbeit für die teure Tote Meißel und Klöpfel nochmals angelegt. Er hat sich vielleicht zu sehr auf das Pergament verlassen, dem ein kundiger Schreiber das Leben und die Depositio (Beisetzung) der Seligen mit Tinte und Feder anvertraut haben mag. Wir wissen es nicht. Eine derartige Urkunde haben wir nicht. Pergament und Papier sind nicht so ausdauernd wie Stein. Wir wissen weder ihre Herkunft, noch die Zeit und die Umstände ihres Lebens. Der schmucklose Sarkophag und der Inhalt desselben geben uns darüber keine Auskunft. Das Pfarrarchiv in Hochsal hat erst aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges kurze Notizen über Mechtildis. Das Pfarrarchiv mag auch aus früherer Zeit urkundliche Nachrichten über die Selige besessen haben; sie sind aber verlorengegangen. Auffallend ist, daß aus dem Archiv des Damenstiftes Säckingen bis jetzt nichts über Mechtildis bekanntgeworden ist. Unsere Nachforschungen blieben ergebnislos. Vielleicht wäre in den Pfarrarchiven der nahen Schweiz, wohin in Kriegszeiten Alten aus unserer Gegend geflüchtet wurden, noch etwas zu finden.

Die Hochsaler Überlieferung berichtet, Mechtildis sei eine Jungfrau gewesen und habe im Kirchturm ein heiligmäßiges Leben geführt und nach ihrem seligen Hinscheiden gar wunderbar geholfen, besonders gebrechlichen und kranken Menschenkindern aus der Pfarrei und der näheren und entfernteren Umgegend. Sie habe sich auch als Wohltäterin um die Pfarrkirche verdient gemacht. Wegen ihres gottgefälligen Lebens, ihrer tätigen Nächstenliebe und ihrer Wohltätigkeit für das Gotteshaus sei sie nach ihrem seligen Sterben in der Pfarrkirche beigesetzt worden. Eine Mechtildislegende, die von ihrer Heiligkeit zeugt, hat sich im Hochendialekt erhalten:

„Die heilig Mechtild het in Hochsal gwohnt. Wenn sie hei cho isch, so hänt allmol Glocke afange lüte. Drno isch si emol z' Dogere obe gsi und isch müed worde. Drno het sie e Nebstede gno und isch glofe dra. Wo sie hei cho isch, hänt Glocke it glüte. Drno het si de Nebstede wieder uf Dogere use tue. Wi sie drno hei cho isch, hänt Glocke wieder glüte.“

Der alte quadratische Hochsaler Kirchturm geht in seinem Unterteil bis in die romanische Bauzeit zurück. Die Turmhalle ist außergewöhnlich groß und dient als Chor der Kirche. Von innen kann man nicht in den Turm gelangen, sondern nur von außen durch eine hölzerne Treppe. Im Turm, wie die Volksmeinung sagt,





Kenotaph (Leergrab) aus dem Jahre 1491 in der Friedhofskapelle in Hochsal

kann die Selige nicht gewohnt haben. Hochsal wird erstmals erwähnt im Jahre 1239, ist aber viel älter. Die nahen Tiefensteiner, ein sehr begütertes Freiherrengeschlecht des Albgaues, wird in der gleichen Zeit urkundlich genannt, geht aber viel weiter zurück. In diese Zeit des anfangenden 13. Jahrhunderts fällt wohl das Leben und Wirken der seligen Wrechtildis. Vielleicht war unsere Selige eine Inkluse (Einsiedlerin), die in einer Zelle oder Klausur in der Nähe der Kirche für Gott, ihre Seele und den Liebesdienst am Mitmenschen lebte. Die Vermutung hat viele Gründe, daß der Platz ihrer Einsiedelei dort stand, wo in der Mitte des 16. Jahrhunderts der erste Obberg errichtet wurde. Dieses kunstvolle Heiligtum wäre demnach zum Andenken an die ehemalige Einsiedlerin errichtet worden. Daß an der Stelle des Obbergs schon über 100 Jahre vorher ein Gebäude mit einem Altar war, geht hervor aus der Kaplaneistiftung des ersten uns bekannten Pfarrers von Hochsal im Jahre 1336, Jakob de Lapide, der Kanoniker in Säckingen war. Diese Stiftung heißt in allen Aufzeichnungen: „Kaplanei ad honorem B. M. V.

et St. Annae“, zu Ehren der allerseeligsten Jungfrau Maria und der heiligen Anna. Der Stifter könnte aus dem Geschlechte der Freiherrn zu Stein-Säckingen sein. Der Platz des Kaplaneialtars und des Obbergs gehören von jeher zum Friedhof. Die älteste Nachricht von der seligen Wrechtild haben wir vom Jahre 1625 aus einem Visitationsprotokoll. Hier heißt es ausdrücklich, daß Wrechtild in „coemeterio“, auf dem Friedhof, gewohnt habe.

Der Stifter könnte aus dem Geschlechte der Freiherrn zu Stein-Säckingen sein... Wir brauchen von Jakob von Stein nur 150 Jahre zurückgehen, dann sind wir in der Blütezeit des Inklusentums (Einsiedelei) am Oberrhein (Bernhard Schelb, Inklusen am Oberrhein, F. D. A., N. F., S. 174 bis 253). Unter den Inklusen treffen wir nicht selten Adelige. Dürften wir unsere Selige vielleicht suchen bei den Freiherrengeschlechtern zu Stein-Säckingen, den Tiefensteinern, den Krenkingern oder gar bei den Habsburgern, die in Hochsal 1239 die ersten Besitzungen diesseits des Rheins hatten? In der Zeit, in der die Tiefensteiner erstmals urkundlich

erwähnt werden, heißt die Stammutter Mechtildis. Sie war die Gemahlin des Hugo von Tiefenstein und die Mutter des Ulrich und des Hugo und der Gertrud von Tiefenstein. Die Tiefensteiner standen mit Hochsal in enger Beziehung durch den Sitz des Freigerichtes der Hauensteinischen Freibauern, die durch Rodungen auf Tiefensteinischem Erbbesitz diesseits und jenseits der Alb Freie geworden waren. Wenn aber Mechtildis keine Inkluse war, könnte sie eine besonders religiöse Adelige gewesen sein, die ihr Vermögen für die Hochsaler Kirche und ihre Pfarrpfründe verwendet hat. Die vielen Güter der Kirche und der Pfarrpfründe weisen auf das nahe Tiefenstein. Die Tiefensteiner waren ein sehr reich begütertes Geschlecht. Wenn Mechtildis eine fromme adelige Wohltäterin gewesen ist, hat sie ihr dauerndes steinernes Grab in der Hochsaler Kirche gefunden aus Dankbarkeit und Verehrung. Hätten wir doch eine Schilderung von der Grablegung unserer Seligen! Das zahlreiche Volk aus der Waldgegend und aus dem Tal diesseits und jenseits des Rheins, das die Kirche und den Platz füllte bei dieser Beerdigung, und die adeligen Stiftsdamen von Säckingen, die bei dieser Feier vermisst worden wären, könnten uns viel, viel erzählen. Auch mehrere schwarze Mönche aus dem Benediktinerstift St. Blasien waren auf der Höhe des rechten Albusers über den Görwihler Berg herangeritten, um die ihnen schon längst bekannte gottselige Jungfrau zu ehren und sich ihrem Gebet zu empfehlen. Sie haben im Chor der Pfarrkirche bei den Weltgeistlichen Platz genommen.

Im Jahre 1629 wurde in Wittichen bei Schenkenzell (Kinzigtal) das Grab der seligen Luitgard, der Stifterin des dortigen Franziskanerinnenklosters, gestorben 1349, von dem ehemaligen Kapuzinerprovinzial Johann Ludwig Anglert mit bischöflicher Erlaubnis geöffnet. Anglert oder Musäus, wie er auch genannt wurde, gab im Jahre 1636 in Freiburg im Welschlande eine Lebensbeschreibung der seligen Mystikerin Luitgard heraus, die auch am Hochrhein verbreitet wurde. In diesem Luitgardbuch erzählt Musäus ausführlich die Eröffnung des Grabes der Seligen. Dadurch wurde bei den Geistlichen und den Besuchern der Grabesstätte in Hochsal der Wunsch laut, den Steinsarg der seligen Mechtildis zu öffnen.

Dieses Begehren sollte erst 1674 erfüllt werden. Im Schwedentrieg, in dem die Soldateska überall verborgenen Schätzen nachging, wurde, wie berichtet wird, der Steinsarg zwar am Deckel etwas angemesselt, aber das Grab wurde nicht geöffnet. Pfarrer Matthias Stark, Stiftsherr zu Säckingen und Rektor in Hochsal von 1660 bis 1673 († 15. März 1673 und vor dem Hochaltar beerdigt), machte mehrmals, auch durch den Waldvogt und die Äbtissin in Säckingen ermuntert, den Versuch, bei der Kirchenbehörde in Konstanz, zuletzt 1669, die Erlaubnis zur Eröffnung des Grabes und zur Untersuchung des Inhaltes zu erhalten. Die Erlaubnis wurde nicht gegeben. Besseren Erfolg hatte sein Nachfolger

Leodegar Beutler (1. Mai 1673 bis 20. November 1679). Er ließ den steinernen Sargdeckel durch einen Maurer in Anwesenheit des Kapiteldekans, Johann Georg Beck, Pfarrer in Waldshut, und zweier Geistlicher, deren Namen nicht genannt sind, wegnehmen. Der nächste Nachbar war der bekannte Luttinger Pfarrer und Kommandant des Hauensteiner Landsahnens Johann Caspar Albrecht, dessen Grabdenkmal noch heute in der Luttinger Kirche ist. Ein Arzt oder eine amtliche Urkundsperson wurde nicht beigezogen. Ob ein besonderes Protokoll aufgenommen wurde, gibt Pfarrer Beutler in seiner sonst guten Schilderung der Eröffnung nicht an. Auch der Monats-tag fehlt. Dieser im Pfarrarchiv zu Hochsal vorhandene Bericht schildert uns, daß der ganze Körper einer von Natur nicht großen Frauensperson mit übereinandergelegten Händen sich zeigte. An verschiedenen Stellen war das Gerippe noch mit Haut, Haaren und eingetrocknetem Fleisch wie von starkem, altem Pergament umgeben. Kleider und Lächer, in die eingewickelt der Körper vor mehreren Jahrhunderten in den Steinsarg gelegt wurde, waren zu Staub und Asche geworden. Mit scheuer Ehrfurcht wurden die zerbröckelten Teile der einstigen Umhüllung

Turm der Pfarrkirche zu Hochsal, genannt „Alter Hob“
Aufnahme B. Dollmann



und kleinere Knochenreste in sauberen Gefäßen neben die in frisches Tuch gefüllten Gebeine gestellt und wieder im Steinsarg beigesetzt. Weder innen noch außen war ein Buchstabe eingemeißelt. Bei den Reliquien war kein Pergament mit Aufzeichnungen. Nach einer Bemerkung im Pfarrarchiv sind „documenta hoc bellicoso tempore amissa“, Aufzeichnungen in dieser kriegerischen Zeit verlorengegangen. Gemeint ist hier der Dreißigjährige Krieg. Erlasse der bischöflichen Behörde in Konstanz über die Eröffnung des Grabes und die Schließung sind im Pfarrarchiv nicht vorhanden. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß Akten über dieses Seligengrab noch aufgefunden werden.

Anlässlich der Einrichtung der Warmluftheizung wurde der Steinsarg am 8. November 1933 durch Pfarrer und Kammerer Josef Amann wieder geöffnet. Bei der Eröffnung waren Pfarrer Amann, ein Stiftungsratsmitglied, ein Vertreter des Bürgermeisters und zwei Lehrer zugegen. Ein Protokoll mit den Unterschriften der Zeugen wurde in dreifacher Ausfertigung verfaßt. Es fanden sich in dem Sarg Gebeine einer Frauenseiche: der Kopf, eine Reihe größerer und kleinerer Röhrenknochen, Rippenreste, Beckenknochen. Dieselben waren in einer solchen Weise geordnet, daß man schließen muß, es handle sich hier nicht um eine Erstbeerdigung. Die Reste weisen auf eine erwachsene Person hin. Die Knochenreste stellen kein vollständiges menschliches Skelett dar, da eine Reihe von Knochen fehlen, wie der Unterkiefer. Außerdem fanden sich noch minimale Reste von Tuch vor. Keinerlei Aufzeichnungen befanden sich im Sarg. Der Steinsarg war stark beschädigt. Es fanden sich verschiedene Gegenstände bei den Reliquien: eine badische Scheidemünze, zwei Kreuzer von 1859, ein kleiner Rosenkranz und einige kleine Medaillen der Muttergottes, ein tiefer Teller und eine große zerbrochene Schüssel, beide mit Malereien von gleichem Muster. Pfarrer Amann hält die Gegenstände für Weihegeschenke, die an schadhafte Stellen von Verehrern der Seligen dort hineingeschoben wurden. Die starken Beschädigungen zwischen Sargdeckel und Grab sind aus der Zeit der Revolutionskriege zu erklären, als Hochsal öfters Einquartierung hatte. Aber die Schließung des Grabes bemerkt Pfarrer Amann: Der Riß am Boden des Sarges wurde zugestrichen, die schadhafte Stellen wiederhergestellt, eine Urkunde (Protokoll) über die Eröffnung hineingelegt und der Steinsarg geschlossen.

Aus den Pfarrakten und älteren Visitationsprotokollen des Erzbischöflichen Archivs geht hervor, daß die Selige nicht bloß von dem Volk, sondern auch liturgisch verehrt wurde. Ob diese Verehrung von der bischöflichen Behörde in Konstanz bestätigt worden sei, darüber liegt kein schriftliches Zeugnis vor, wenigstens nicht bei den Pfarrakten in Hochsal. Die erste bis jetzt bekannte schriftliche Überlieferung über Mechtildis findet sich bei den Akten des Kapitels Waldshut anlässlich der Hochsaler Kirchenvisitation von

1625. Es heißt dort: Die heilige Mechtildis ist beigesetzt in der Krypta der Pfarrkirche. Sie wohnte auf dem Friedhof (in coemeterio habitabat). Ihr Leben war „bona et honesta“, gut und ehrenvoll. Nach einem Eintrag im Pfarrbuch wird ihr Anniversarium (Gedächtnistag) am 6. März gehalten. Eine andere Nachricht von der Verehrung haben wir aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, vom Jahre 1669. In diesem Jahre machte Pfarrer Matthias Stark sein schon früher wiederholt vorgelegtes Gesuch um die Erlaubnis der Eröffnung des Grabes. Er vermutete zwar „nullum corpus aut ossa in eo contineri“ (daß es keinen Körper und keine Gebeine enthalte). Diese Vermutung erwies sich aber bei der Eröffnung als irrig. Stark erwähnt in seinem Gesuch, daß ihr Gedächtnis am 6. März, dem Tage des heiligen Fridolin, gehalten werde; ihre Verehrung und die Wallfahrt von auswärts zu ihrem Grabe habe gegen früher abgenommen. Bei der Kirchenvisitation 1674 durch den Dekan des Kapitels Waldshut schreibt dieser im Protokoll: „Ibidem sepulta virgo nomine Mechtildis, quae nomen sanctitatis habet et fiunt eo peregrinationes“, daselbst (Kirche in Hochsal) ist beerdigt eine Jungfrau namens Mechtildis, welche als Heilige verehrt wird; es finden Wallfahrten dorthin statt (Erzbischöfliches Archiv, Freiburg, Handschrift 77).

Als Fürstabt Martin Serbert von St. Blasien Material für seine geplante Germania sacra (die Heiligen Deutschlands) sammelte, hat er wohl in Hochsal über die selige Mechtildis angefragt. Am 19. November gab der Hochsaler Kaplan Josef Däschle dem gelehrten St. Blasianer Abt Aukunft, indem er ihm aus dem Pfarrarchiv eine Abschrift des oben erwähnten Gesuches des Pfarrers Stark wegen Eröffnung des Grabes mit dem Anfügen übersendet, daß zwar die Verehrung der Heiligen abgenommen, sie aber stets der Hilfesuchenden Erhöhung erlehnt habe. „Propitia est sancta Mechtildis omnibus ad se venientibus in doloribus tergi“, die heilige Mechtildis ist eine gnädige Fürbitterin für alle, die bei Rückenleiden zu ihr kommen. Pfarrer Fidel Schmid (1741 bis 1769) habe eine plötzliche Heilung einer Person von Laufenburg mit einer schmerzlichen Gliederkrankheit öfters erzählt. Sie sei gleich nach dem Gelöbnis der Wallfahrt zum Grab der Heiligen ganz geheilt worden.

Die Verehrung der seligen Mechtildis von Hochsal ist in der heutigen Zeit sehr zurückgegangen. Das letzte Jahrhundert, vorab der Wessenbergianismus, hat viel dazu beigetragen. Mögen die jetzige und die kommende Zeit dem einzigen Heiligengrab im Hauensteinischen mehr Beachtung und Verehrung schenken! Die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der der protestantische Basler Universitätsprofessor A. E. Stückelberg über die Heiligenreliquien der Schweiz geforscht und geschrieben hat, darf uns den richtigen Weg weisen.

Bilder der seligen Mechtild sind im Pfarrarchiv oder in Privathäusern der Hochsaler

Pfarrei nicht zu finden. Auch Photos oder Abbildungen des Steinsarges und der Gruft gibt es nicht. Die Darstellung der Seligen, in Holz geschnitten, war noch im 17. Jahrhundert in der Hochsaler Pfarrkirche. Die Statue wird am 12. September 1676 als renoviert angegeben. Sie wurde bei öffentlichen Prozessionen von Mädchen in Hohentracht mitgetragen. Dieses Wächterbild konnte bis jetzt nicht aufgefunden werden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß es in einer Privatsammlung ist. Auch in Görwihl wurde das Bild des heiligen Martinus, des zweiten Patrons der Pfarrkirche, bis zur Zeit des Wessenbergianismus bei Prozessionen von Hohenträgen mitgetragen. Dieses Bild ist ebenfalls verschwunden.

Dr. Jakob Ebner

Woher? — Wohin?

Ich komm, weiß nit woher,
ich bin und weiß nit wer,
ich leb, weiß nit, wie lang,
ich sterb und weiß nit wann,
ich fahr, weiß nit wohin: —
mich wundert's, daß ich fröhlich bin.

Da mir mein Sein so unbekannt,
stell ich es ganz in Gottes Hand,
die führ es wohl so hin wie her:
mich wundert's, wenn ich noch traurig wär.

Jans Thoma

Zur Geschichte der Kartoffel

Von A. Kalt, Pfarrer i. R., Gengenbach



icht immer sahen unsere Gärten und Felder aus wie heute, und noch weniger die Mahlzeiten der Menschen.

Unsere Obstbäume, Apfel-, Birnen-, Nuß-, Kirsch-, Pfirsich- und Kastanienbäume, kamen fast durchweg aus dem Morgenlande in unsere Gegenden. Von

uns wanderten sie dann nach der Entdeckung Amerikas über den Ozean und bis nach Australien und den Südseeinseln. Umgekehrt aber wanderte auch manche heute unentbehrliche Kulturpflanze von Amerika nach Europa und von hier über Asien und Afrika nach Australien; dazu gehört insbesondere unsere große Ananaserdbeere, und ganz besonders die Kartoffel.

Die eigentliche Heimat der Kartoffel sind gewisse Gebiete in Mittel- und im nordwestlichen Südamerika, besonders in Chile und Peru; dort soll sie auch heute noch wild wachsen; sie wurde aber von den Indianern schon vor der Entdeckung Amerikas als Speisefartoffel angepflanzt; sonst wäre es ja auch unverständlich, daß sie schon vierzig Jahre nach der Entdeckung von Missionären ins Heimatland Portugal zurückgebracht und dort angepflanzt worden wäre.

Das schon vor einhundert Jahren bei uns gesungene „Kartoffellied“ rühmt den Engländer Francis Drake als denjenigen, der sie nach Europa gebracht haben soll; deshalb hat ja auch der Straßburger Bildhauer Friedrich, derselbe, der den Acherern das Denkmal des Großherzogs Leopold und den Baden-Badenern das Totengräberdenkmal auf dem alten Friedhof, das die Badener allerdings als Kaspar Hauser ausgeben, geschenkt hat, veranlaßt, vor einhundert Jahren den Offenburgern das Drake-Denkmal zu schenken, das man aber in neuester Zeit beseitigt hat. In

der Tat, war Franz Drake kein „braver Mann“, wie ihn das Lied preist, sondern ein Seeräuber übelster Art, der allerdings das, was er den Spaniern geraubt hatte, mit seiner sauberen Königin Elisabeth, der Mörderin der Königin Maria Stuart, teilte. Drake war geboren 1545, also zu einer Zeit, da die Kartoffel schon nach Europa gebracht worden war; sie war allerdings anderseits, als er fünfzig Jahre später starb, in unserer Gegend noch nicht bekannt. Wir in Baden haben also dem Drake nichts zu verdanken.

Bald nach der Entdeckung Amerikas zogen spanische und portugiesische Missionäre besonders nach Südamerika. Zunächst blieben die neuen Missionen dem Bischöfe der Azoreninseln unterstellt; erst 1552 belamen Bahia und Brasillien den ersten Bischof Südamerikas, der allerdings vier Jahre später von den Indianern aufgefressen wurde. Immerhin kam durch diese Missionäre die Kartoffel auf die iberische Halbinsel zurück, von wo sie dann auch nach Italien und Burgund und später auch zu uns gelangten. In unseren Tagen noch haben Missionäre die Kartoffel nach einzelnen Inseln bei Australien verbracht und damit wiederholt, was ihre Kollegen taten, als sie diese Kulturpflanze von Südamerika nach Europa mitbrachten; niemand kommt eben einem fremden Volke so nahe wie die Missionäre. —

Der ursprüngliche Name für Kartoffel hat sich erhalten in jenen Ländern, wohin sie zuerst kam. In Portugal sagt man dafür „Batata“; dieses Wort, das aus dem Indianischen stammt, hat sich in Portugal, Spanien, Italien und England bis heute erhalten. Im romanischen Gebiete Graubündens sagte man dafür Tartuffel, was so viel bedeutet wie Trüffel, weil dieser Pilz ebenso im Boden wächst; daraus entstand dann das Wort Kartoffel, aber auch erst vor etwa einhundert Jahren; sonst heißt man sie „Krummbiere“, was sonst soviel besagt wie Grundbirnen oder, wie man in manchen schwäbischen Orten



sagt: „Bodenbirnen“. Doch kennt man diesen Namen nur im nördlichen Teil Badens; im südlichen dagegen sagte man dafür stets nur „Erdäpfel“. Ein Mann aus Neuenburg hatte zur Zeit des ersten Napoleon etwa zehn Jahre als Soldat in der Pfalz gedient und sich dort angewöhnt, statt „Erdäpfel“ „Krumbeer“ zu sagen; das Wort hielt er fest, auch als er wieder nach Hause zurückgekehrt war; er fiel dadurch so sehr auf, daß er schließlich selbst den Namen „Krumbier“ bekam, und dieser Name ist seinen Nachkommen geblieben bis zum heutigen Tage; einer von ihnen ist heute Ratschreiber von Neuenburg.

Die Franzosen sagen für Kartoffel „pomme de terre“, also soviel wie „Erdäpfel“. Der Grund dafür ist wohl der, daß die Kartoffel von Deutschland nach Frankreich wanderte. Das Verdienst dafür gebührt dem Chemiter Anton August Parmentier (gestorben 1813). Als um 1770 infolge schlechter Getreideernten die Pariser Akademie einen Preis für den besten Vorschlag ausschrieb, wie man den Getreidemangel ersetzen könnte, empfahl Parmentier den Anbau der Kartoffel; für seinen Vorschlag bekam er den ausgezeichneten Preis. Die Kartoffel hatte er aber in Deutschland kennengelernt. Der französische König, der seine Untertanen kannte, ließ darauf in der Umgebung von Paris ein größeres Feldstück mit Kartoffeln anpflanzen und das Feld bei Tag durch Soldaten bewachen. Was der König erwartet hatte, erfolgte prompt; da bei Nacht die Felder unbewacht blieben, wurden die Kartoffeln in der Nacht eifrig gestohlen. So kam die Kartoffel nicht mehr bloß auf die königliche Tafel, sondern auch andere Franzosen konnten die Güte der neuen Frucht erproben, und nachdem das geschehen war, schritten sie dann auch sofort zu ihrer Anpflanzung.

In unserer Gegend ist die Kartoffel erstmals im Jahre 1712 urkundenmäßig fürs Rinzigtal festzustellen. In Sengenbach ist sie zum ersten Male in den Ratsprotokollen des Jahres 1716 zu finden. Dort hatte ein Bewohner der Stadt in seinem „Höfle“ im Oberdorfe Erdäpfel gepflanzt. Zur Zeit der Reise wurden ihm welche

von einem Mitbürger gestohlen. Der Besitzer hatte den Dieb aber bemerkt und ihm alsbald eine Schrotladung in die Hinterseite gejagt. Nun kamen beide vor Gericht, der eine wegen Diebstahls, der andere weil er sich selbst Recht verschafft hatte, anstatt den „hochweisen Rat“ darum anzugehen. Der Fall endete damit, daß man den Dieb mit Rücksicht auf die ausgestandenen Schmerzen frei entließ, wogegen der Besitzer den Schuß mit fünf Gulden büßen mußte. — In der Markgrafschaft Baden-Durlach bemühte sich der Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer von Karlsruhe, um die Anpflanzung der „Grundbirnen“. Da und dort wurden damals schon ganze Äcker damit bepflanzt; dadurch verringerte sich der Fruchtzehnte, was den Markgrafen veranlaßte, im Jahre 1716 eine Verordnung über den Kartoffelzehnten zu erlassen. Aber allgemein blieb die Anpflanzung der Kartoffel noch gering. Im Jahre 1769 sah sich deshalb die Landesregierung veranlaßt, die Bauern zu





ermahnen, sie sollten mehr „Grundbirnen“ anpflanzen. Von einem Acker, der etwa zehn Malter Frucht trage, könne man gewöhnlich doppelt soviel Malter Grundbirnen ernten; auch seien sie nicht so sehr der Gefahr des Hagels ausgesetzt und man könne sie auch auf Brachfeldern anpflanzen.

In Ettlingen fand ich die Frucht erstmals im Jahre 1735 erwähnt, und zwar im Berichte des dortigen Jesuitenkollegs an den Provinzial in Mainz. Unter den vorhandenen Lebensmitteln sind da auch sechs Zentner „Grundbirnen“ aufgezählt; aber mit der Bemerkung „porcis“, d. h. für die Schweine. Die Kartoffel war also noch immer sehr spärlich angepflanzt, und was man so erntete, wurde noch ausschließlich als Schweinefutter verwendet.

Eigentliche Volksnahrung wurde die Kartoffel erst um 1771; das Jahr hatte nur eine sehr geringe Getreideernte gebracht, wie auch der Abt Martin Gerbert von St. Blasien in seiner „Geschichte des Schwarzwaldes“ erzählt. Dazu kam, daß die vielen kleinen Herrschaften für ihre Untertanen allenthalben Getreide anzukaufen suchten, was die Preise weiterhin in die Höhe trieb. So kam es, daß in manchen Gegenden, zumal des Schwarzwaldes, das Getreide sehr rar und teuer wurde; aber Gerbert erzählt nun, daß der liebe Gott dafür gesorgt habe, daß die Not doch nicht zu schlimm wurde; es sei nämlich eine andere Pflanze, nämlich die „Erdäpfel“, erstmals mehr angepflanzt worden, wodurch der Getreidemangel einigermaßen ergänzt werden konnte.

Um jene Zeit — es war kurz zuvor der Siebenjährige Krieg zwischen Preußen und Osterreich zu Ende gegangen — herrschte begreiflicherweise auch im preussischen Gebiete Not; da führte der Preußenkönig Friedrich der Zweite, den sie den Großen nennen, den Kartoffelanbau in Schlessien und Brandenburg zwangsweise ein, um die Not zu lindern.

In unserer Gegend bemühte sich damals besonders auch die fürstenergische Herrschaft um den Anbau der Kartoffeln. Im Jahre 1771 — also in eben jener Notzeit — erging von ihr die Verordnung, daß von jeder Gemeinde ohne Benachteiligung der Viehweiden ein größerer Platz der Gemeinde mit Kartoffeln angepflanzt werden sollte. Zwei Jahre später wurde angeordnet, daß die Brachfelder mit Kartoffeln bepflanzt werden sollten. Es brauchte also der Getreideanbau gegenüber der bisherigen Gewohnheit durch den Kartoffelanbau nicht eingeschränkt zu werden. Es hatte bisher allenthalben die Dreifelderwirtschaft geherrscht, nach der in jedem Jahre ein Drittel der Felder brach geblieben war. Nun bepflanzt man diese Brachfelder mit Kartoffeln, was eine wesentliche Vermehrung des Ertrags an Lebensmitteln zur Folge hatte.

Es erfolgte damals überhaupt eine völlige Umwälzung in der Landwirtschaft. Bisher hatte man auch für das Vieh kein Futter gepflanzt. Klee und Dickrüben waren bislang unbekannt. Solange es eben ging, wurden alle Haustiere: Pferde, Rüge, Schafe, Schweine auf die „Allmend“ zur gemeinsamen Weide getrieben. In unserer Gegend war es besonders der St.-Blasianische Vater Kettenacker, der als klostertlicher Amtmann die Bauern die Pflege der Wiesen, den Anbau von Klee und Durnißen, wie die Dickrüben genannt wurden, lehrte und dabei behilflich war. Dabei war er der Sohn des Ratschreibers von Willingen; seine Mutter stammte aus einem Gengenbacher Geschlecht. An die Stelle der Gemeinwirtschaft und der Weiden trat jetzt die Stallfütterung.

In unserer Gegend bemühte sich der fürstenergische Hofrat und Leibarzt Dr. J. Rehmann in ähnlicher Weise. Die Bauern hatten immer Angst gehabt, der Kartoffelanbau würde die Getreidepreise herabdrücken, zumal sich der Kartoffelanbau auch in Gebirgsgegenden noch gut bewährte. An erster Stelle waren es die Müller, die von der Kartoffel den Ruin ihres Gewerbes befürchteten und ihr darum feindlich gegenüberstanden. Ihnen sagte Rehmann als Folge des Kartoffelanbaues eine starke Vermehrung der Bevölkerung voraus, wodurch wieder ein Ausgleich geschaffen würde.

Jawohl! Bevölkerungsdichtigkeit und Kartoffelanbau hängen fortan zwangsläufig zusammen. Als 1843 und in den folgenden Jahren eine „Kartoffelkrankheit“ den Ertrag dieser Frucht stark beeinträchtigte, wanderten viele Deutsche aus, so z. B. aus der mittleren Ortenau allein über 10 000 nach Amerika, über 800 nach Algier; ja selbst die Städte im fernen Australien belamen damals eine deutsche Mehrheit.

Es ist auch kein Zufall, daß das Land, welches am dichtesten bevölkert ist, eben unser deutsches Vaterland, auch heute noch den ausgedehntesten Kartoffelanbau hat: pro Kopf der Bevölkerung mehr als viermal soviel als etwa England mit seinen vielen Kolonien, auch mehr wie doppelt soviel als das benachbarte Frankreich.

Bernhard von Baden und sein Fortleben in seiner Heimat

Als der badische Markgraf Bernhard am 15. Juli 1458, kaum dreißig Jahre alt, im Franziskanerklosterlein zu Moncalieri starb, geschah das Erstaunliche, daß sich um die Bahre des so gut wie unbekanntem Fremdlings sofort eine ganze Stadt in Gebet und Verehrung scharte. Der Beichtvater Bernhards, Pater Johannes Herrgott, konnte einer vielköpfigen Menge die Geschichte vom heldenhaften Leben und Sterben seines jugendlichen Freundes mitteilen, als er seine Trauerpredigt in Santa Maria della Scala hielt. Bei der Beisetzung ereignete sich das erste Wunder, eine Krankenheilung. So wurde aus der Totenfeier ein Dank- und Freudenfest! Der fremde Ritter aus dem Norden hatte sich unverlierbares Heimrecht in den Herzen der leicht entflammbar Menschen des Südens erworben.

Noch erstaunlicher als dieser sofortige Beginn der Verehrung am Grabe Bernhards ist die Tatsache, daß die eigenen Landsleute fast gar nichts dazu beitrugen, das Andenken des heiligmäßig Verstorbenen in die Heimat zu verpflanzen und dort bekanntzumachen. Während am Grabe in dem Bergstädtchen bei Turin Wunder über Wunder geschahen — ein sorgfältig geführter kirchlicher Informativprozeß zählte im November 1480 schon insgesamt 67 zuverlässig berichtete wunderbare Vorgänge —, blieb Bernhard dem gläubigen Volk seines Ursprungslandes noch für Jahrhunderte so gut wie unbekannt.

Wie kommt das?

Die Erklärung findet sich in folgendem: Nur zögernd, geradezu zaghaft schlossen sich die Familienangehörigen des Markgrafen allen Bemühungen an, die auf sein Lob und seine Verehrung zielten. Papst Pius II., der Bernhard persönlich kennengelernt hatte und seinen Charakter, seine Bildung und sein lebendiges Christentum aufs höchste schätzte, sprach bei offiziellem Anlaß, wenige Monate nach Bernhards Tod, mit aller Entschiedenheit davon, daß der badische Fürst im Rufe der Heiligkeit gestorben sei. Trotz dieser eindeutigen Stellungnahme des obersten Hauptes der Kirche verhielten sich die eigenen Brüder fast ganz passiv gegenüber den Versuchen, die Verehrung ihres Anverwandten zu fördern.

Ihr Verhalten ist auf den ersten Blick gewiß befremdlich. Es lag ihm aber gewiß nicht etwa eine Geringschätzung der Verdienste Bernhards zugrunde. Die Markgrafen waren nämlich sehr wohl bereit, ihre Hilfe zu leihen, wenn von anderer Seite etwas zur Verehrung ihres Familienangehörigen ins Werk gesetzt wurde. Sie lehnten es aber in vornehmer Rücksicht auf ihre eigene Stellung ab, selbst aktiv einzugreifen oder die Initiative zu übernehmen. Dabei wäre es ihnen gewiß ein leichtes gewesen, Namen und Kult Bernhards nicht bloß im eigenen Herrschaftsgebiet bekanntzumachen, sondern ihn weit darüber hinaus nach Lothringen, in die Niederlande und ins Moselgebiet zu verbreiten, wo



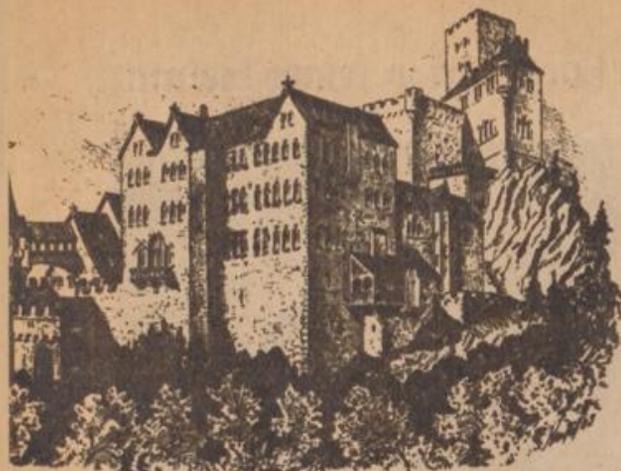
Bernhards Brüder, Johannes als Erzbischof von Trier, Georg als Bischof von Metz und Markus als Domherr und Bistumsverweser in Lüttich regierten.

Nicht zuletzt ist es dieser Zurückhaltung zuzuschreiben, daß sich noch heute die Verehrung des seligen Bernhard auf verhältnismäßig wenige Orte beschränkt. Gewiß hat die Seligsprechung im Jahre 1769, von Markgraf August Georg entscheidend gefördert, einen Aufschwung der Bernhardverehrung in Mittelbaden gebracht; gewiß waren die Ausrufung Bernhards zum Schutzherrn des Landes Baden um die Mitte des 19. Jahrhunderts und seine Einreihung in die Zahl der Diözesanpatrone, die 1827 bei der Gründung der Erzdiözese geschah, sehr wohl geeignet, seinen Namen auch weit über die Grenzen der alten Markgrafschaft Baden-Baden hinauszutragen und im ganzen damaligen Großherzogtum zu verbreiten. Seit vielen Jahrzehnten feiert die ganze Erzdiözese Freiburg am 24. Juli das Fest des Seligen in besonderer Weise.

Dennoch lassen sich die Zeugnisse einer lebendigen Verehrung in Baden leicht aufzählen. Man muß leider sagen, daß das badische Volk in seiner Gesamtheit noch immer nicht begriffen hat, was für eine beispielhafte, großartige Gestalt ihm in Bernhard zum Geschenk gemacht wurde.

Um so mehr verdienen die Erinnerungs- und Kultstätten Bernhards Beachtung und Würdigung. Hier sollen einige geschildert werden:

Die Burg Hohenbaden ist mit großer Sicherheit als Geburtsstätte Bernhards anzu-



Schloß Hohenbaden, nach einem alten Stich

sehen. Heute ragen ihre Trümmer, weithin sichtbar, aus dem Buchenwald am Battertberg über die Stadt Baden. Ein scharfes Auge vermag von der Plattform des Straßburger Münsters aus leicht den rötlichen Bergfried zu erkennen, wie er, weit drüben über der Ebene und dem silberblinkenden Strom, aus dem grünen Dunkel der Bäume hervorgrüßt. Wir kennen auch den Ort, wo die Burgkapelle zu Bernhards Zeit gelegen war; wir dürfen vermuten, daß der zweite Sohn des Markgrafen Jakob I. dort die heilige Taufe empfing. Die jetzt mit einem Bernhardaltar ausgestattete Kapelle wurde 1928, im Jahre der 500. Wiederkehr der Geburtsstunde, in einer Nische des Ritterssaales angelegt und ist nicht allzuweit entfernt von der früheren, dem heiligen Ulrich geweihten Kapelle.

Am Fuß des Burgbergs, von oben zu erkennen, liegt der große grausteinerne Kuppelbau der Bernhardkirche zu Baden-Baden-West. Sie ist während des priesterlichen Wirkens von Stadtpfarrer Ehmann zu einem Mittelpunkt lebendiger, froher und wahrhaft vollstümlicher Bernhardverehrung geworden. Die Hauptkirche von Baden, die Stiftskirche Unserer Lieben Frau, in deren Chor Bernhards Eltern begraben liegen, hat den Seligen sicherlich in ihren Mauern gesehen. Sie hält das Andenken an ihn wach durch einen im 19. Jahrhundert errichteten Altar und eine schöne Reliquienbüste.

Von einer badischen Markgräfin gegründet und von der markgräflichen Familie stets besonders innig umsorgt, war die Zisterzienserklosterabtei Lichtenhal seit jeher mit Bernhard verbunden. Zahlreiche Vorfahren des Seligen ruhen in der Fürstkapelle, die auch die älteste Holzstatue Bernhards birgt. Sie ist, der Überlieferung zufolge, von der Abtissin Margaretha von Baden, einer Nichte Bernhards, in Auftrag gegeben worden.

Die Abtei bewahrt ferner einen kostbaren Reliquenschatz in ihren Mauern, den die frommen Klosterfrauen seinerzeit unter schweren Opfern aus dem vom Staat geraubten Gut der Rastatter Schloßkirche erworben und damit der Nachwelt errettet hatten. In Gemälden, Altarpatronaten,

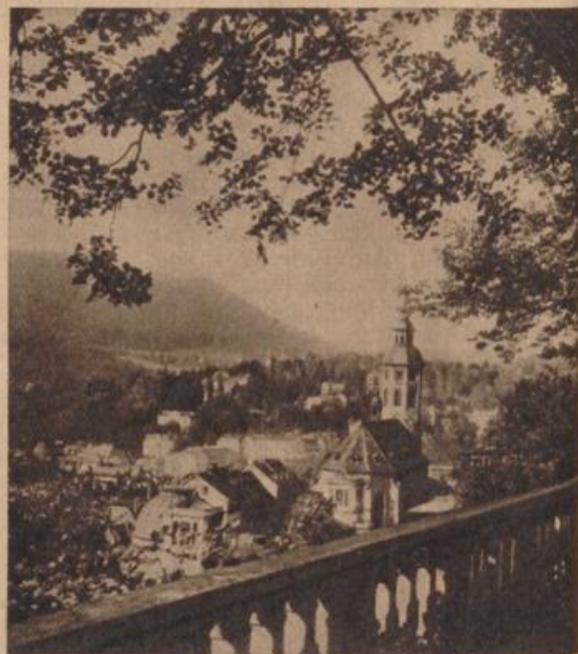
Dokumenten, einer Glocke, Stickerien und auf manche andere Weise ist die allzeit mit wachem Eifer verbundene Liebe zum seligen Markgrafen Bernhard von Baden sichtbar in Lichtenhal festgehalten. So ist das Kloster noch heute in hervorragendem Maße Mittelpunkt und Ausstrahlungsort für eine lebendige Bernhardüberlieferung.

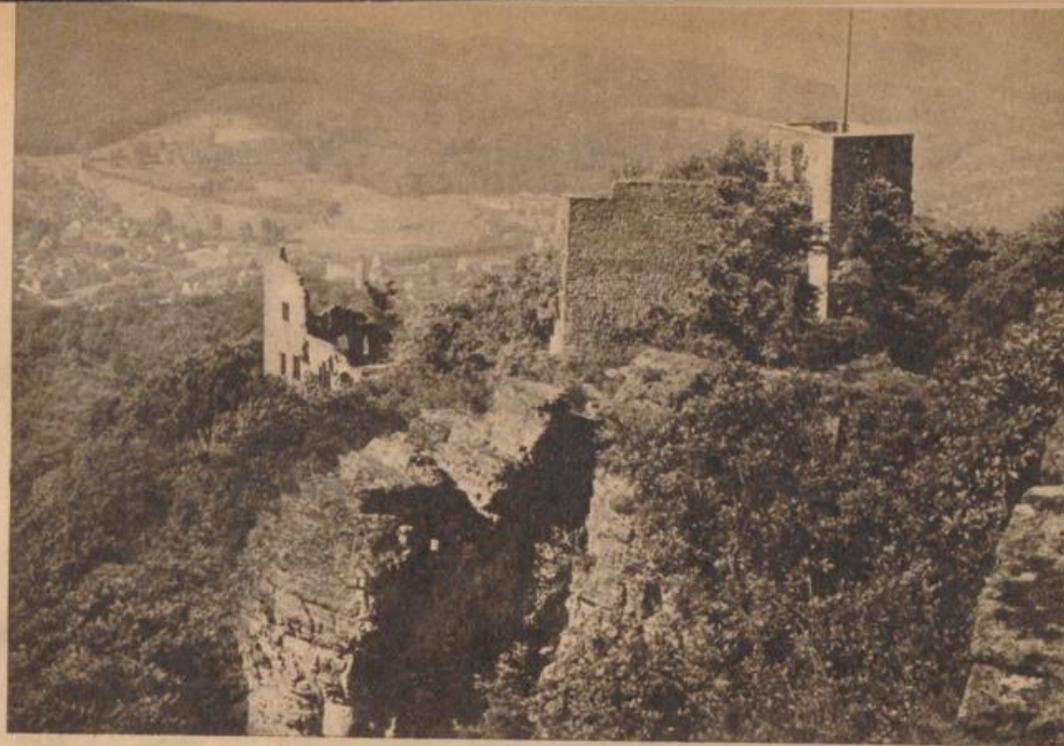
Obwohl einer anderen Konfession zugehörig, haben die Großherzöge von Baden in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts das Andenken ihres heiligen Ahnherrn bedeutend gefördert. Die Bernhardkirche zu Karlsruhe beherrscht noch heute, nach schweren Kriegsschäden, die erst allmählich ausgeglichen werden können, das ganze Bild der großen Hauptverkehrsstraße der Stadt durch ihren hundert Meter hohen Turm. Sie ist auf einem überaus günstig gelegenen Platz errichtet, der damals aus großherzoglichem Hausbesitz gestiftet wurde. Vom Verkehr umbrandet, über die Straße mit ihrem flutenden Leben und ihrem Lärm um ein paar Stufen erhöht, eine Insel des Friedens und der Stille, ist diese Kirche so recht ein Heiligtum, das mitten im Getriebe des Werktags zu betendem Verweilen einlädt. Während in Baden-Baden-West die gepanzerte Figur des Ritters den Turmhelm krönt, schaut sie in Karlsruhe von halber Höhe hernieder, Vertrauen schenkend und heischend.

Auch St. Stephan in Karlsruhe zählte Bernhard zu den Patronen des Hochaltars. Vor der entstellenden „Renovation“ um 1890, die inzwischen — man ist versucht, zu sagen: Gott sei Dank! — ein Raub der Flammen wurde, schmückte ein altes Gemälde von der Meisterhand Mellings den Seitenaltar zur Rechten als Hauptbild. Alte Lithographien lassen den früheren Zustand in seinen edlen Maßen und schlichten Wirkungen gut erkennen.

Auch die Kathedrale zu Freiburg hat den Patron der Erzdiözese mehrfach ab-

Baden-Baden, Stiftskirche Unserer Lieben Frau





Schloß Hohenbaden

gebildet. Das große Chorbogenbild des Nazareners Ludwig Seitz, das die Krönung Mariens darstellt, zeigt Bernhard neben den Heiligen, Konrad, Lambert und Alexander. Auf dem Brunnenstock im Chorumgang und in der ersten Kaiserkapelle am Immaculataaltar befinden sich Statuen.

Die alte Pfarrkirche zu Rastatt erhielt nach 1769 den Titel des Seligen. Ein Brunnen auf dem Platz vor der Kirche zeigt Bernhard, in den schon erstarrten Formen des ausgehenden Barock, wie er zum Himmel emporsteigt.

Weitere Kirchen im badischen Land sind dem Seligen geweiht: zu Ottenhöfen, zu Schopfheim im Wiesental, zu Hierbach auf dem Dachsberg bei St. Blasien. Etwas größer ist die Zahl der einzelnen Gemälde oder Statuen, die von Bernhard Zeugnis geben. Das schönste Bild aus neuerer Zeit hängt im Neuen Schloß zu Baden-Baden. Weitere finden sich in Pforzheim, wo Bernhard während seiner kurzen Regierungszeit residierte, wo auch ein kunstvoller Reliquien-schrein aufbewahrt wird, ferner am Münster zu Konstanz, in Söllingen, Neufas, Kappelwinden, Neuweiler, Achern, Iffezheim, Bühl, Arlen, Bickesheim, Bulach, Ruppenheim, Steinbach, Zell i. B., Offenburg, Emmendingen, Ettlingen, Forbach, Freiburg-Herdern, Waldshut, St. Peter, Mörsch, Ebersteinburg usw. Eine der anziehendsten Bernhardtdarstellungen ist am 1. März 1945 ein Opfer des Luftkriegs geworden: das Deckenfresko im Chor der Liebfrauenkirche zu Bruchsal, wo Bernhard mit hingebungsvoller Gebärde die im Orientkranz aus Rosen thronende Himmelskönigin grüßte.

Alle diese Stätten eines denkwürdigen Lebens und eines jahrhundertalten frommen Kults sind kostbar und der Erwähnung wert. Es ist höchste

Zeit, daß die heimische Geschichtsschreibung sich des Themas bemächtigt und in gediegener, umfassender Form und im Blick auf die Bedürfnisse der Gegenwart die historische Entwicklung der Bernhardverehrung aufzeichnet.

Aber ungleich wichtiger ist es, daß Name und Vorbild Bernhards als wirkende Wirklichkeit in den Herzen der jungen Menschen seines Heimatlandes, ja ganz Deutschlands lebendig wird. Eine wahrhafte Volksbewegung muß sich um die Heiligtümer des Seligen entfalten und das ganze Land in ihren Bann ziehen.

Dieser junge Fürst, der vor 491 Jahren jenseits der Alpen an der Pest starb, in einer sich selbst übersteigenden Treue sein Leben hingebend, ist noch heute so mächtig in seiner Fürbitte, so bereitwillig in seiner Hilfe, so nahe, vertraut und exemplarisch in seinem irdischen Wandel wie zu allen Zeiten seit dem Tage seines Todes.

Viele Erinnerungszeichen, Darstellungen, schriftliche Zeugnisse sind im letzten Weltkrieg untergegangen. Weitere wird die Zeit vernichten. Unzerstörbar aber lebt sein Andenken im Herzen seines Volkes fort, alljährlich erneuert im Rhythmus der heiligen Liturgie.

An uns ist es, an uns allen, die Gestalt dieses tapferen, dem Leben in all seiner Herrlichkeit zugewandten, zugleich aber dem Auftrag Gottes bis zum bitteren Ende gehorsamen Mannes zu unserem eigensten Besitz zu machen und mit dem stillen Glanz unserer Liebe zu umgeben. Dann wird sie unverlierbar für uns sein.

Kirchen sind in Asche gesunken, Statuen zerschlagen, Gemälde verbrannt, Urkunden verloren: solange unsere Herzen für Bernhard von Baden schlagen, wird unser Land in seinem tiefsten und geheimsten Wesen bestehen.

Dr. Dr. Otto B. Roegerle



Herzkästlein des Bruhrains

Waghäusel! Die Eisenbahn fährt daran vorüber. Und die Landstraße zieht einen geschwungenen Bogen; das Moor, in dem 1848 die badischen Freischärler von den preußischen Truppen aufgerieben wurden, liegt zu Füßen der hochaufragigen Straße. In der Ferne steht man schwere Rauchwolken der Rheinschlepper über dem unsichtbaren Strome stehen, und dahinter die klaren Konturen des alten Kaiserdomes von Speyer im Morgenglanz des Lichtes.

Waghäusel — es ist wohl ein Häuslein armer Leute an dieser Stelle gewesen, wo der Waghbach in die Sumpfniederung floß. Dieses Häuslein galt als heilig und ehrwürdig, wahrscheinlich deshalb, weil an demselben von alters her das heilige Bild stand und vom Volke verehrt wurde. Um das Bild gegen die Verunehrung zu schützen, wurde es in späteren Kriegszeiten in einem hohlen Eichbaum verborgen und — vergessen. Im Jahre 1435 fand ein Schäfer in einem hohlen Eichbaum ein steinernes Marienbild, zwei Spannen hoch, mit dem Jesuskindlein auf dem linken Arme. Er trug es voll Freude in sein Haus und verehrte es im Gebet und betrachtete das Bild als einen großen Schatz. Als er am folgenden Morgen das Bild nicht mehr in seinem Hause finden konnte, suchte und fand er es wieder in dem gleichen Eichbaume. Er nahm es zum zweiten und zum dritten Male mit nach Hause. Als das Bild immer wieder des Nachts zu dem Baume zurückkehrte, wurde der Schäfer so erzürnt, daß er das Bild in Stücke schlagen wollte. Da hörte er eine Stimme von oben: „Halte ein, zerschlage es nicht!“ Voll Schrecken darüber fiel er vor dem Bilde nieder und bat die Gottesmutter um Verzeihung. Er höhnte dann den Eichbaum zu einem Bildstock aus, stellte das heilige Bild in die Öffnung und verehrte es, auf den Knien betend. Da das Bild an der Straße Speyer—Heidelberg stand, so knieten viele Vorübergehende nieder und riefen die Muttergottes um ihre Hilfe an. Und sie half. Viele Heilungen und auffallende Gnaden-erweisungen wurden rasch in der alten, ganzen Diözese Speyer bekannt und hatten einen großen Zustrom von Pilgern zur Folge. 1473 wurde dann die erste Kapelle erbaut. Ein Bruder mußte sie besorgen, den wallfahrenden Priestern dienen und den Pilgern beistehen. Der Zustrom der Pilger erzwang dann 1487 die Anstellung eines eigenen Wallfahrtsgeistlichen. 1614 kamen die

Kapuziner zum erstenmal nach Waghäusel, um getreu ihrer vom Ordensstifter St. Franziskus ererbten Marienliebe zur Freude des Volkes mit großem Nutzen an dem Gotteshause bis zum Jahre 1619 zu wirken. Der pfälzische Krieg vertrieb sie, erst 1630 lehrten sie wieder zurück. Doch die Freude währte nicht lange. 1632 kamen die Schweden mit ihren großen Schrecken in die Gegend. Das Gnadenbild wurde in die Festung Philippsburg gerettet. Die Patres wurden während der heiligen Messe vom Altare weg in den Messgewändern in die Gefangenschaft geführt, die Kapelle ausgeplündert, die Bilder verbrannt, und ein großer Greuel der Verwüstung angerichtet. Als auch die Festung Philippsburg von den Schweden erobert wurde, kam das Gnadenbild nach Speyer zu den dortigen Kapuzinern. Die Rückeroberung Philippsburgs brachte auch 1639 die Kapuziner wieder nach Waghäusel. Die Wallfahrt blühte wieder auf, und die Kirche mußte erweitert werden. Und wieder kam Krieg übers Land, und 1688 wurde Philippsburg erobert. Das Gnadenbild wanderte mit den flüchtenden Kapuzinern zunächst nach dem nahen Kirrlach und später nach Heidelberg. Nach acht Jahren erst erlaubte die Beendigung des Krieges die Rückkehr. Die Verehrung des Gnadenbildes war nicht erstorben. Sie lebte wieder neu auf, ja, noch mächtiger als früher wurde sie. Dem berühmten Volkschriftsteller P. Martin von Cochem, der seine letzten Lebensjahre im Kapuzinerklosterlein zu Waghäusel zubrachte (1709 bis 1712), verdankt dies neue Aufblühen viel. Er ist auch hier in der Kirchengruft bestattet. Hohe Persönlichkeiten besuchten das Heiligtum der Muttergottes in Waghäusel, so Prinz Eugen, „der edle Ritter“, Kaiser Leopold I., der fromme Markgraf Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, und seine Gemahlin Augusta, wie all die Fürstbischöfe von Speyer. Sie alle liebten das Heiligtum von Waghäusel. Die schrecklichste Heimsuchung für Waghäusel brachte die sogenannte Säkularisation des beginnenden 19. Jahrhunderts. Das Kapuzinerkloster wurde aufgehoben, der Klostergarten an eine Zuckerrfabrik verkauft und das Kloster abgebrochen. Die Wallfahrtskirche jedoch blieb erhalten, auch die Wallfahrt blieb bestehen. Im Juni 1920 konnten dann die Kapuziner an ihre alte Wirkungsstätte nach über 100 Jahren zurückkehren. Doch kaum waren sie warm geworden, da zerstörte im selben Jahr ein Brand die altehrwürdige Wallfahrtskirche. Nur das Gnadenbild konnte gerettet werden. Doch die Kirche erstand wieder zur Freude der zahlreichen Verehrer der Muttergottes von Waghäusel. Das Idyll von Waghäusel sollte den Unterländern am Herzen liegen. Ein Tag in Waghäusel ist ein Tag der Gnade.

Dr. Karl Strauß

Das Grab am Kaiserstuhl

Novelle von Franz Hirtler

Als im Jahre 1634 während des großen Krieges die Schweden am Oberrhein ihr Glück vor der Feste Breisach versuchten, geschah es, daß ein nicht mehr junger schwedischer Kriegsknecht namens Lars Lindquist des ewigen Krieges müde wurde und, vom Heimweh oder einem anderen Trieb verwirrt, fahnenflüchtig dem Heerhaufen entwich. Im ersten Morgengrauen ritt er nordwärts in das Kaiserstuhlgebirg hinein, das sich hinter Breisach in der Rheinebene erhebt. Ein heißer Tag stieg herauf. Die Sonne sengte, während er auf einsamen Pfaden ritt, seinen Roller und seinen grauen Reiterhut, aber das machte dem Schweden weniger Beschwerden als der Durst, der in seiner Kehle brannte. Vergebens schaute sich der Reiter nach einer Quelle oder einem Bächlein um; er merkte endlich, daß auf dem Kaiserstuhl in der Sommerzeit das Wasser eine so kostbare Sache ist wie in seiner nordischen Heimat der Wein.

Endlich sah er in einem Talgrund vor sich ein halbzerfallenes Dörflein liegen, das ringsum von Rebhügeln umgeben war. Es kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, ob es Achlarren oder Bickensohl war; den schwedischen Reiter kümmerte der Name des Dorfes wenig, er ritt ungefümt durch eine hohle Gasse abwärts in der Hoffnung, daß er in einem Keller an einem vollen Fasse einen guten Trunk werde tun können. Auf langer Kriegsfahrt hatte er gelernt, wie man die Bauern gefügig macht beim Requirieren. Diesmal genügte ein Schuß in die Luft und ein energischer Befehl, um das Gewünschte zu erhalten. Köstlich war es, den goldklaren Lebenssaft über die durstige Zunge rinnen zu lassen. Bei der zweiten Ranne spürte er, wie der Trunk kräftigte und Mut machte. Vier Wochen lang lag er bei den Bauern im Quartier und trank ihnen manches Faß leer. Da besiel ihn die Erinnerung an seine schwedische Heimat; die großen stillen Wälder am klaren Wettersee erschienen ihm im Traume, und das Heimweh ließ dem Schweden keine Ruhe. Er ritt gen Norden auf einsamen Wegen. Ein marodierender Franzose, der bei ihm eine gute Beute zu machen hoffte, trat ihm aus dem Busche entgegen und hob sein Gewehr. Ein Schuß zerriß dröhnend die Stille. Die Kugel streifte den Hut des Schweden. Nun galt es, den Räuber im Nahkampf abzufertigen. Die Schwerter klirrten und krachten. Nach langem, hitzigem Fechten entschied sich der Kampf: der schwarzbärtige Franzose lag tot in seinem Blute.

Es war nichts anderes als allgemeiner Kriegsbrauch, daß Lars Lindquist dem toten Räuber alles abnahm, was er an Brauchbarem bei sich trug, außer einem Paar guten Pistolen vor allem einen mit dicken Goldstücken gefüllten Ledergurt.

Von diesem Abenteurer erholte sich der Kriegsmann beim Wein, den er in einem Dorfe am Ostabhang des Kaiserstuhls in unerschöpflicher

Menge und besonderer Güte fand. Auch hier war kaum noch der vierte Teil der einstigen Einwohnerschaft vorhanden, und allerhand zugelaufenes Volk hatte sich in den verlassenem Häusern eingenistet. Lars Lindquist forderte von ihnen Wein und was er sonst noch zum Leben brauchte. Weil die geängstigten Leute glaubten, der Schwede sei die Vorhut eines größeren Heeres, erfüllten sie seinen Willen.

Da es inzwischen Herbst geworden war, der Wein dem Reiter wohl schmeckte und sich als gutes Mittel gegen Heimweh erwies, beschloß Lars, bis zum Frühjahr sich in dieser gesegneten Gegend aufzuhalten. Er nahm Standquartier in jenem an Wein so reichen Dorfe, und bald war es so weit gekommen, daß die eingeschüchterten Bewohner ihn als ihren Herrn und Vogt anerkannten. Es kann nicht verschwiegen werden, daß der Schwede während des Winters mit einem Kerl, der dem kaiserlichen Heer entlaufen war, oft zum Beutemachen auszog bis tief in die Täler des Schwarzwaldes hinein, und daß er bei diesen Zügen es nicht verschmähte, Goldstücke zu nehmen, wo sie sich auch fanden. Manchmal war Gewalt und Blutvergießen notwendig, um „nehmen“ zu können — so war das Leben in diesen bösen Zeiten. Da wuchs der Schatz an Goldmünzen während der Winterwochen so ins Unsehnliche, daß der Schwede mit seinem Reichtum zwei große Satteltaschen füllen konnte. Schon träumte der verwilderte Soldat wieder von der Heimat und dem Frieden, von einer Hütte fern am Wettersee, darin er als freier Mann den Rest seines Lebens verbringen könnte in gutem Wohlstand und sicherem Besitz eines ganzen Sackes voller Goldgulden.

Aber kaum war Weihnachten vorüber, das Julfest, an dem sich die Sonne wieder zu uns wendet, als Lars Lindquist bemerkte, daß ein böser Gast in das Dorf eingezogen war, gegen den nicht Pulver noch Blei, nicht Schwert und nicht Spieß etwas ausrichten konnten. Man versuchte es, ihn mit Ausräuchern aus den Häusern zu vertreiben oder durch Beschwörungen fernzuhalten, aber immer häufiger mußte man die Männer, Frauen und Kinder, die die Beute dieses grauenvollen Gespenstes geworden waren, hinaustragen auf den Gottesacker, wo die Reihe der frischen Gräber immer länger wurde.

Das war nicht der Tod, den man schon immer gekannt hatte, der Tod, den in Basel der Maler Hans Holbein fast spaßhaft abgebildet hatte, das war ein furchtbarer Würger, der es darauf abgesehen haben mußte, die ganze Menschheit zu vernichten, der Schwartze Tod. Voll Entsetzen flohen die Leute, die sich noch gesund glaubten, aus ihren Häusern; auch Lars griff zu seinen goldgefüllten Taschen und hoffte, auf Bergeshöhe sicher zu sein vor dem unheimlichen Gespenst, das in wenigen Stunden blühendes Leben



tötete. Aber bevor er noch die Anhöhe erreicht hatte, die dem Berg vorgelagert ist, der heute die Katharinenkapelle trägt, fühlte er schlimme Mattigkeit in seinen Gliedern. Nun wußte er, daß er von dem, dem er entfliehen wollte, schon eingeholt worden war. Kaum gönnte ihm der schwarze Kavaliere noch ein letztes wehmütiges Verweilen in der Erinnerung an die ferne Heimat; bei Sonnenuntergang saß der schwedische Reiter, an den Stamm eines Baumes angelehnt, still da. Sein kaltes, schon schwärzlich angelaufenes Gesicht schaute nordwärts, als hätte er nochmals das Heimatland gesehen, wohin seine letzten Gedanken geflogen waren.

Am andern Tage fand ihn der fromme Einsiedler, der oben im Bergwald seine Hütte hatte. Der gute Mann fürchtete sich nicht vor dem Toten und machte ihm dort, wo er ihn gefunden, ein Grab. Die beiden mit Goldstücken gefüllten Taschen, die neben dem toten Kriegsmann lagen, gab der Einsiedler, nachdem er ihren Inhalt erkannt hatte, ohne Zaudern mit in die Grube. Als er das Grab zugeschüttet und für den Unbekannten ein Gebet gesprochen hatte, zimmerte er aus Aststücken ein einfaches Kreuz, an dem dann allein noch der darübergestülpte Reiterhut an den von aller Mühsal des Krieges ausruhenden Schweden erinnerte.

Der Frühling kam und warf seinen grünen Teppich über das Land am Oberrhein und damit auch über das Grab des Schweden. Er tat das mit der gleichen heiteren Laune unter Vogelgezwitzchen und beim Wehen lauer Winde, wie er es seit Jahrhunderten und Jahrtausenden immer getan hatte. Er schien nichts davon zu ahnen, daß während des Winters die Pest in den Dörfern fast alles Menschenleben gelöscht hatte.

Vor dem Auge dessen, dem tausend Jahre sind gleich einem Tag, zogen die Jahreszeiten

über das oberrheinische Land, wie die Wolken Schatten über die Felder huschen an einem Sommertag. In dreihundert Jahren war am Kaiserstuhl neues Leben gewachsen. Er hatte geblüht und Früchte getragen wie immer. Vergessen war die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und die Erinnerung an den Schwarzen Tod wurde zu einer fast unglaublichen Sage. Andere Plagen, andere Sorgen, andere Nöte gingen durch die Häuser der Menschen.

Es kam das Jahr, in dem an einem Sommertag ein Unwetter mit Hagelschlag alles Korn in den Boden hineinschlug, die ganze Ernte vernichtete, und die Rebstöcke in den Weinbergen zu fahlen Gespenstern der Not machte. Womit sollte nun der unermüdete Winzer, der schwerarbeitende Bauer seine hohen Abgaben entrichten und die bitteren Zinsen für das in der Notzeit geliehene Geld bezahlen? Da stand nun vor vielen Haustüren wie ein Schreckgespenst der Gedanke, daß den Bewohnern bald ihr ganzes Hab und Gut, Haus und Hof, Acker und Wiesen würde weggenommen werden zur Befriedigung der Gläubiger. Eine schwache Regierung tat nichts, die schlimme Lage der Bauern zu bessern. All die jahrelange Mühe in den Rebbergen, auf den Feldern und im Haus war dann vergeblich gewesen: als Bettler stand der Sohn auf dem einst vom Vater ererbten Boden!

Solche trüben Gedanken gingen an einem kalten Herbsttage dem Bauersmann Lorenz Kindler durch den Sinn. Er stieg die Anhöhe hinan über die Felder, die in diesem Jahr vom Unwetter verwüstet worden waren. Die Hacke, die er auf der Schulter trug, hatte er ohne eine bestimmte Absicht mitgenommen. Ein dumpfe Verzweiflung trieb ihn aus dem Hause; in allen Sorgen und Nöten des Lebens hatte Lorenz Kindler es sich angewöhnt, jegliche Tätigkeit als das beste Heilmittel gegen alle Nöte anzuwenden. In die Ecke sitzen, mit dumpfbrütenden Gedanken sich vom Elend niederdrücken lassen, das war nicht die Art Lorenz Kindlers. Er wußte nicht, wie er und die Seinen durch den Winter kommen sollten, sah nirgends eine Möglichkeit, die paar hundert Mark, deren Zahlung fällig war, zu erhalten. Was blieb da anderes, als zuzuschauen, wie sein Besitztum unter den Hammer kam? Hatte es noch einen Wert, irgend etwas zu tun auf diesen Feldern oder drunten in seinem Hause? Es hatte keinen Sinn mehr; dennoch stand Lorenz Kindler mit einer Hacke auf seinem Grund und Boden, entschlossen zur Arbeit! Immer gab es etwas zu tun. Umschau haltend, fiel sein Blick auf den Berg, dessen Gipfel die Katharinenkapelle schmückte. Dort oben sollte, wie die Sage erzählte, früher ein Einsiedler gelebt haben. Warum war der Gedanke an jene alte Zeit und den frommen Waldbruder so beruhigend und tröstend für das bedrängte Gemüt Lorenz Kindlers? Er atmete tief. Vielleicht war es gut, das Leben mit seinen Nöten von solcher Höhe aus zu überblicken, wie es jenem Einsiedler einst beschieden gewesen war. Es war aber nicht Lorenz Kindlers Sache, lange Betrachtungen anzustellen. Er nahm



die Hacke von der Schulter. Ein Rübenloch wollte er auf alle Fälle graben, und der Fleck auf dem er stand, war wohl der rechte. Er hatte plötzlich neuen Mut gefaßt; wenn es schon solch ein Leben wie das jenes Einsiedelmannes gegeben hatte, war es doch auch möglich, durch die schlimme Zeit zu kommen, ohne verzweifeln zu müssen...

Während dieser guten Gedanken hatte er schon begonnen zu hacken und zu graben. Der Boden war leicht und mit Sand untermischt. Es freute Lorenz Kindler, daß er für das Rübenloch einen so guten Platz gefunden hatte. Je tiefer er in die Erde hineingelangte, um so dunkler wurde der Boden. Einzelne Steinbrocken von der Größe einer Faust lagen zwischen locker geschichteter Erde. Das Graben war hier geradezu ein Vergnügen. Eine Schaufel holte er nun noch rasch drunten aus dem Schopf. Die Arbeit sollte an diesem Tage noch fertig werden. Der gute alte Erdboden da drunten sollte herausbefördert werden, an das Licht des Tages, das er vielleicht noch nie gesehen hatte.

Aber siehe da, auf der Schaufel des arbeitenden Mannes lag jetzt plötzlich ein gelblicher Knochen. Vielleicht war das ein menschliches Gebein? Aufmerksam blickte Lorenz Kindler auf das Erdreich, das seine Hacke durchschürfte. Wahrhaftig, da waren Spuren, die von Menschen herrühren mußten: rostzerstossene Dinge, ein zerbrochenes Schwert, eine Schnalle, die einstmals vielleicht einen Gürtel geschlossen hatte, und dann wieder Knochen, die zerfielen, wie man sie ansaßte. Das war ohne Zweifel das Grab eines Kriegsmannes. Welch seltsames Schicksal mochte den Burschen auf diese Anhöhe geführt haben? Vorsichtig grub Lorenz Kindler weiter, voller Neugierde auf das, was sich noch finden werde. Da stieß seine Hacke auf etwas Hartes, das leise klirrte wie die Scherben eines zerbrochenen Topfes. Verwundert griff er in die lockere Erde und hielt etwas Rundes in seiner Hand,

von dem sich die sandige braune Kruste leicht entfernen ließ. Darunter schimmerte es gelblich.

Das war Geld, altes Geld, ja ein richtiges Goldstück! Sorgsam säuberte der glückliche Finder die Münze: das Bildnis des Kaisers Rudolf des Zweiten zeigte sich auf der einen Seite, auf der anderen der Reichsadler. Es war ein Prager Dukaten vom Jahre 1594; erst später erfuhr Lorenz Kindler von einem Münzkenner diese Tatsache. Vorläufig steckte er den Goldfuchs in die Tasche und griff wieder zur Hacke; es war immerhin möglich, daß noch mehr solche alte Münzen im Erdreich steckten, wenn vielleicht auch nur alte Taler oder kleine Silbermünzen. Aber es kam anders. Aus krümeligem Sand konnte er nach und nach einen ansehnlichen Haufen von Münzen herauslesen, und alle diese Stücke waren aus Gold! Einen Schatz hatte er gehoben, dessen Wert er jetzt noch gar nicht zu beurteilen vermochte! Mehr als zweihundert Stücke zählte er mit zitternder Hand. Welch ein Glücksfund! Nun brauchte er keine Sorgen mehr zu haben um sein Hab und Gut; er konnte mit barem Geld bezahlen, ja sogar mit Gold!

Ein Professor aus der Stadt untersuchte nach einigen Tagen die Fundstelle und die ausgegrabenen Münzen und konnte feststellen, daß es sich um ein Soldatengrab aus dem Dreißigjährigen Kriege handelte. Ja, er sprach angesichts der Überreste des Schwerts die Vermutung aus, daß es ein Schwede war, der hier seine letzte Ruhestätte gefunden hatte. Ganz unerklärlich aber blieb es, warum man einst dem Toten diese gewaltige Geldsumme, die vielleicht das Beutegeld aus vielen Kriegsjahren war, ins Grab gelegt hatte.

Lorenz Kindler sammelte, was vom Gebein des Soldaten noch übrig war, begrub die Überreste einige Schritte neben der Fundstelle und errichtete dort ein einfaches Kreuz mit der Inschrift:

Ein unbekannter Soldat.

Vor drei Jahrhunderten ereilt ihn hier der Tod,
Mir half er heut aus schwerer Sorg und Not.

L. K.
1930



Erich Vollmar, 1896 bis 1948

Ein Leben im Dienste des katholischen Schrifttums

Im Dienste des katholischen Schrifttums zu stehen, bedeutet zu allen Zeiten wichtige Sendung und verantwortungsvolle Verpflichtung. In den Jahren eines harten Kirchen- und Kulturkampfes aber Leiter eines katholischen Verlages zu sein, verlangt Männer von außergewöhnlicher Treue und unbeirrbarem Zielbewußtsein. Verlagsdirektor Erich Vollmar war einer von ihnen.

Lange Jahre hindurch — und was für ereignisreiche, kampferfüllte, bewegte Jahre! — stand er an der Spitze der Badenia, Verlag und Buchdruckerei, A.-G., Karlsruhe. Eine von Arbeit erfüllte Laufbahn hatte ihn für diese Tätigkeit vorbereitet. Am 27. Januar 1896 als Sohn eines Regierungsrats in Leutkirch im Allgäu geboren, wählte er sich das Verlagsfach zum Lebensberuf. Der erste Weltkrieg, in dem er eine schwere Verwundung erlitt, riß ihn aus der Ausbildung heraus. Das Leipziger Buchdruckertechnikum, Verlage und Druckereien in Ravensburg, Konstanz, Hildesheim und Augsburg wurden die weiteren Stationen seines beruflichen Werdegangs. 1930 wechselte der Prokurist und Betriebsleiter des Haas-und-Grabherr-Verlages, Augsburg, nach Karlsruhe über, wo er die Verlagsdirektion der Badenia A.-G. übernahm.

Den Lesern des St.-Konrads-Kalenders und den Freunden des St.-Konrads-Blattes ist Erich Vollmars Name bekannt. Die Herausgabe gerade dieser Veröffentlichungen machte sich der rührige Verleger zu seinem besonderen Anliegen. Große Sorgfalt wandte er auch den übrigen Verlagszeugnissen zu. Der „Badische Beobachter“, das „Oberheinische Pastoralblatt“, Kirchen- und heimatgeschichtliches Schrifttum, Werke zu religiösen Segenwortsfragen, sie alle sind unter Vollmars Leitung erschienen. Das vergangene System bereitete den meisten von ihnen ein jähes Ende. Jäh verteidigte der Leiter der Badenia Meter um Meter Boden. Während der „Badische Beobachter“ alsbald eingestellt wurde, um ihn nicht kirchenfremden Einflüssen zugänglich zu machen, gelang es Vollmars Tatkraft, das Bis-

tumsblatt für die Erzdiözese Freiburg, das St.-Konrads-Blatt, noch Jahre hindurch erscheinen zu lassen. Ende Mai 1941 fiel allerdings auch es den kirchenfeindlichen Maßnahmen der damals Verantwortlichen zum Opfer. Trotz aller Schikanen und Bedrohungen wirtschaftlicher

Art vermochte Vollmar den Verlag durch das Jahrzwölft 1933-1945 zu steuern.

Wieder riß ihn ein Weltkrieg aus seinem Planen und Schaffen. Das zweite Völkerringen führte Vollmar nach dem Westen, nach dem Osten und Südosten. Verwundung und Kriegsgefangenschaft wurden sein von Millionen geteiltes Los. Nach der Heimkehr widmete er die ganze Kraft dem Neuaufbau. Schwere Kriegsschäden mußten beseitigt werden. Die Verlagsarbeit bedurfte neuer Grundlagen. Im Januar 1946 endlich erhielt Erich Vollmar die Lizenz zur Herausgabe des St.-Konrads-Blattes. Das „Oberheinische Pastoralblatt“ folgte. Die „Karlsruher Hefte“ der

Katholischen Arbeitsgemeinschaft erschienen. Das eigene Verlagsprogramm wurde erweitert und ausgebaut. Es diente der Beantwortung dringender religiöser Zeitfragen wie der Pflege guten Unterhaltungsschrifttums. Wieder forderte die Zeitlage, die Papiernot, die Zonengrenze ein erhöhtes Maß an Arbeit und Kraft. Direktor Vollmar brachte es auf. Mancher verlegerische Plan harrete seiner Verwirklichung in naher Zukunft. Eine seiner letzten Freuden war es, die Aufhebung der Zonengrenzen für das St.-Konrads-Blatt noch zu erleben. Sie machte es nach jahrelangen, stets wiederholten Bemühungen endlich möglich, das Diözesanblatt auch seinen treuen Lesern im südlichen Teil der weiten Erzdiözese wieder zustellen zu können, und die Besserung der Papierlage ließ den Übergang vom vierzehntägigen zum wöchentlichen Erscheinen zu.

Da setzte — am 25. September 1948 — ein Verkehrsunfall unerwartet seinem irdischen Leben ein Ende. Seine charaktervolle, tief religiöse Persönlichkeit bleibt unvergessen als das Vorbild eines Wegbereiters und Bahnbrechers des katholischen Schrifttums. S.





Das Symbol des Lebensbaumes
Reliquiar des 11. Jahrhunderts aus dem Welfenschatz

Lebendiger Baum – Weltbaum – Lebensbaum

„Wenn auch Gebirge, Felsen und Meere, die geringere oder größere Durchsichtigkeit und Bläue des Luftkreises, wenn Tiere, Menschen und Bauten der Menschen den Gesamteindruck einer Gegend, eines Landes ausmachen, so ist doch klar, daß die Majestät der Pflanzen, die in Bäumen und Wäldern sich ausbreitet, den Hauptbestandteil lebendiger Massen bildet, die die Erde bedecken, denn in ihnen ist Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft gepaart“ (Humboldt).
Aber nicht nur Masse und Kraft, sondern in ihnen wird das Leben überhaupt bereitet. Sie

ziehen, saugen es mit zahllosen Fasern und Adern aus der weiten Welt der Elemente an sich, fangen Wasser und Land ein, durchdringen sie, atmen Licht und Finsternis, trinken Luft und Tau und bereiten in sich das Geheimnis des Lebens auf Erden.

Unwirtlich ist das Land, wo keine Bäume stehen. Doch sind sie die anpassungsbereitesten Geschöpfe. Während in den heißen Landen jedes Pflänzchen gleichsam zum Baum aufgeht, verbirgt sich derselbe in den kalten fast ganz in die Wurzel, um bescheiden mit wenigen Blättern und

Zweigen an der dünnen Schichte Erde über dem Ureife zu kriechen.

Durch ihre Standhaftigkeit im Krieg gegen Zeit und Wetter werden Bäume die größten aller lebendigen Wesen. Zittert nicht etwas in uns, wenn wir hören, daß dem staunenden Auge des Forschers Bäume begegneten, höher als der Turm des Ulmer Münsters mit seinen 160 Metern, und daß heute noch welche gemessen wurden, nicht viel niedriger als der Petersdom in Rom.

Erstaunlicher noch ist ihr Alter. Da und dort steht solch eine hochalte Wucht älter als alle Menschenkultur, 6000 Jahre alt und mehr. Man kann es schon verstehen, daß angesichts dieser Angeheuer die kurzlebenden kleinen Menschen sich einstens niederwarfen im Glauben, Gott walte unmittelbar in solchen Bäumen und die Stimme eines Gottes rufe aus ihrem riesenhaften Rauschen. Doch nicht im Lande der Riesen oder Zwerge, sondern in unsern gemäßigten Breiten ist gleichsam der Angelpunkt, um den die Lebenswaage der Pflanzenwelt spielt.

Jeden Deutschen bewegt der Anblick des „vielgrünen“ Hochwaldes, dieser Kathedrale aus grünem Feuer, dieser Strategie der Baumheere, die ihre Soldaten und Kämpfer allerwärts hinschickt.

Da steht der weitastige Stamm der blizgeäderten Eiche als zornmütiger Hüter des Berges, dort wogt und weht der Ahorn im tausenden Wind und schlägt sich mit dem Sisch des donnernden Wasserfalls. Daneben träumt die Wildkirsche den Sterntraum ihrer keuschen Blüte. Zwischen Mond und Wasser schauert der Eschenbaum am murmelnden Quell, und die stolze Tanne breitet ihre dunklen Flügel über den Waldstrom. Warner und Weiser bei Nacht begleitet die helle Birke unsichere Wege, und die aufgelöste Schützenlinie des tapferen Wacholders kämpft sich über die steinigen Böden bis zu den sonnigen Hallen und Gewölben der hohen Buchen. Endlich schauen wir auch die tausendjährige Riesin, die blühende menschenfreundliche Linde, wie sie im Summen der Bienenvölker ihre weltlose Seligkeit haucht übers mittägliche Dorf.

Wir fühlen eine allseitig ineinander wirkende, warme, lichte Lebenseinheit. Doch zeigt dies Gefühl nur die eine Seite dieses Lebens.

Wie es „Seelenwälder“ gibt, so gibt es auch „Teufelswälder“. Wie es „Lebensbäume“ gibt, gibt es auch „Todesbäume“. Wie es „glückliche Bäume“ gibt, so auch „Unglücksbäume“. Die lichte, warme Einheit verwandelt sich manchenorts in eine Verschwörung der Finsternis. Da steht es wie Säulen des Todes und haucht wie aus dunklen Sängen des Grabes. In verworrenen Eulenklüften und Felsenrümmerhalten werden gespenstige Schlachten geschlagen. Da packt Wurzel die Wurzel mit würgendem Griff und schiebt das Baumfleisch zu Knoten. Wie wütige Riesenschlangen verbeißen sich die Baumleiber unlöslich ineinander. Stumpfsinnig glozen dazu bemooste Unheilsgreife, krümmen sich mit triefenden Wärten und gepflaster Baumschwarte. Fürchterlich gähnt der hohle Zunderstamm mit aufgesperrtem Rachen

und zeigt als boshafter alter Waldteufel die modernde Baumlunge.

Da bäumt es sich mit angefressenen Bäuchen, Kröpfen, Buckeln und klauigen Armen dem Sturm entgegen in hoffnungslosem Heulen, erddurchbohrend, fessensprengend. Kurz, das Wilde Heer hat hier getobt und scheint erstarrt beim Morgenstrahl.

Und dennoch — auch diese ungeheure Dämonie gehört zum unbedingten Willen des Lebens, gehört zum Ganzen. Wie erst wirkten all diese Blicke auf die naturnäheren Seelen unserer Vorfahren, zu denen Schrecken und Herrlichkeit der großen Naturbilder vernehmlicher sprachen!

Ihr Schauen drang gleich in den inneren Abgrund der Dinge, und sie sahen am Weltenberge die unnahbare Königin des Rebellandes, Pfliegerin aller himmlischen und höllischen Geburten. Umsprudelt von den nährenden Quellen des Lebens, umströmt von den nagenden Höllenströmen des Todes, von Nacht und Frost und Reif umzogen, schauert der Weltbaum.

*

„Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen.

Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann

Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.

So der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet“ (Homer).

Es gibt Dinge, die im Laufe der Zeiten vielleicht nur einem einzigen geoffenbart wurden, und es gibt Dinge, die fast jeder erlebt. Schau und Leben der Natur hat eine tiefe Ansprache ans Gemüt, wenn wir die Beziehung zu unserm Leben und unser Leben im Ganzen fühlen. Wir sehen zunächst ab von der „magischen“ Verbundenheit mit Bäumen, in der sich die frühen Menschen und auch unsere Vorfahren gehalten wähten oder gar Baumwesen und Menschenwesen als Gleichung setzten. Doch auch wir fühlen noch eine warme Welle in uns aufsteigen in Betrachtung der lieben Bäume des Feldes und Waldes. Ein Bauersmann, der am Maiensonntag seine blühenden Apfel- und Birnenbäume beschaut, empfindet zugleich den verborgenen Adel des eigenen Wesens, und der Baum, der tausend Blütenaugen öffnet, schließt auch ein Auge der Seele auf. Und mag dann auch der Sommer oder Jahrlebensmittag mit seinen Wettern manches grüne Blatt und manchen Zweig knicken und viele Erwartung nicht erfüllen, so rundet er doch die Früchte, die der Herbst rötet. Und wenn in seinem rotgoldnen Farbenfeuer die Blätterwelt abbrennt und schließlich der ungeläubte Baum als Serippe im Froste klappert, so stirbt doch nicht die Hoffnung auf ein anderes Leben.

Das gleiche Gesetz beherrscht das niedere und das höhere Leben: im Zusammenhang mit Stamm, Wurzel und Erde grünt und fruchtet Blatt und Zweig, im Zusammenhang mit Volk, Heimat und Gottes Geisteswehen lebt der einzelne Mensch und fühlt die Größe der Menschheit.



Wie der Adler in der Weltesche, so thront hier der Reichsadler auf der Säule mit dem Lebensbaumsinnbild

Eine ganz hervorragende Gestaltung im Siebel der Kapelle von der Kaiserpfalz in Wimpfen a. N.



Die Rolandsäule,
ein Baumsymbol und ein Rechtssymbol
Ein urwüchsiges Exemplar in Quedlinburg

Und wie jedes einzelne Blatt die Form des ganzen Baumes wiederholt, so darf sich auch jeder einzelne Mensch als ein Ganzes, als Persönlichkeit fühlen und freuen.

Dann mag der lebendige Baum und Volk vieles dulden, vom Blitz getroffen, vom Sturm entästet, vom Vieh verbissen, von Duft und Schneelast verbrochen werden, als starker Stamm kann er vieles opfern, und in seinen Schicksalen wird er Gestalt gewinnen.

*

Wenn man sich bemüht, seine „Ahnen und Äste“ auf ein Stammbäumchen oder gar jahrhundertalten Stammbaum zu bringen, und ihn womöglich grünen und lauben läßt bis dorthin, wo den Kirchenbüchern die Blätter ausgehen, so ist hierin ein tiefer Sinn und der Wunsch, die Gemeinschaft mit „den lieben Vorfahren, die vor uns in dem Leben waren“, im Bilde zu sehen. Und welches Bild wäre hoffnungsvoller und schöner als das Bild des Baumes, der in diesem Fall unser eigener Lebens- und Zeitenbaum ist!

Natürlich „beweisen“ die Praktiker, daß die Stamm bäume „ungeeignet“ sind. Dann bleibt

aber immer noch die Frage, wie überhaupt Vorstellung und Begriff der Ahnen-, Sippen-, Familien- und Wappenbäume entstehen und wie diese Sitte zeitenweise eine solch umfassende Verbreitung finden konnte. — Die Berichte zeigen, daß Stamm bäume zuerst in den Träumen wuchsen. Jemandein Stammvater oder eine Stammesmutter sahen im Traum Zukunft und Ausbreitung ihres Geschlechtes in Gestalt eines Baumes. Derartige Traumbäume sind so weit verbreitet, wachsen ebenso in der Bibel wie in den Sagas Islands, daß wir sie aus einer gemeinsamen Grundstruktur der Seele erklären müssen.

Dieser Drang aus der Seele wird aber auch sonst auf vielerlei Art sichtbar. Wenn ein Paar liebender Menschen seine Namen in die Rinde eines Baumes schneidet, trägt es sich gleichsam in den Stammbaum des großen Lebens ein.

Und tut nicht auch der sorgliche Vater insgleichen, wenn er zur Geburt eines Kindes ein artiges Apfel- oder Birnenbäumchen pflanzt! Tut nicht der Brauch mancher ländlichen Gegend ebenso, wenn er den Wagen voll hochzeit-



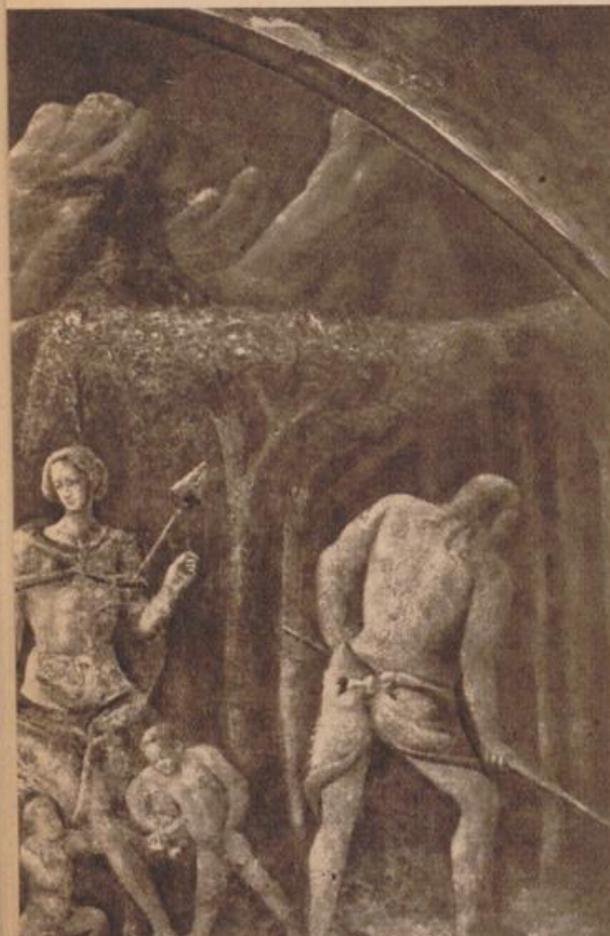
Die symbolische Gleichsetzung von Menschenwesen und Baumwesen ist in diesem Sockel an einer Säule des Ulmer Münsters ebenso vollkommen wie klar. — Rechts und links sind zwei Karten eines Kartenspiels mit Baummenschen und Baumengeln von Bartels Beham, 16. Jahrhundert

lichen Hausrats obenshin mit einem farbenfrohen Bäumchen schmückt.

Da also zu Beginn und Mitte des Lebens ein Baum steht, ist es nur billig, sich am Ende vom Totenbaum oder Sarg ins Grab begleiten zu lassen oder nach altem Brauche sich in einem gehörigen Stück gehöhltten Baumstammes mit Knorren und Rinde dem Schoße der Erde anzubefehlen. Somit wird es ahnbar, warum der

Fresco von Paolo Ucello, Florenz

Adam und Eva oder Die erste Arbeit in der Welt, der Wald die erste Wohnung



alte Mythos die Stammeltern aus Bäumen entspringen oder durch die Kraft der Götter aus Stämmen selbst zu Menschen umgebildet sein läßt.

Die innerliche Verwandtschaft besteht noch heute: jeder kommt gerne „auf einen grünen Zweig“, jeder hört sich gerne als „baumstarken Kerl“ hervorgehoben, als „Baum in der Schlacht“ (Edda) gepriesen oder als „Säule des Staates“ hochgerühmt.

Auch heute noch pflanzen wir, um unsere Gemeinschaft mit ihnen zu zeigen, unsern Großen einen Baum. Andererseits bäumt man sich dagegen auf, als Flegel, Bengel, Klotz und stöckisch geschimpft zu werden, und gibt, wie sich's gehört, im gleichen Holzstile eine hanebüchene Antwort.

Man lebt ja auch sozusagen tief in einem Walde: wer mit dem Blick des Anatomen den Körper einsieht, wird leicht wahrnehmen, daß diejenigen Ordnungen, die die einzelnen Organe unter sich verbinden, oder eine Zentrale mit der Außenwelt, und so die organische Arbeitsgemeinschaft ermöglichen — Baumformen aufweisen.

Wir folgen den Stämmen, Zweigen, Verzweigungen der Nerven- und Blutbahnen, sehen das große Baumpaar der Luftwege und endlich oben im Haupte des Menschen unterm Tentorium „arbor vitae“ selbst, den „Lebensbaum“.

Der seinerzeit berühmteste Weltweise Alexandriens, Philo, meint allerdings, daß das Herz der Lebensbaum sei, weil es inmitten des Körpers ist und in ihm das Hegemonion wohne. Diese Meinung entspringt jener Weltanschauung, daß der Mensch die kleine Welt sei in der großen Welt.

Bäume sind Dach und Wohnung der Naturvölker. Der Germane baute sein Haus unter Bäumen oder gar um einen Baumstamm herum. Daher die Sitte, daß selbst jetzt noch fast jeder Einzelhof in manchen Gegenden, zum Beispiel im Schwarzwald, seinen Linden- oder Eschenbaum hat und im Schatten seiner Zweige gedeihen sucht.



Lucas Cranach, „Paradies“ (Ausschnitt)

Das Paradies ist hier ein schöner Baumanger. Alles, was vorgeht, geschieht unter Bäumen. Der Eva ähnliche Baumdämon ringelt sich schmeichelnd herab. Eva fühlt sich ganz auf der Höhe. Zwar trank sich der Adam hinterm linken Ohr, beißt aber ganz artig in den Apfel, während Eva ihm die besondere Feinheit des Obstes erläutert. Da blüht das zürnende Antlitz Gottes aus dem Baume des Lebens, und was vorhin sündenstolz unterm Erkenntnisbaume stand, drückt sich nun als klägliches Häufchen im bescheidenen Büschchen

Auf Grund dessen läßt unsere Sprache die Worte „Baum“ und „bauen“ einer Wurzel entsprossen sein, und die Tatsachen beweisen es. „Wände“ sind Gewinde von Zweigen, unsere Fachwerke eine Ordnung von Stamm und Ästen, die Gebinde der Dachstühle tragen die Ziegelplatten wie der Baum seine Blätter, und schließlich pflanzt man den „Richtbaum“ auf den First des Neubaus und ziert ihn mit bunten Bändern.

Die Säulen gar im Innern weisen Form und Zeichen dessen, von dem sie genommen sind: vom Baume, auch wenn es steinerne Säulen sind.

Wie der Einzelhof seinen Baum hat, so auch ein Dorf seine Dorflinde, eine Stadt ihren Stadtbaum oder gar ein ganzer Staat seinen Schicksalsbaum. Roms Schicksalsbaum war der ruminale Feigenbaum auf dem Forum, der Baum, unter dem Romulus und Remus von der Wölfin betreut waren.

Ferner gab es Städte, die ihren Ursprung und Ausgang von einem Baum nahmen, sogenannte „Baumburgen“. So hatte die Stadt Thorn ihren Anfang in einer kleinen Pfahlfestung, die der Deutshorden um eine riesige Eiche anlegte.

Daher stehen in den Wappen und Namen unserer Städte noch manche Bäume oder Baum symbole. Bekannt ist Augsburgs „Zirhelnuß“ oder „Stadtspir“.

Könige ließen sich unter Bäumen krönen und tragen allenthalben das Dreilaub des Lebensbaumes in Szepter und Krone.

Unter Bäumen werden „Recht geschöpft“ und Urteile gesprochen. Noch stehen da steinerne Richterstühle (Kottweil) oder in anderer Form die Rolandsäule mit dem Schwert als Baum des Stadtrechts. Der Verurteilte konnte ohne weiteres am Baume aufgehängt werden.

Zu diesen Baumgerichten gehört auch, daß man den großen Propheten Jesaias in einem Federbaum zersägen ließ, um seine leibliche und seelische Vernichtung tatsächlich und symbolisch zu vollstrecken (Paulus, Hebräerbrieft 11, 37).

Das gleiche bedeutet es, wenn der Diktator Cromwell, nachdem er König Karl hatte enthaupten lassen, hinschickte und die Ausrottung der Königsreihe vor dessen Schloß befahl.

Von diesen tödlichen Bäumen wenden wir uns lieber den Orten zu, wo unterm Laub aus Brun-



Hans Holbein

Gott ruft Moses aus den Flammen des brennenden Baumes



Die drei Engel unter dem Terebinthenbaum
Eine französische Miniatur des 13. Jahrhunderts

nensäulen das lebendige Wasser fällt. Zu dieser „Bornsäule“ wird mancherorts ein besonders phantastischer Baumstamm gewählt mit möglichst unglaublichen Buckeln und Knorren, um anzudeuten, daß Baum und Quelle, Säule und Trog, Lebensbaum und Lebenswasser ein untrennbares Paar sind, an dem Vieh und Mensch allzumal gelabt werden.

Nach alledem ist es angezeigt, sich etwas Besonderes zu leisten. Für manchen Volksgenossen gehörte zum Geburtstag als selbstverständlicher Imperativ ein Baumkuchen.

Wer nicht so viel Umstände macht, geht in den „Grünen Baum“, „Die Linde“ oder „Tannenbaum“, leert behaglich seinen Krug und klappert mit dem zinnernen Eichenlaubdeckel, qualmt in Kriegszeiten seinen mörderischen Baumknastr und schlägt im trauten Verein sein Kartenspiel, in dem das Baumlaub der alten Los- und Schicksalsbäume: Eiche, Rose, Linde, auf fast allen Blättern raschelt.

*

Ohne Baum ist kein Fest vollkommen: zum Feste des Volkes wird der bunte Maibaum aufgebaut, zu Fastnacht stellt man, etwa in gewissen Schwarzwaldstädtchen, den Narrenbaum auf und wählt die so nötigen „Floh- und Wanzenpflüger“ dazu. Um Ostern schmeicheln die Palmen, an Fronleichnam duften die heiteren Birken, und zu Weihnacht glänzt des Christbaums Lichtersäule zum Zeichen, daß „das Lebensfeuer des immergrünen Baumes auch in Eis und Schnee nicht erlischt“, daß das „Licht der Welt“ vom Lebensbaume strahlt und die Dämonen der Finsternis besiegt.

Schön glihern zum Feste die Lichter im durchsichtigen Golde des Bernsteins, goldenen Tränen längst vermoderter und verwehelter Bäume am Strande ferner Meere.

Traumverloren lauschen wir dem singenden Geheimnis des Seigenholzes, aus dem die Seele des Menschen und des Baumes, innig verschmolzen, tönt.

Virgil schaute die Traumwelt überhaupt als eine große Ulme, in deren Zweigen die Träume wie bunte Schmetterlinge hängen. Von dort flattern sie zu den Seelen hin wie zu Blumen,

um uns das eigene Wesen oder die Zukunft entfaltet zu zeigen, uns zu trösten, zu schrecken, zu heilen, zu unterhalten und zu verwirren. Bäume und Träume sind so Propheten und Dichter, Ärzte und Richter und Narren. Bäume sind aber auch Krieger und reden die Sprache des Krieges. Der drohende Donner mächtiger Baumtrommeln ruft zum Kampfe. Blut- und Schlachtenbäume rauschen wild, und wer erinnert sich hier nicht an jenes ungeheure Traumbild, das uns Grimms Hausen in seinem „Simplicius“ beschreibt: Simplicius träumt, er sei von Bäumen umgeben, das ganze Land sei voll von Bäumen, die statt der Blätter Soldaten tragen.

Es erheben sich gewaltige Winde, als da sind: Neid und Habsucht, Hoffart und Haß, ballen sich zum Sturm und werfen sich mit Ungestum in die Bäume. Wipfel schlägt an Wipfel, Äste trachen an Äste, und das verwegene Kriegsvolk prasselt scharenweise zur Erde. — Wie Simplicius dieses mächtige Bild mit Schrecken erlebt, dünkt ihn, alle die einzelnen Bäume wachsen zusammen zu einem einzigen Gewaltbaum, dem Riesenbaum des Krieges, unter dessen Schlag Schatten ganz Europa brütet. Oberster Wipfel aber thront wie eine brodelnde Wetterwolke der Kriegsgott selbst.

Denken wir hier noch an eine oberpfälzische Sage aus dem Sagentkreis vom Weltuntergang: An der Landstraße bei Bohenstrauß steht die „Steinlinde“, der „kalte Baum“, auf einsamem Bergtrüden. Hier treffen einstens die Heere von Ost und West aufeinander. Eine Schlacht entbrennt, furchtbarer als alle, und die Mühle im Tale wird vom Blutstrom getrieben.

Nur ein Hirte bleibt übrig, der die drauf folgenden drei schrecklich kalten Winter im „kalten Baume“ übersteht und das Menschengeschlecht in eine bessere Zeit fortzupflanzen sucht.

Wer erinnert sich hier nicht an die Gefilde Westfalens, wo man im Zweiten Gesicht die Zukunft schaut:

„Da steht der Schäfer wie im Traum
Und sieht die Schlacht am Birkenbaum.“

Gemeint ist die letzte aller Schlachten, die Endschlacht. Sie kommt ganz plötzlich, ballt sich wie



Gentile da Fabriano

Maria umstehen hier ein Paar ganz besonderer Paradiesesbäume. Jeder Baum trägt sieben seltene Früchte. Es sind kleine Engeln, die mit Orgel, Harfe, Geige, Flöte, Schellenrad eine zarte Musik vollführen

ein jähes Unwetter um den zackigen Baum zusammen. Hier ist die Walstatt, hier wird sie unterschieden. Der Held und Endkaiser reitet zum Baume und hängt den weißen Schild ewigen Friedens der Gerechtigkeit ins Gezweige.

Den Siegern werden Siegestränze aufgesetzt oder aufs Grab gelegt und Bäume gepflanzt.

„Röter nirgends ist der Rose Blut,
Als am Grab, wo Cäsar blutend ruht.“

„Bäume sind die ältesten und geheiligten Denkzeichen der Gräber.“ Arbor spirat resurrectionem. Aus dem Baum haucht der Geist der Auferstehung. Und so ruhen die Toten in ihren Anteilen in grüner Gottesau und stiller Weibestur,

gleichsam am Fuße und in den Wurzeln des Lebensbaumes.

Und wenn wir an Gräbern beten und die Tropfen geweihten Wassers mit dem immergrünen Zweige sprengen, dann vernehmen wir ein leises Wehen im Laube zu vernehmen als Liebeszeichen derer, die uns so ferne sind und — nah.

Unsere ganze Kultur: Sprache, Kunst, Volksbrauch, Staat und Religion, ist von Geist und Bild des Baumes durchwachsen, selbst dort, wo wir's nicht ahnen oder die Formen nicht erkennen.

Der einzelne von der Wiege bis zu Gottes Thron, das Volk in Arbeit und Feierstunde, in Krieg und Frieden. Wo eine feierliche Stunde schlägt, wo in Berührung mit dem Geiste des Lebens, eine Blüte sich öffnet, wo Menschen, in



Maria als Baum des Lebens

Im Strahlen- und Flammenkranze trägt sie das Kind. Ihr Haupt ist gekrönt mit Sternen, und der Mond ist zu ihren Füßen. In den Zweigen spielen die Engel mit den Sinnbildern Säule und Turm, Stern, Sonne und goldenes Gefäß

(Eine Vision des heiligen Franziskus)

Gemeinschaft verbunden, ihre Seelen in Begeisterung auftrauschen fühlen, da schwebt über ihnen das Zeichen des Baumes des Lebens.

*

„Saget dem Kaiser, nieder in Staub gesunken liege die kunstreiche Wohnung. Nicht habe Phöbus mehr Hütte noch weis-sagenden Lorbeer, Nicht verkündenden Quell, versiegt sei das redende Wasser.“

So redet zum letzten Male durch den Mund seines Propheten Apoll der klarste der griechischen Götter Worte, die, wie so oft, die unsagbare Schönheit griechischen Geistes mit tiefer Schwermut umschatten. Diese Antwort erhielt der Gesandte des Kaisers Julian, als er Orakel und Tempeldienst mit Kaisermacht wieder in Gang bringen wollte. Die alten Natur- und Ortsgötter oder Engel hatten ihre Aufgabe er-

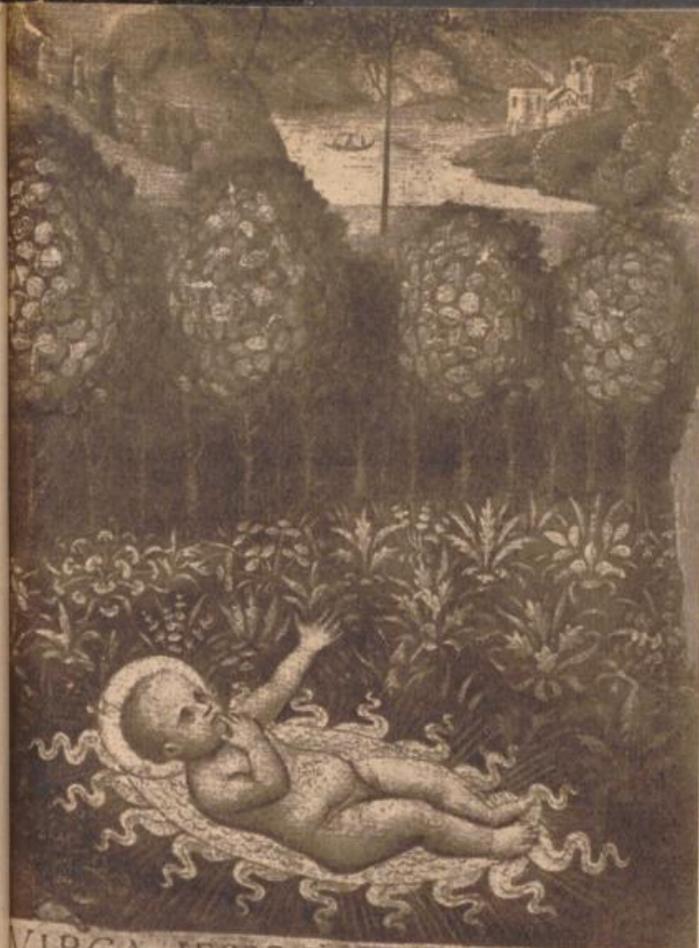


Die Gottesmutter im Rosenbaum
Bairisches Nationalmuseum

fällt, den Acker der Völker vorbereitet und reif-gemacht für das Senfkörnchen des Allerhöchsten. Ihre Vielheit war eingegangen in seine Einheit. So hatte Apoll seinen Quell versiegt, seinen heiligen Baum und die geweihte Hütte aus Lorbeerzweigen verdorren lassen.

Denn geboren war der Jungfrau Sohn; das Reis vom Rosenbaume blühte. Aber die versinkenden Völker breitete sich schützend hehr der Baum des Allerbarmenden, und das Geheimnis des Kreuzes funkelte dem uralten dunklen Meer des Menschenleides.

Wir erkennen, daß zwischen der göttlichen Welt und unserm Lebenskreis der Baum eine große Mittlerrolle spielte. Wenn das höchste christliche Zeichen, das Kreuz, ein Baum ist, wenn alle Götter der alten Welt jeder seinen Baum hatte, wenn jeder Tempel Baum oder heiligen Hain haben mußte, um überhaupt Weihe und Weis-sagung, Gebet und Opfer begehren zu können,

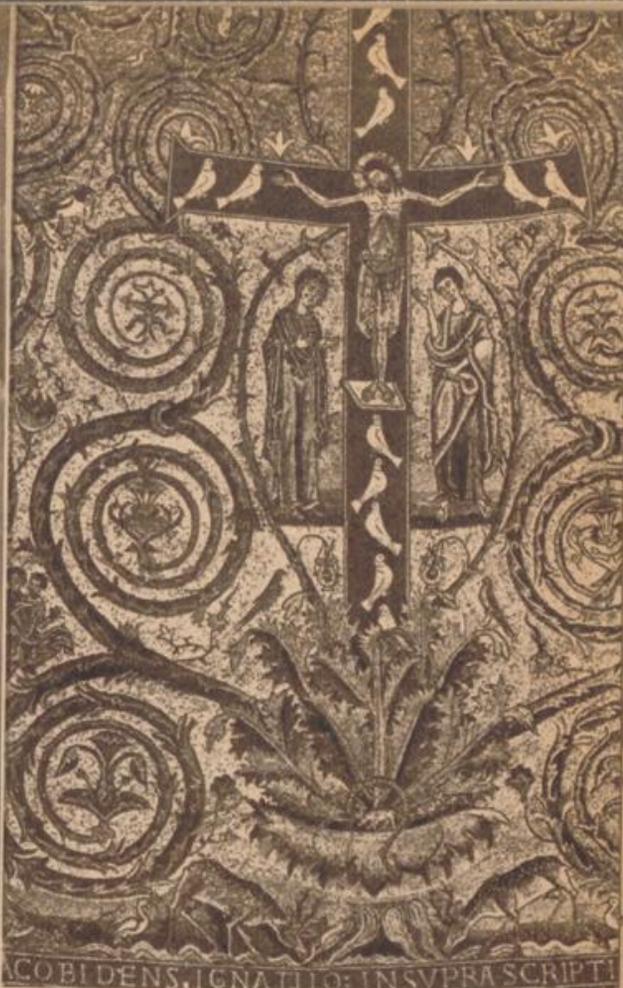


VIRGA JESSE FLORUIT VIRGO

Hier hat sich eine Flammenrose zur Erde niedergelassen. Die Lichtkeime der Erde fangen an, unter der segnenden Hand des göttlichen Kindes zu sprossen, und der Rosenhain steht in Blüte.

Das Spruchband zeigt bewußt das Baumgleichnis in dem lateinischen Wortspiel, da *virgo* (Jungfrau) dem gleichen Stammwort entsproßt wie *virga* (Zweig).

Ein Ausschnitt aus dem Gemälde von Bevilacqua.



COBI DENS, IGNATIUS IN SUPRA SCRIPTO

Rom, San Clemente

Das Kreuz als Lebensbaum. An seinem Fuße die vier Paradiesesströme. Vom Fuße des Kreuzes gehen Ranken aus, in deren Spiralkern Abwandlungen der Lebensbaumhymbole sind.

wenn größte Propheten, wie Moses und andererseits Buddha, ihre Erleuchtung unter Bäumen erhielten, wenn noch der heilige Augustinus nicht vergißt, des Feigenbaumes zu erwähnen, an dessen Fuße seine Belehrung vollendet war, dann ist es erlaubt, zu sagen: Bäume sind Lieblinge Gottes. Er spricht aus ihnen, leidet an ihnen, seine Flamme brennt in ihnen, und sein Geist rührt ihre Zweige. Klingende Glocken und feierlicher Orgelklang wurden gehört, der milde Lichtglanz der Gottesmutter strahlte aus den Ästen, und die lieben Engel sangen im Laube.

Im Zeichen des Baumes sehen wir jene Lebensader aufsteigen, durch lange Zeitenreihen Heidentum und Christentum durchwachsen. Lassen wir einmal den Blick schweifen über die Vergangenheit, rufen wir die Stimmen aus Wäldern und Gräften, die Stimme der Denkmäler und Schriften, Antike und Bibel zu Zeugen:

„Wenn du in einen Hain trittst voll ehrwürdiger Bäume, in übermächtiger Größe, die durch das dichte Dach ihrer Zweige den Anblick des Himmels entziehen, so erregt die Macht derselben und das Geheimnisvolle des Ortes mit seinen Schatten die Ahnung der Gottheit.“ — Hiermit ist kein Bild Böcklins beschrieben, sondern so schreibt in seiner würdig-maßvollen Art der weise Seneca aus Neros Zeit. „Ahnung der Gottheit“ — so spricht allerdings eine Zeit, die bei aller Achtung dem ursprünglichen religiösen Erlebnis fernsteht, denn diese ursprüngliche Erfahrung Gottes oder göttlichen Wesens ist ganz einfach — ein klarer Anruf, ein deutliches Sprechen, eine unverkennbare Erscheinung in Traum oder Wachen, jedenfalls etwas merkbar Eindeutiges, das ganze Wesen Entzündendes. Dieser Erfahrung waren in frühen Zeiten viele Berufene zugänglich, sie fühlten sich unter gewissen Bäumen im Zustande

befonderer Gnade. Bäume und Quellen waren so in den allerältesten bilderlosen Zeiten die „ersten Naturmale der Gottesverehrung“.

Nun sind die Bäume von verschiedener Art und Wesen — man denke an die immergrünen und die Laubbäume —, so wurde zum Beispiel der feinfühligste Grieche unter den unterschiedlichen Bäumen auch sehr verschiedener göttlicher Kräfte gewahr:

Der Donnerer Zeus redete aus dem Rauschen der Eichen im Tale Dodonas vom Schicksal der Völker und Menschen, der Erderschütterer Poseidon, als feuchter Meerergott, liebte die trockenen Föhren und Fichten am Strande des ruhelos rauschenden Meeres, die jungfräuliche Athene den lichten Ölbaum auf dem steilen Felsen der Akropolis. Ein Gebet unter dem heiligen Lorbeer am kastalischen Quell verband den Gläubigen mit dem strahlenden Apoll. Dionysos lockte aus Feu und schwellender Rebe, und wenn zum Feste der vereinten Volksgemeinschaft der Athener mit weißblühendem Myrtenzweige zum Myrtenhain wallte, dann sah er die Göttin in Entzückung des Geistes, von weißen Tauben umschwebt: Aphrodite, die im höchsten Ather ihre goldenen Haare fliegen läßt.

Bürgerlicher einerseits und andererseits dunkler und gewaltiger raucht es in des Nordens Bäumen. Frau Holle wohnt weithin gütig und gefährlich im Holderbaum, und Odin, den furchterweckenden höchsten Gott, wußte man in der Weltesche. Von ihm steht geschrieben jenes geheimnisvolle Wort in der Edda:

„Neun Tage hing ich am windigen Baume,
ich, Odin, mir selber geweiht.“

Aber auch dort, wo ein Baum die klare Linie des Gesichtskreises selten unterbricht, wo kein Wald und kein schattender Hain sich finden, wo der Gluthauch der Wüste die schmale Weide sengt, auch dort wird der Baum Mittel mächtigster Offenbarung:

Am Fuße des Gottesberges Horeb hütet ein Hirte schläfrig seine Herde. Da weitet sich sein Auge. Er sieht im fernen Busche ein Feuer, das mit gleichbleibender majestätischer Lohe Zeit um Zeit fortbrennt. Als Moses dieser erstaunlichen Flamme nahegeht, da hört er zum ersten Male Elohim, die Stimme Gottes, aus den brennenden Zweigen. Eine Stimme, die zittern macht vor Schrecken und Entzücken, spricht: „Der Ort ist heilig.“ Hier unterm heiligen Baum wird er zum Propheten und Volksführer geweiht mit der Flammentaufe der Auserwählung.

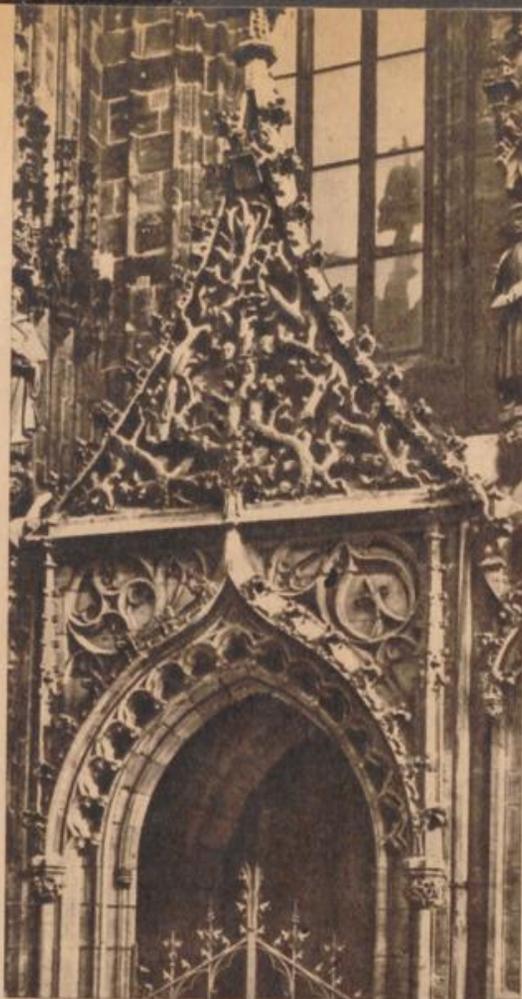
Und wiederum an anderem Ort enthüllt sich das hohe Geheimnis des dreifaltigen Gottes im schattigen Haine der Terebinthen zu Mamre: Es raucht das dunkle Zweigdach leise und feierlich. Drei Männer treten zu einem müden, alten Manne. Er erkennt sie sofort, trotzdem er sie nie mit Augen sah. Sie reden zu ihm und der kinderlosen alten Frau vom Geiste des Lebens und wundervoller Verheißung — leise erhebt sich die heiligsegnende Hand —, aus ihnen solle auf-

wachsen fernhin ein ganzes Volk. — Ehrfurchtsvoll bringt der Stammvater das erste Speiseopfer dar. So sah Abraham zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht den Herrn des Lebens in den drei Engeln unterm Terebinthenbaume. Aus diesen wenigen Beispielen wird klar, wie Gott sein liebwertes Geschöpf, den Baum, benutzte, um vielfältig zu den Menschen niederzusteigen.

Wenn wir heute auch mehr unsere Gottesferne und ebenso unsere Naturferne mit Schmerzen erfahren, so ist uns doch nicht jeder heilige Anhauch aus Bäumen abgeschnitten, wie mancher vorschnell denkt. Ein Beispiel, wenn auch ein bescheidenes, aus unserem Jahrhundert! Ein Mann in der Fremde hatte, vor einem Muttergottesbilde betend, Erhörung in seinem Anliegen erfahren. Zurückgekehrt in den heimatischen Schwarzwald, heftet er ein Abbild jener Muttergottes in einsamem Waldwinkel am Baume an, um weiterhin dort seine verschwiegene Andacht zu pflegen. Sein Beispiel wurde beachtet, fand Nachahmung, und im Weltkrieg ging kaum ein Soldat jener Stadt zur Front, ohne zuvor ein Vaterunser unter jenem Baume mit dem hilfreichen Wilde gebetet zu haben. Wir finden das schön, und jetzt steht eine Waldkapelle an dem Orte. — Doch dies war nur ein Anfang. Im Jahre 1917 geschah das „Wunder von Fatima“: Die Muttergottes erschien drei unschuldigen Hüterkindern in einer Steineiche. Jeder weiß, welche Bewegung von diesen ungewöhnlichen Erscheinungen ausging.

Wie erst werden jene Bäume und Orte mit jenen gewaltigen Offenbarungen in Ehren gehalten worden sein! Sie waren unvergänglich, ein für allemal eingepreßt und geweiht, noch viele Tausende wollten unter ihnen der Gottesgnade teilhaft werden. Altäre wurden gebaut, Säulen aufgerichtet und Tempel. Holz flammte und verzehrte die Opfergaben, Weihrauch vom Harze stieg in die Wipfel, und Wachs von der „Mutter Biene“, die im hohlen Baum am liebsten wohnt, brannte in Lichtern und Lampen. Gebete konnten erst wirksam sein mit Zweigen in der Hand oder einem Laubkranz auf dem Haupte. Geopfert wurden so ziemlich alle Dinge, auch Leben, unter und am Baume. Und zwar nicht bloß Tiere, sondern ebenso Menschen. Antike Marmore zeigen Menschenhäupter in den Zweigen neben denen von Ziegen, Lämmern und dergleichen. Denn gar manches Mal hauchte das „numen“ aus dem Baume: „Da mihi sanguinem et dabo tibi spiritum.“ Gib mir Blut, dann will ich dir einen Geist geben! Solch hohe Opfer geschahen meist in Notzeiten oder bei höchsten Festen, aber sie geschahen und galten als wirkungsvoll. Noch Adam von Bremen, der im 11. Jahrhundert lebte, sah im Haine von Upsala Tempel, dem größten Heiligtum Scandinaviens, zahlreiche Menschen und ganze Pferde in die Äste gehängt und geopfert. Ein phantastischer Anblick! Die Schweden waren berühmt dafür, wie mancher nüchterne Norwegerspott beweist.

Trotz alledem wird aber der tiefe Ernst offenbar, der in solchen heiligen Hainen herrschte.



Portal der Marienkirche in Zwickau

Den ganzen Sichel füllt das Astwerk des Lebensbaumes, in dem Tier und Mensch ihr Spiel treiben. Bekrönt ist das Ganze vom Christusymbol des Pelikans, und damit ganz deutlich wird, daß hier der Lebensbaum gemeint ist, sehen wir im rechten Winkel des Portals das Lebensbaumsymbol, im linken das Auferstehungssymbol



William Blake

Christus ist in die Äste des gewaltigen Weltbaumes genagelt. Von unten breitet ihm der wiedergeborene Adam seine Arme in völliger Ergebenheit entgegen, denn ihm leuchtet ein neuer Morgen und eine neue Sonne

„Kein Baum durfte gefällt, kein Ast gebrochen, kein Zweig geraubt werden.“ Nur gebunden und gefesselt betrat man den geweihten Ort. Weiße Rosse wurden zu Ehren der Gottheit unter diesen Eichen und Eiben, Eschen und Buchen gehegt. Dort ehrte man die Säule des Weltalls im mächtigen Baume mit der ungeheuren Laubhaube. Und dort,

„Wo im Dunkel der Nacht zur Verehrung man naht In des Waldes verwachsener Umzäunung“, da waltete vor dem Waldaltare die Priesterin der Urwälder ihres Amtes. Dieses Opfern unter und an Bäumen fand seine Vollendung und seinen Abschluß in jenem allerhöchsten Opfer dieser Erde, da Christus, der Gottessohn, am Baumstamme des Kreuzes zwischen Himmel und Erde hing und sein heiligreines Gottmenschentum geopfert ward als Versöhnungsopfer für die sündenreiche Menschheit. So wurde der Galgenbaum oder Todesbaum zum wahren Lebensbaum, so wurden

die Achsen der Welt im Kreuze geordnet und ausgerichtet. Die Erde war zum „globus cruciger“, und die Wurzeln des Kreuzesbaumes umwuchsen den Erdball.

Pflege und Unterhalt dieser heiligen Bäume war Priestern übertragen.

Aber wenn wir auch heute noch zum Beispiel etwa den „tausendjährigen“ Rosenstock von Hildesheim kennen, so war es bei aller Sorgfalt und Geduld doch nicht zu verhindern, daß jene Staats- und Gottesbäume, oft nur noch in wenigen Ästen auf hohlen Stämmen und Stümpfen grünend, ein recht kümmerliches Leben dahinwesten.

Hier setzt nun die Vergeistigung des Baumes durch die Kraft der Kunst ins Symbol ein, und was in der Natur welkte, lebt durchs Sinnbild sein unverändertes Leben im Geiste.

Wir wissen, daß kein Ding ohne Gottes Wort geschaffen ist und sein Zeichen verborgen in sich

trägt. „Wer es heraus kann reifen“, der wird seines höheren Lebens teilhaft. Hielten nun etwa so hochgeartete Völker wie Germanen, Römer, Griechen jeden beliebigen Baum für göttlich? Davon kann keine Rede sein. Worin aber sah man jenes Zeichen, daß der Baum vor dem gemeinen Zugriff zu schützen und der Gottheit zu weihen sei? Der vieles wissende Plinius sagt es: „Bäume, die das „numen“ haben, erkennt man an ihrer architektonischen Gestalt.“ Er sagt weiterhin: „Bäume waren die ersten Tempel der Gottheit.“ Dem Freunde und Kenner der Baukunst geht bei diesen Worten ein großes Licht auf, er sieht die ungeheure Perspektive des Zusammenhanges der Baumwelt mit der Architektur. Auch ist es nicht einmal so, daß die Wahrheit dieses Wortes nur für die antiken Göttertempel gälte, vielmehr sind es gerade unsere gotischen Dome, die ganz und gar in Turm und Säule, Altar und Fiale, Gewölbe und Zierwerken vom erhabenen Geiste des Waldes und den Bildkräften des Baumes gestaltet sind. Insbesondere ist es die Säule mit ihrem runden Stamm, den Blättern und Voluten des Säulenhauptes, welche das Wesen des Baumes in die knappe, strenge Formsprache der Baukunst überseht. Der marmorne Griechentempel ist so, neben dem grünen lebenden, ein heiliger Hain von schimmernden, steinernen Bäumen; der gotische Dom gar eine mächtige Gotteswaldwelt. Hier fließen nun zwei Sinnbilder in eins. Einerseits sahen wir den Baum als Sinnbild des Menschen — und so blicken aus den Säulenhauptern oft Menschengesichter; andererseits ist die Säule — man denke nur an jene Feuer säule — Sinnbild Gottes und seines Reiches. Ein Tempelraum mit seinen Säulenreihen ist somit Zeichen und Denkmal, daß an dieser Stätte Gottheit und Menschheit sich fanden oder finden sollen.

Dazu kommt noch, daß die Vorstellung eines Paradieses ohne Bäume unmöglich ist. Dieser Entwicklungsmöglichkeit hat sich dann insbesondere die barocke Baukunst bemächtigt mit ihrem hymnischen Strudeln von Laub, Engeln und Früchten. Aber diese Vorstellung war auch schon früher so mächtig, daß sie selbst in den allerheiligsten Raum des Tempels in Jerusalem eingedrungen war, also an einen Ort, wo Gott nach strengster Anweisung bilderlos angebetet werden sollte. Denn eben dieser heiligste Raum war von einem Fries aus getriebenem Golde umfassen, in dem Palmbäume mit Cherubinen wechselten.

An einem anderen Strahlpunkte der antiken Welt, auf der Akropolis in Athen, brannte im Tempel des Schutzgeistes der Stadt, der Athene Polias, eine bemerkenswerte „ewige Lampe“. Sie war als eherner Palmbaum gestaltet. Die Lampe selbst so umfangreich und unverbrennlichen Dochtes, daß sie alle Jahr nur einmal gefüllt werden mußte, während zum Schutze der schönen Marmore Rauch und Ruß durch den Palmstamm abzogen.

Kehren wir zurück zur Pforte des Tempels in Jerusalem, so sah man auf den Torflügeln einen

tiefenhaften Nebenbaum, von dem mannsgroße goldene Trauben niederhingen. Sinnbilder des ewigen Lebens und des Paradieses.

Ein Blick, geschärft durch Betrachtung, wird auch im gotischen Altare den Blütenbaum heiligen Lebens erkennen, da er aufwächst aus dem Sakramente und dem Opfertisch und im Hinaufstreben und Durchkreuzen seiner Stämme und Ranken die Gestalten Gottes und seiner lieben heiligen Männer und Frauen wie Früchte trägt.

Soll man noch besonders hinweisen, daß kaum ein Ding des heiligen Dienstes ohne Zeichen des Baumes blieb! In die Kelche war der Weinstock Christi, in die Monstranzen und Kreuzreliquiare der Lebensbaum hineingeformt. Herrliche Baumleuchter tragen die Lichter in ihren Blütenkelchen, und Grabplatten wurden mit dem Lebensbaume besiegelt. Die Gestaltgebung des Kreuzes selbst als Lebensbaum, der den Gottessohn trägt, als Blüten- und Rosenkrenz, als Sabel und Baumkrenz und in vielen anderen Formen ist, durch die Jahrhunderte abgewandelt, immer wieder neu gebildet worden.

Insbesondere auch ist das Zeichen des Lebensbaumes mit dem Taufbrunnen oder Taufstein verknüpft. Vielleicht die höchste Vergeistigung des Baumsymbols ist der Ritus der Taufwasserweihe am Karfreitag. Hier wird die brennende Osterkerze — Zeichen Christi und des Lebensbaumes, der inmitten des Paradieses steht — ins Wasser eingetaucht. Dann wird von dem Wasser etwas nach den vier Himmelsrichtungen ausgegossen als Gleichnis der vier Ströme des Paradieses, alsdann haucht der Priester das Zeichen des Lebensbaumes auf das Wasser. So mögen Lebensbaum und Lebenswasser im Anhauche des Heiligen Geistes sich vereinen, um den Erdenbürger des ewigen Reiches würdig zu machen.

*

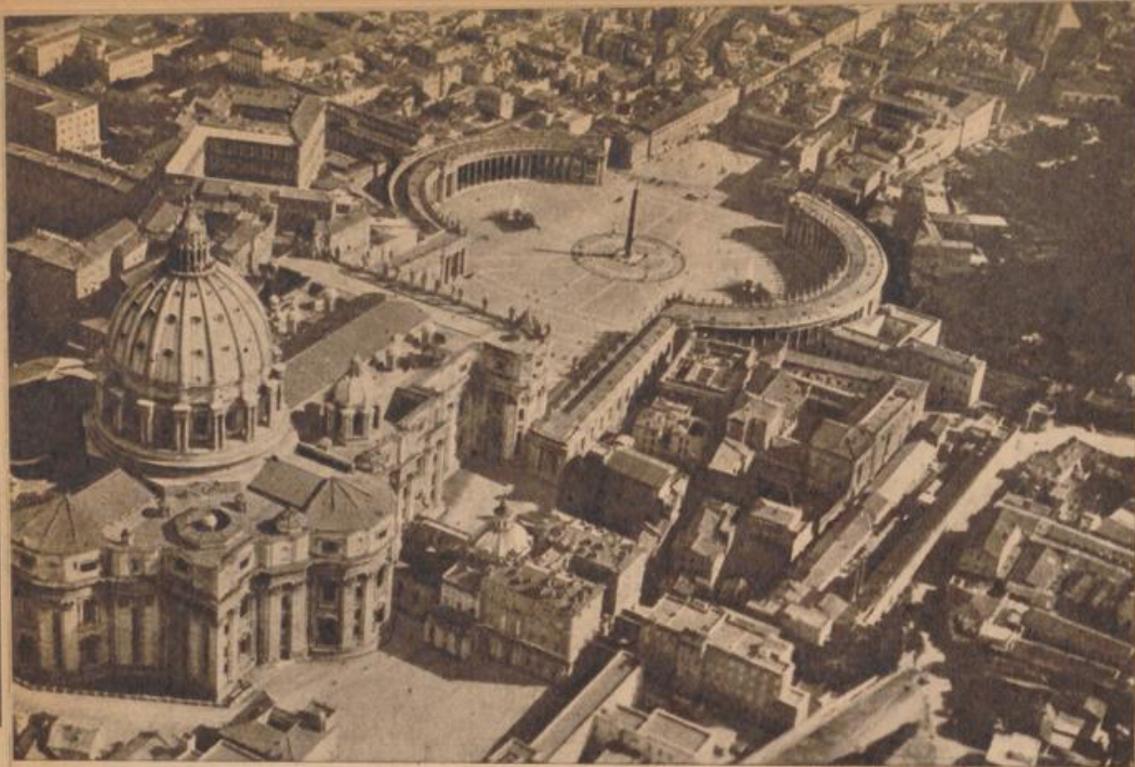
Wir sahen an wenigen aus unzähligen Beispielen, wie stufenweise die Strahlen und Bilder der Oberwelt mittels eines natürlichen Geschöpfes in allen Ländern, wo Bäume stehen, die Herzen der Menschen erleuchten wollten, bis die Fülle der Zeit reif war. Da nun alle Völker solcher Erfahrung oder wenigstens Ahnung teilhaft wurden, so ist es auch wohl höchster Wille, wenn sich alle Völker unter dem höchsten, dem Weltbaum des Kreuzes finden. Dem Kreuze können sie nicht entinnen; daß es ihnen aber zum Lebensbaume werde, dazu müssen sich alle mehr als irgendje im Gebete vereinen. Denn die „rectores tenebrarum harum“, die Mächte der Finsternis, schlummern nicht und haben immer gewaltigere Arzte an die Wurzel des Menschheitsbaumes zu legen.

Vom deutschen Volke aber glauben wir, daß die Friedenstaube ein Reis vom ewigen Lebensbaume in seine Seele hineinsenken wird zu seiner höchsten Formwerdung und gottseligen Wiedergeburt.

Alfred Vollmar



Eine Lebensbaumknospe aus der Paradiesvorhalle des Münsters in Freiburg
Man wird weit und breit suchen müssen, bis man wieder eine solch reizvolle Abart des Lebensbaumsymbols
findet wie diese gotische Fiale



Petersdom mit Petersplatz und Vatikan, Mittelpunkt der Christenheit

Die Kirche in der Zeit

Wenn der St.-Konradskalender nun nach achtjähriger Unterbrechung wieder erscheinen darf, so will er in seiner ersten Nachkriegsausgabe die altüberlieferte Gewohnheit fortführen und seinen Lesern in Stadt und Land über die wichtigsten Geschehnisse der letzten Jahre berichten. Es ist ein bewegtes, an Kämpfen und Ereignissen reiches Geschehen, die Kirchen- und Weltgeschichte unserer jüngsten Zeit. Sie brachte für alle Stunden der Entscheidung und der Bewährung. Sie stellte insbesondere die Kirche mitten hinein in ein Ringen auf Leben und Tod. Schon prophezeiten ihr, wie so oft im Laufe der vergangenen zwei Jahrtausende, die Segner den Untergang. Sie aber erstand in erneuerter Kraft aus den Kämpfen der letzten Jahre.

Am Mittelpunkt der Christenheit

Wo könnten sich die Auseinandersetzungen der Kirche mit dem Geist und dem Ungeist der Welt augenfälliger abspiegeln als im Ewigen Rom, dem Sitz des Statthalters Christi und Mittelpunkt der katholischen Christenheit? Vom Vatikan aus ergingen in all diesen Jahren die Bitt- und Mahnrufe des Heiligen Vaters, Papst Pius XII., an die Völker der Erde. Unermüdllich war der Nachfolger des Apostelfürsten in Kriegs- und Nachkriegsjahren am Werke, in dieser Welt des Hasses und der Lüge, die Botschaft der Liebe und der Wahrheit zu verkünden. Wie mühte er sich, dem grausamen Krieg ein Ende zu bereiten und die Not der Kriegsoffer zu lindern. Wie mahnte er, von Jahr zu Jahr eindringlicher, zur Schaffung eines gerechten, baldigen Friedens.

Seine Weihnachts- und Neujahrsansprachen wie seine Schreiben und Botschaften werden für immer zu den wichtigsten weltgeschichtlichen Zeugnissen dieser Zeit gehören.

Pius XII. beließ es nicht bei Reden und Ansprachen. Ein in der Kirchengeschichte einzig dastehendes Liebeswerk ergänzte das Wort des Vaters der Christenheit durch die liebende, helfende Tat. Das Päpstliche Hilfswerk für die Kriegsgefangenen und die Vertriebenen lindert tausendfältige Not. Die Nuntien und die Sonderbeauftragten des Heiligen Vaters durchschritten als erste die Stacheldrahtverhaue der Kriegsgefangenenlager und brachten den POW's Grüße und Gaben des Papstes. Millionen von Familien erhielten durch den päpstlichen Informationsdienst die erste, langerwartete Kunde von den vermischten und gefangenen Söhnen und Vätern. Seit dem Ende der Feindseligkeiten rollten zahllose Hilfstransporte mit Nahrungsmitteln, Kleidern, Medikamenten über den Brenner zu den notleidenden Nationen. Immer erneut rief Pius XII. die vom Kriege verschonten Völker auf, den Hungernden durch Taten gegenseitiger Hilfsbereitschaft beizustehen. Keine Nation schloß der Papst von diesem wahrhaft katholischen Werke aus. Keine Gelegenheit ließ er ungenutzt, um die verantwortlichen Staatsmänner zur Beseitigung der Kriegsfolgen, zur Rückgabe der Kriegsgefangenen, zur Anbahnung echter Völkerverständigung aufzurufen.

Neben all dieser caritativen und diplomatischen Tätigkeit ging die eigentlich kirchliche Aufgabe einher. Der „Pastor angelicus“, der „engel-



Kardinallegat Micara feiert das Pontificalamt Kölner Dom anlässlich der 700-Jahr-Feier

Oben links: Papstaudienz auf dem Petersplatz. Heilige Vater bei seinem Einzug durch die sub Menge

Links: Der Apostolische Bisitator für Deutschla Bischof Dr. Alois Muench, zelebriert die Pontificalmesse beim Mainzer Katholikentag

gleiche Hirte", wie die uralte Weissagung den jetzigen Papst nennt, weihte mitten im Kriegslärm, am 21. Oktober 1942, das Menschengeschlecht an das Herz Mariä. Er schrieb in den Kriegsjahren seine wegweisenden Rundschreiben „Mystici corporis“ über den mystischen Leib Jesu Christi, „Divino afflante Spiritu“ über die zeitgemäße Förderung der biblischen Studien, seine Enzykliken über den heiligen Cyrill von Alexandrien und über die Lage der ruthenischen Kirche; 1946 gab Pius XII. das Rundschreiben „Quemadmodum“ zur Hilfe für die notleidenden Kinder, 1947 seine Enzykliken „Mediator Dei“ über die Liturgie und „Optatissima Pax“ über den Frieden, zum Maimonat 1948 eine weitere Friedensenzzyklika „Auspicia quaedam“ heraus.

Nachdem die Kriegereignisse Jahre hindurch die persönliche Verbindung mit zahlreichen Bischöfen und mit den Pilgern aus aller Welt verhindert hatten, ist das päpstliche Rom seit 1945 wieder das Ziel von Wallfahrern aus allen Nationen geworden. Die Bischöfe statteten dem Heiligen Vater ihre kirchlich vorgeschriebenen Ad-limina-Besuche ab. Mit jedem einzelnen unterhielt sich Pius XII. über die besonderen Anliegen seiner Gläubigen, und jeder einzelne Oberhirte wurde immer wieder von neuem gewahrt,

wie genau der jetzige Papst über die Lage der Kirche in aller Welt unterrichtet ist. Höhepunkt dieser Besuche bildeten jene unvergeßlichen Februartage 1946, an denen Pius XII. zum ersten Male nach langen Jahren das heilige Kollegium der Kardinäle durch die Neuberufung von zwei- und dreißig verdienten Kirchenfürsten aus allen Erdteilen ergänzte. Daß unter ihnen auch drei deutsche Bischöfe mit dem Kardinalspurpur ausgezeichnet wurden, bezeugte einmal mehr, wie sehr der Papst die tapfere Haltung und den vorbildlichen Eifer des deutschen Episkopats würdigte. Die Aufnahme von Bischof Clemens August von Galen, Münster, Erzbischof Dr. Joseph Frings, Köln, und Bischof Dr. Konrad von Prehsing, Berlin, in das Kardinalkollegium bedeutete zugleich eine päpstliche Anerkennung des Widerstandes des deutschen Katholizismus gegen das ihn bedrohende System.

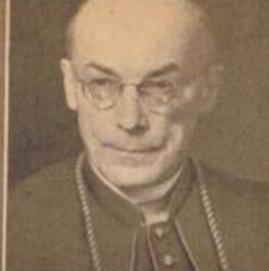
Höhepunkte des kirchlichen Lebens in der Ewigen Stadt bildeten auch die Tage der Heilig- und Seligsprechungen. In den ganzen Kriegsjahren hatte der Heilige Vater nur eine große Frauengestalt, Margarete von Ungarn, im Jahre 1944 zur Ehre der Altäre erhoben. 1946 erfolgte dann die Heiligsprechung der erst vor drei Jahrzehnten verstorbenen italienischen Ordensfrau



Bischof Dr. Wendelin Rauch verläßt in Begleitung Kardinal Frings nach der feierlichen Inthronisation des Freiburger Münster



Bischof Graf v. Bressing Bischof Graf v. Galen † 1946



Erzbischof Frings wurden 1946 mit der Kardinalwürde ausgezeichnet



Erzbischof Dr. Conrad Gröber † 14. 2. 1948



Weihbischof Dr. Wilhelm Burger Kapitularvikar



Erzbischof Dr. Wendelin Rauch 28. 10. 1948 inthronisiert

und großen Missionarin in Nord- und Südamerika, Franziska Xavier Cabrini. 1947 nahm die Kirche den Schweizer Nationalheiligen Nikolaus von der Flüe, den französischen Ordensstifter Michael Caricotis, die französische Ordensgründerin Elisabeth Bichier des Ages, den unermüdbaren Presseapostel und Marienverehrer Louis-Marie Grignon de Montfort, den portugiesischen Jesuiten Johannes de Britto, den italienischen Jesuiten Bernhardino Realino und schließlich die selige Katharina Labouré in den Kalender ihrer kanonisierten Heiligen auf. Außerdem sprach Pius XII. den bekannten Mailänder Juristen Professor Contardo Ferrini und die jugendliche Maria Goretti selig.

Von großer Bedeutung waren auch die Generalkapitel der verschiedenen Orden und Kongregationen, die nach der Unterbrechung durch die Kriegsjahre in Rom tagten. Jetzt konnten wieder die Abgesandten aus allen Ordensprovinzen zusammentreten und gemeinsam über ihre Gegenwartarbeit beraten. Zahlreiche Orden wählten sich dabei neue Generale und Generaloberer. In ihren Namen und ihren Herkunftsländern spiegelt sich die Weltweite der Kirche. Der Jesuitenorden erkor den Belgier P. Johann B. Janssen zum Nachfolger des verstorbenen Generals P. Ledochowski. Die Dominikaner beriefen den Spanier P. Emanuel Suarez zum neuen Generaloberer. Für den heimgegangenen, aus unserer badischen Heimat stammenden Abtprimas Fidelis von Stözingen wählten die Abgesandten des Benediktinerordens den Schweizer P. Bernhard Raehli zum Abtprimas. Der argentinische Pater Dean wurde Generaloberer der Passionisten, der französische Fr. Leonidas Generaloberer der Maristenbrüder, der amerikanische Pater Elemen Neubauer Generaloberer

des Kapuzinerordens, der Kanadier P. Léon de Chatelet Generaloberer der Oblaten. Generalsuperior der Stehler Missionare wurde der Osterreich P. Ludwig Große-Kappenberg.

So wurde im Rom der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre ein wichtiges Kapitel moderner Kirchengeschichte geschrieben. Mögen die Widersacher der Kirche, die sich im Osten, auf den Balkanländern, aber auch in Italien besonders kampfstark erheben, noch so viele Falschmeldungen über die angeblich „amerikanisierte Politik“ des Vatikan bringen, die Kirche und das Papsttum stehen, heute wie immer, über den Völkern. Inmitten einer zerrissenen und gespaltenen Welt sind sie, nach Pius XII. Worten, ein ragendes Zeichen unter den Nationen, ja das Lebensprinzip der menschlichen Gesellschaft überhaupt.

Die Kirche in Deutschland

Weitreichende Veränderungen vollzogen sich auch innerhalb der Kirche in unserem deutschen Vaterland. Wer gehofft hatte, daß die Kriegereignisse den harten Kampf gegen das Christentum in Deutschland milderten, sah sich gar bald enttäuscht. Planmäßig setzte man auf allen Gebieten die „Einkreisung“ des Christentums fort. Man schloß unter dem Vorwand kriegsbedingter Maßnahmen Klöster und Ordenshäuser und beseitigte die wenigen noch übriggebliebenen katholischen Organisationen. Mutig nahmen die einzelnen Bischöfe wie die Gesamtheit der Fuldaer Bischofskonferenz gegen diese Maßnahmen Stellung, die selbst die Schikanen des Bismarckschen und des badischen Kulturkampfes noch weit übertrafen. Die seit Kriegsende erschienenen Dokumentensammlungen haben die einzelnen Abschnitte dieses harten Ringens bis in die letzten

Einzelheiten aufgezeigt. Namen wie der eines Clemens August von Galen, um nur einen für viele zu nennen, haben sich für alle Zeiten in die Kirchengeschichte eingeschrieben.

Veränderungen erlebte auch der deutsche Episkopat. Viele verdiente Oberhirten wurden seit dem Erscheinen des letzten Konradskalenders aus diesem Leben in die Ewigkeit gerufen. 1942 starb der Kölner Erzbischof Franz Joseph Schulte und der Bamberger Erzbischof Jakobus von Hauck. 1943 gingen die Bischöfe Hermann J. Sträter, Aachen, Ludwig Sebastian, Speyer, in den ewigen Frieden ein. In den Tagen des Zusammenbruchs verstarb fern von seiner Bischofsstadt der Breslauer Kardinal Adolf Bertram, der langjährige Vorsitzende der Fuldaer Bischofskonferenz. Er fand auf Schloß Johannisberg seine letzte Ruhestätte. Am 22. März 1946 folgte ihm Clemens August Kardinal von Galen im Tode nach. Wenige Tage nach seiner Rückkehr vom Konsistorium in Rom entriß ein tückisches Leiden diesen Bekennerbischof seinem Volk. Reiche Ernte hielt der Tod 1947/48 unter den deutschen Oberhirten. Bischof Antonius Hilffrich, Limburg, und der Flüchtlingsbischof Maximilian Kaller, Ermland, wurden dahingerafft. 1948 schließlich gingen Erzbischof Dr. Conrad Gröber, unser verehrter Oberhirte, Bischof Michael Racl, Eichstätt, und Bischof Matthias Ehrenfried und in die ewige Heimat voraus. In Dankbarkeit sei auch des langjährigen Nuntius in Deutschland, Erzbischof Cesare Orsenigo, gedacht, der in Eichstätt verstarb und in seine italienische Heimat übergeführt wurde.

Neue Männer ergriffen den Hirtenstab, den ihre Vorgänger in kampfreichen Jahren getragen hatten. Dr. Joseph Frings übernahm die Leitung der weiten Kölner, Dr. Joseph Kolb die der Bamberger Erzdiözese. Aachen erhielt in Dr. van der Velden und Speyer in Dr. Joseph Wendel einen neuen Oberhirten. Zum Bischof von Münster wurde Dr. Michael Keller, zum Oberhirten der Diözese Limburg Ferdinand Dierichs, zum Bischof von Eichstätt Dr. Joseph Schröffer und zum Bischof von Würzburg Dr. Julius Döpfner ernannt. Der letztere ist mit fünfunddreißig Jahren Deutschlands jüngster Oberhirte. Zum Nachfolger Dr. Conrad Gröbers schließlich wurde vom Freiburger Domkapitel Domkapitular Prälat Dr. phil.

et theol. Wendelin Rauch gewählt und vom Heiligen Vater ernannt. Als seinen Vertreter entsandte Papst Pius XII. den Bischof von Fargo, Dr. Alois Muench, als Apostolischen Visitator in unsere Heimat. Er ist in den zwei Jahren seines Wirkens in Deutschland weithin bekannt geworden und hat sich in unermüdlicher Arbeit als Sendbote des Friedens, Ränder der christlichen Wahrheiten und Wegbereiter der helfenden Liebe erwiesen.

Als 1945 die Waffen schwiegen, hieß es auch für den deutschen Katholizismus: über Trümmern neu beginnen. Das einst so vielverzweigte Netz der kirchlichen Verbände war zerfallen. Nicht alles, was einst früher von Segen war, konnte nach altüberlieferter Weise wieder neu erstehen. Das wirklich den Notwendigkeiten der Zeit Entsprechende aber brach sich Bahn. Wie auf vielen Domen und Münstern, in Stadt- und Dorfkirchen die Bauleute sich ans Werk des Wiederaufbaus machten, so hob auch im innerkirchlichen Leben ein neues Arbeiten an. Die Jugend sammelte sich in ihren Verbänden. Die Kolpingfamilie, die bei den Bombenangriffen ihren verdienten Generalpräses, Msgr. Theodor Hürth, verloren hatte, nahm ihre Tätigkeit wieder auf und entwickelte sich erfreulich rasch aufwärts. In vielen Städten bildeten sich nach Kriegsende Arbeitsgemeinschaften und Katholikenausschüsse, Bildungswerke und Kulturverbände zur Vertretung der Katholiken im öffentlichen Leben. Der Katholische Akademikerverband schloß sich neu zusammen, und an den Hochschulen organisierten sich die Studentengemeinschaften zu einer katholischen Deutschen Studenteneinigung. Die Christliche Arbeiterjugend begann eine zu großen Hoffnungen berechtigende Arbeit. Der Borromäusverein setzte seine Bemühungen zur Förderung des guten Buches fort. Kongregationen riefen ihre Sodalen. Die Jungen Familien sammelten sich. Ein großes Männer- und Frauenwerk dient der Standeseelsorge. Ihr aller Ziel ist die lebendige Pflege des Glaubens, die Mitarbeit im Gottesreich nach den von den Päpsten und den Bischöfen umrissenen Grundsätzen einer echten „Katholischen Aktion“.

Im öffentlichen Leben hemmten zunächst verschiedene Umstände die Wirksamkeit der katholischen Kräfte. Nur langsam, Schritt für Schritt, erstanden wieder die Kirchenzeitungen. Erst

ABC-Pflaster *hilft!*

wirkt beruhigend schmerzlindernd wärmespendend

Gleich nach dem Auflegen stellt sich ein wohlthuendes Wärmegefühl ein, und bald verspüren Sie Linderung der rheumatischen Schmerzen. Das ABC-Pflaster bewirkt an der erkrankten Stelle eine stärkere Durchblutung, wodurch die angehäuften schädlichen Stoffe fortgeschwemmt werden. Also: Gegen Rheuma, Gliederreißen, Hexenschuß das bewährte ABC-Pflaster aus der Apotheke.



1947/48 wurde die Herausgabe von katholischen Jugendzeitschriften und Männerzeitungen möglich. Im Herbst 1948 erschien die erste katholische Tageszeitung. Im Rundfunk waren anfangs die Morgenfeiern die alleinigen Zeugnisse christlicher Mitarbeit. Immer weitere Sender führten dann Nachrichtensendungen aus der christlichen Welt ein, denen dann Morgenandachten folgten. Im Film schließlich brachten amerikanische und französische Werke markante Beispiele christlichen Filmschaffens. „Monsieur Vincent“ und „Das Lied der Bernadette“ wurden überall ein voller Erfolg.

Wohl den größten Teil seiner Kräfte widmete der deutsche Katholizismus der Nachkriegszeit der Linderung der ins Ungemessene gestiegenen Not. Was der Caritasverband, die Klöster, die kirchlichen Organisationen und viele christliche Familien in treuem Zusammenwirken hier getan haben, ist nicht in Worten und mit Zahlen zu schildern. Dankbar muß hier die Hilfe des Heiligen Vaters und der ausländischen Katholiken vermerkt werden, ohne deren Gaben das umfassende Hilfswerk für Vertriebene, Ausgebombte, Greise, Kinder, Heimkehrer und Mütter nicht hätte durchgeführt werden können. Das Papstwort „Nicht klagen, handeln!“ stand über all diesen Maßnahmen als ungeschriebenes Programm.

Welch vielfältiges Leben der deutsche Katholizismus in den letzten Jahren entfaltet hatte, das wurde der breiten Öffentlichkeit bei den machtvollen Glaubenskundgebungen des Jahres 1948 offenbar. Das Trierer Sankt-Matthias-Jubiläum, die Pax-Christi-Wallfahrt in Revelaer, die Feierlichkeiten zur 700-Jahr-Feier der Grundsteinlegung des Kölner Domes und zuletzt der Verlauf des Mainzer Katholikentages zeigten allen, daß die Kirche aus den Kämpfen der letzten Jahre auch in unserer Heimat mit neuer Kraft hervorgegangen ist.

In der Erzdiözese Freiburg

„Sieg des Glaubens“ überschrieb der Amerikaner Steward die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen über den badischen Kirchentag. Er hat nicht übertrieben. Die bei der Einnahme Straßburgs gefundenen Gestapoberichte über die

Haltung der katholischen Bevölkerung in unserer Erzdiözese enthüllen jedem, wie zäh die überlieferte Religion gegen alle Angriffe verteidigt wurde. Man möchte nur wünschen, daß gerade in Baden und Hohenzollern das Buch von Steward bald erscheint und weit verbreitet wird.

Wenn die Bevölkerung der Erzdiözese ihren Glauben so standhaft bewahrte, so dankt sie dies nicht zum geringen Teil dem mutigen, leuchtenden Vorbild ihres Oberhirten, des nun in Gott ruhenden Erzbischofs Dr. Conrad Gröber. Seine „Hirtenworte in ernster Zeit“ haben alle Tagesfragen beantwortet und alle Zweifel zerstreut. Seine Hirtenschreiben und Predigten wirkten über die Grenzen der Konfession hinaus. Sein Eintreten für die Gerechtigkeit und den Frieden, seine Bemühungen um die Heimkehr der Gefangenen und um Linderung der Not schafften ihm die Achtung aller. Dankbarkeit und Liebe strömten ihm deshalb in reicher Fülle entgegen, als er im Oktober 1947 den Tag seines goldenen Jubiläums feierte. Die unvergeßliche Predigt in der Nachmittagsandacht im Freiburger Münster ist der Rechenschaftsbericht seines reichen Bischofslebens geworden. Wenige Tage darauf erkrankte er. Am 14. Februar 1948 holte der ewige Hohepriester seinen treuen Diener in die Ewigkeit. Einer der größten auf dem Stuhle des heiligen Konrad ist mit Erzbischof Dr. Gröber von uns gegangen. Der Fastenhirtenbrief 1948 war das geistige Testament des Verstorbenen an seine Diözesanen, denen bis zur letzten Stunde seine ganze Sorge und sein Beten galt.

Erzbischof Conrads Name ist mit all den Ereignissen verknüpft, über die es in einem Rückblick über die letzten Jahre zu berichten gilt. Die Neuerweckung der kirchlichen Verbände, die wir seit 1945 auch in der Freiburger Erzdiözese erleben dürfen, die Förderung des religiösen Lebens in den Pfarngemeinden als den Zellen des christlichen Wirkens, der Aufbau zerstörter Kirchen und Heime: sie alle wurden von seiner Sorge begleitet. Zum Glück waren die Kriegsschäden an der Münsterkirche nicht zu großen Ausmaßes. Hingegen haben die Städte Mannheim, Bruchsal, Pforzheim, Karlsruhe und auch Freiburg unerfessliche Verluste kirchlicher Kunstdenkmäler erlitten. Es wird der Arbeit von Jahrzehnten bedürfen, ehe diese Schäden auch nur einiger-



Schnell und leicht anzulegen

ist dieser praktische Wund-Schnellverband.
Faltenlos schmiegt er sich an, sitzt
unverrückbar fest und behindert nicht.

Hansaplast

Wund-Schnellverband

wirkt
hochbakterizid

585



BRUCHSAL

Kaiserstraße 86/88

Telefon 242

Postversand

Annahmestellen
überall



Krafft's

Apfel- und
Traubensäfte

von jung und alt
wegen Güte und
Vitaminreichtum
bevorzugt

Friedrich Wilhelm Lebensversicherung

Versorgt
Jedermanns Alter

*
Verbürgt
Jedermanns Familien-
schutz

*
Vermehrt
Jedermanns Wohlstand

Religiöse Kunst für Kirche u. Heim
Kreuze u. Madonnen in Oberammergauer Originalarbeit
in allen Größen ab DM 6.50, große Altarkreuze, Kreuz-
wege, Weihnatskrippen. **Kultgeräte:** Kelche, Ölge-
fäße usw. **Bilder:** wertvolle alte Meister, edle Kunstblätter
der Gegenwart. **Paramente und Paramentenstoffe**

Albert Buchmüller, Bruchsal
Telefon 363 Rheinstraße 26



Eleg. Kinder- u. Sportwagen, Kindermöbel
und Betten in unerreicht großer Auswahl
Größtes Kindermöbelhaus Baden
GUNDLACH & Co., gegr. 1875
Karlsruhe, Karl-Friedrich-Straße 32
Eigene Korblabrich
Lieferant vieler Krankenhäuser, Sanatorien,
Industrie und Gewerbebetriebe

Wer Linderung und Heilung bei
Magenleiden

wie Appetitlosigkeit, Magensäure
Darmbeschwerden, Verdauungs-
störungen usw. sucht, der trinke

Hitschlers Magentee
selbst in veralteten Fällen von
ausgezeichneter Wirkung

zu haben in allen Apotheken, sowie durch
TEEVERSAND HITSCHLER
LANDAU (PFALZ)

Preis
1,50
DM

Bei **Gicht** und **Rheuma**, **Husten** und **Ver-
schleimung**, Magenleiden, Leber- u. Gallen-
leiden, unreinem Blut, Blasen- u. Nierenleiden,
Nervenleiden, Herzneurose helfen die
bewährten

Herbaria-Kräuterheilmittel
die in Apotheken erhältlich sind. Verlangen sie
Broschüre.



Herbaria
Kräuterparadies

Alfred Belzner
(17a) Philippsburg, Baden K 35/49 US-Zone



PRINTZ reinigt — färbt

Annahmestellen an
allen größeren Plätzen

HEFE BIER
BACKHILFSMITTEL

SINNER A.-G.
KARLSRUHE-GRÜNWINKEL

PUDDINGPULVER
MALZEXTRAKTE

maßen behoben sein werden. Weinbrenners St.-Stephans-Kirche in Karlsruhe und die machtvolle Jesuitenkirche in Mannheim sind in ihrem Aufbau durch den Geldschnitt der Währungsreform bedroht wie zahlreiche andere Gotteshäuser in Stadt und Land.

Ein harter Verlust bedeutete auch die Zerstörung eines großen Teiles des Collegium Borromaeum, der Priesterbildungsstätte unserer Erzdiözese, in Freiburg. Dank dem Weitblick und der Tatkraft des damaligen Direktors, des jetzigen Erzbischofs Dr. Wendelin Rauch, wurde alsbald mit dem Aufbau begonnen, so daß das Gebäude teilweise wieder bezogen werden konnte. Die Leitung des Collegium Borromaeum übernahm 1946 Direktor Dr. Hermann Schäufele. Noch sind manche Priesteramtskandidaten nicht aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, wie auch in den Reihen des jungen Klerus so mancher Kriegsgefangene fehlt.

Wer immer über die Kirchengeschichte unserer Heimat der letzten Jahre schreibt, wird in Ehrfurcht der Blutzegen aus den Reihen des Diözesanklerus gedenken. Als Befenner ihres Glaubens starben Pfarrer Adolf Bernhard, Hondingen (11. Juli 1942), Stadtpfarrer Msgr. Dr. Heinrich Feurstein, Donaueschingen (2. August 1942), Pfarrer Anton Fränzle, Bollschweil (27. Januar 1944), Dr. Max Josef Reszger (17. April 1944), Vikar Anton Spieß, Mannheim (19. April 1945), Dekan Willibald Strohmeier, St. Trudpert (22. April 1945), Pfarrer Alois Weichert, Oberwittstadt (Ostermontag 1945), Pfarrer Max Graf, Unterlupfen (25. April 1945). Ein Sohn unserer Erzdiözese war auch Jesuitenpater Alois Grimm aus Kilsheim, der seines Glaubens wegen am 11. September 1944 in Blöhensee enthauptet wurde. Als Märtyrer des Gottesreichs leben sie in unserer Erinnerung fort.

Im Geiste dieser Blutzegen gilt es, die riesige Aufbauarbeit in einer Wende der Zeiten zu leisten. Zehntausende von Neubürgern aus den Ostgebieten sind inzwischen zu den alten Diözesanen gestoßen und haben das Gefüge vieler Gemeinden verändert. Durch sie hat sich allein in Nordbaden der Anteil der Katholiken an der Gesamtbevölkerung von 44 auf 50 Prozent erhöht, da die Mehrzahl der Neubürger dem kato-

lischen Glauben angehört. Baden ist dadurch zu drei Fünftel katholisch und annähernd zu zwei Fünftel protestantisch. Die Eingliederung der neuen Glaubensbrüder in die Gemeinden verlangt lebendige Liebe und Hilfsbereitschaft, tätiges Christentum.

Die Erweckung der Lebenskräfte unseres Glaubens vollzieht sich in einem Strom kirchlichen Lebens, der durch alle Teile der Erzdiözese fließt. Volksmissionen und Einteiltage, Volksbildungskurse und Schulungswochen, Gesellentage, Männerwallfahrten, Friedenstag und Elterntreffen sind zu verzeichnen. Die jahrhundertalten Wallfahrten werden vom Volke zahlreich besucht. Mariensäulen, Motivtapeten entstanden. Die katholische Jugend sammelte sich. Die Kolpingfamilie rief die Junghandwerker zusammen. Männer- und Frauenwerk arbeiten an der Verchristlichung der Familien. Katholische Arbeitsgemeinschaften in den Städten führten Papstfeiern, Vorträge zu brennenden Zeitfragen, Seminare zur religiösen Vertiefung durch.

Der Heimgang Erzbischofs Conrad bedeutete einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte der Erzdiözese. Ein neuer hat seit dem Februar 1948 begonnen. Fast acht Monate hindurch lenkte der vom Domkapitel gewählte Kapitularvikar, Weihbischof Dr. Wilhelm Burger, tatkräftig die Diözese. Dann schenkten uns das Vertrauen des Domkapitels und das des Heiligen Vaters in Domkapitular Prälat Dr. Wendelin Rauch einen neuen Oberhirten. Als Sohn unserer badischen Heimat, durch sein langjähriges Wirken in der Priesterausbildung wie im Domkapitel ist Erzbischof Wendelin weithin bekannt. Tausende waren von weither gekommen, als der Kölner Erzbischof, Kardinal Joseph Frings, der Bischof von Mainz, Albert Stohr, und Weihbischof Wilhelm Burger seine Bischofsweihe im Freiburger Münster vollzogen und er sich von der Münsterkanzel aus erstmals an seine Erzdiözesanen wandte. In Dorf und Stadt aber verrichteten die Gläubigen in jenen Stunden ihr Gebet, damit dem zehnten Freiburger Oberhirten, dem Nachfolger eines Hermann von Vicari, Thomas Körber, Carl Fritz und Conrad Gröber, eine gnadenvolle und segensreiche Regierungszeit beschieden sei.

Dr. Wilhelm Sandfuchs

Man kauft gut

bei **Ol. Fricke**
Rom. - Gm. • Lindlbauer

WALTER HECK GMBH
KARLSRUHE/BADEN & OSTENDSTRASSE 18, TELEFON 7418



Lieferung

von landwirtschaftlichen Maschinen & Motor-, Gefpann- und Handgeräten aller Art für Landwirtschaft und Gartenbau

Werhobertretungen:

Bauernschlepper, Anhänger und Iutber, Gefpannmägen, Bodenfräsen, Motorhacken, Ackergeräte, Handmäaschinen, Viehackergeräte, Erntemaschinen, Motormäher & Motor- u. Rüdenschneidern, Haus- u. Hofgeräte, Beregnungs- u. Gölleanlagen

Beratung

in allen Fragen der Landtechnik durch erfahrene Landmaschinen-Ingenieure und Fachkräfte.

Der Raubwildfang



bringt
Geld!

**Fuchs,
Marder,
Iltis,
Wiesel**

Mühelese Massenfänge, wenn Sie meine geheimen Lockmittel am Fangplatz auslegen. Patentamt Berlin Wz. geschützt. Das vielbegehrte Fangbüchlein mit vielen wertvollen Fanggeheimnissen gratis.

Fuchslockmittel	DM 3.50
Marder- Iltislockmittel	DM 3. —
Fischlockmittel mit Angeln	DM 3. —
Maulwurfslockmittel	DM 3. —
Rattengift „Massenmord“	DM 2. —
Wühlmausgift „Radikal“	DM 2. —
Mäusegift	DM 1. — und DM 2. —
Gaspatronen „Schnellbrenner“ für Maulwurf, Fuchs- u. Dachsbau, Wespen- nester usw. 5 Stück DM 2.50, 10 Stück DM 4. —	

Garantie: Bei Unzufriedenheit Geld zurück.

**E. Kieferle,
Randegg No. 51, Kreis Konstanz**

Preisliste auch über Fallen und Fischergeräte sofort verlangen. Es lohnt sich!



Volksfürsorge

Lebensversicherungs-
Aktien-Gesellschaft

Wir bieten

äuß. günst. Tarife m. Monatsprämien schon ab DM 0.50 u. 1.—. Keine ärztliche Untersuchung, keine Wartezeit.

Sterbevorsorge

als Schutz gegen die Notstände bei Todesfällen. Ohne besonderen Beitrag Mitversicherung der Kinder vom 2. bis 15. Lebensjahr, wenn beide Elternteile versichert sind.

Altersvorsorge

die Kleinlebensversicherung bis zu 3000 DM Versicherungssumme als Notgroschen für das Alter oder als Rückhalt für das berufliche Fortkommen.

Kindervorsorge

als Sicherstellung der Berufsausbildung und der Hausstandsgründung der Kinder, falls die Familie den Ernährer vorzeitig verliert.
„Überall Doppelzahlung bei Unfalltod und Gewinnbeteiligung“.

Renten

für Alter und Invalidität; für Witwen und Waisen.

Auch alle anderen Versicherungsarten

(Großlebens-, Unfall-, Kranken-, Haftpflicht- und jede Art Sachversicherungen) werden zu günstigsten Bedingungen vermittelt.

Fordern Sie

unsere Angebote und Spezialprospekte an und lassen Sie sich sachkundig und unverbindlich beraten durch unsere Bezirksleitungen:

Mannheim, M 6, 12, Fernruf 431 27
Karlsruhe, Nebeniusstraße 20
(Nähe Hauptbahnhof), Fernruf 8940,
Immendingen, Gartenstraße 14
(Nähe Bahnhof),
ferner durch unsere Ortsvertretungen an fast allen Plätzen.

Volksfürsorge

Lebensversicherungs-A.G.

Hauptgeschäftsstelle für Baden und
Württemberg: Freiburg i. Br., Stadt-
straße 3, Fernruf 2825.

Unsere Diesjährigen Mitarbeiter

Das Titelbild für den Umschlag schuf Kunstmaler Ludwig Barth, Karlsruhe. Aus seiner Hand stammen auch die Karte „Heiligenstätten im Erzbistum Freiburg“ und sämtliche anderen Zeichnungen im Kalender. — Bruno Schleh, Freiburg, zeichnete das Wappen Sr. Erzellenz des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs. — Das Gedicht „Das Neue Jahr“ von Annette von Droste-Hülshoff wurde geschrieben von Maria Luise Schneider, Bruchsal. — Die Aufnahmen zu dem Artikel „Von der Verehrung des heiligen Bischofs Konrad“ stammen vom Verfasser, Dr. Hermann Ginter, selbst. — Die Photos zu dem Aufsatz über den seligen Bernhard von Baden stellte uns der Verfasser, Dr. Dr. Otto B. Roegele, zur Verfügung. — Alfred Vollmar hat die Gebildung des von ihm verfaßten Aufsatzes selbst vorgenommen. — Das Photo der heiligen Ottilia und des seligen Bernhard von Baden erhielten wir vom Landesdenkmalamt. — Aufnahme der 700-Jahr-Feier des Kölner Domes vom Christlichen Pressedienst; des Erzbischofs Dr. Wendelin Rauch beim Verlassen des Münsters von Karl Müller,

Freiburg; des Kardinals Graf von Bressing von Photo-Schneider, Fulda; die neueste Aufnahme des Hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von E. Gehl, Freiburg. Alle nicht näher bezeichneten Photos sind unserem Archiv entnommen. — Geburtsdaten und Geburtsort der Verfasser: Pfarrer Albert Krautheimer, Bietingen über Meßkirch, geb. 17. 4. 1905 in Renchen; Geistl. Rat Professor Gustav Kempf, Offenburg, geb. 8. 1. 1890 in Söggingen; Geistl. Rat Dr. Hermann Ginter, Göttingen über Radolfzell, geb. 14. 2. 1889 in Freiburg i. Br.; Geistl. Rat Oberpfarrer a. D. Dr. Jakob Ebner, Unteralpfen, geb. 17. 2. 1873 in Unteralpfen; Geistl. Rat Pfarrer i. R. Augustin Kast, Sengenbach, geb. 29. 7. 1876 in Ebersweier; Dr. Dr. Otto B. Roegele, Koblenz, geb. 6. 8. 1920 in Heidelberg; Pfarrer Dr. Karl Straub, Mannheim, geb. 21. 3. 1900 in Bähli; Alfred Vollmar, Haubach, geb. 27. 3. 1893 in Nagold; Dr. Wilhelm Sandfuchs, Karlsruhe, geb. 25. 6. 1913 in Wolfach. — Die Erzählung „Der alte Lehrer“ von Anton Sabele wurde mit freundlicher Genehmigung des Paul-List-Verlages dem Band „Talisman“ entnommen.

Bewahrt Frau und Kinder vor Not! Sorgt vor fürs eigene Alter!

Durch Abschluß einer Lebensversicherung bei der

ALLGEMEINEN RENTENANSTALT

LEBENS- UND RENTENVERSICHERUNGS-A.G., STUTTGART

dem ältesten Unternehmen für Alters- und Familienfürsorge in Süddeutschland.

Bezirksdirektion für Baden und Rheinpfalz, Karlsruhe, Kaiserstraße 241,
Postschloßfach 195, Telefon 11 47

Trächtigkeit- und Brütkekalender

Mittlere Trächtigkeitsperiode: Pferdestuten: 340 Tage — Eselstuten: gewöhnlich etwas mehr als bei Pferdestuten — Kühe: 285 Tage —
Schafe und Ziegen: 154 Tage — Schweine: 120 Tage — Hunde: 63 bis 65 Tage — Katzen: 56 bis 60 Tage
Brutzeit: Hühner 19 bis 24, in der Regel 21 Tage; Truthühner (Puten) 26 bis 29 Tage — Gänse 28 bis 33 Tage — Enten: 28 bis 32 Tage —
Tauben: 17 bis 19 Tage

Anfang		Ende der Traggzeit bei					Anfang		Ende der Traggzeit bei				
Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage	Hunden 63 Tage	Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Schweinen 120 Tage	Hunden 63 Tage		
1. Jan.	6. Dez.	12. Okt.	3. Juni	30. April	4. März	10. Juli	14. Juni	20. April	10. Dez.	6. Nov.	10. Sept.		
11. Jan.	16. Dez.	22. Okt.	13. Juni	10. Mai	14. März	20. Juli	24. Juni	30. April	20. Dez.	16. Nov.	20. Sept.		
21. Jan.	26. Dez.	1. Nov.	23. Juni	20. Mai	24. März	30. Juli	4. Juli	10. Mai	30. Dez.	26. Nov.	30. Sept.		
31. Jan.	5. Jan.	11. Nov.	3. Juli	30. Mai	3. April	9. Aug.	14. Juli	20. Mai	9. Jan.	6. Dez.	10. Okt.		
10. Febr.	15. Jan.	21. Nov.	13. Juli	9. Juni	13. April	19. Aug.	24. Juli	30. Mai	19. Jan.	16. Dez.	20. Okt.		
20. Febr.	25. Jan.	1. Dez.	23. Juli	19. Juni	23. April	29. Aug.	3. Aug.	9. Juni	29. Jan.	26. Dez.	30. Okt.		
2. März	4. Febr.	11. Dez.	2. Aug.	29. Juni	3. Mai	8. Sept.	13. Aug.	19. Juni	8. Febr.	5. Jan.	9. Nov.		
12. März	14. Febr.	21. Dez.	12. Aug.	9. Juli	13. Mai	18. Sept.	23. Aug.	29. Juni	18. Febr.	15. Jan.	19. Nov.		
22. März	24. Febr.	31. Dez.	22. Aug.	19. Juli	23. Mai	28. Sept.	2. Sept.	9. Juli	28. Febr.	25. Jan.	29. Nov.		
1. April	6. März	10. Jan.	1. Sept.	29. Juli	2. Juni	8. Okt.	12. Sept.	19. Juli	10. März	4. Febr.	9. Dez.		
11. April	16. März	20. Jan.	11. Sept.	8. Aug.	12. Juni	18. Okt.	22. Sept.	29. Juli	20. März	14. Febr.	19. Dez.		
21. April	26. März	30. Jan.	21. Sept.	18. Aug.	22. Juni	28. Okt.	2. Okt.	8. Aug.	30. März	24. Febr.	29. Dez.		
1. Mai	5. April	9. Febr.	1. Okt.	28. Aug.	2. Juli	7. Nov.	12. Okt.	18. Aug.	9. April	6. März	8. Jan.		
11. Mai	15. April	19. Febr.	11. Okt.	7. Sept.	12. Juli	17. Nov.	22. Okt.	28. Aug.	19. April	16. März	18. Jan.		
21. Mai	25. April	1. März	21. Okt.	17. Sept.	22. Juli	27. Nov.	1. Nov.	7. Sept.	29. April	26. März	28. Jan.		
31. Mai	5. Mai	11. März	31. Okt.	27. Sept.	1. Aug.	7. Dez.	11. Nov.	17. Sept.	9. Mai	5. April	7. Febr.		
10. Juni	15. Mai	21. März	10. Nov.	7. Okt.	11. Aug.	17. Dez.	21. Nov.	27. Sept.	19. Mai	15. April	17. Febr.		
20. Juni	25. Mai	31. März	20. Nov.	17. Okt.	21. Aug.	27. Dez.	1. Dez.	7. Okt.	29. Mai	25. April	27. Febr.		
30. Juni	4. Juni	10. April	30. Nov.	27. Okt.	31. Aug.								



Homöopathie heilt

ohne Schmerzen zu verursachen, durch Mobilisierung der Abwehrstoffe und Abwehrkräfte, indem sie die natürlichen Heilungsbestrebungen des Organismus unterstützt. Lassen Sie HOMOIA-Homöopathie, den Förderer Ihrer Gesundheit, Ihren guten Hausgeist sein. Verlangen Sie die Broschüre „HOMOIA-Erfolgskuren“ gegen 20 Pfg. in Marken.

Homoia Karlsruhe K 5

Haus für christliche Kunst

Wilhelm Zimmermann

Karlsruhe, Erbprinzenstr. 28 - Tel. 4160

Religiöser Heimschmuck

Gebetbücher, Rosenkränze, Krippen u. Kerzen aller Art.
Versand nach auswärts.

Jungmänner im Alter von 17-30 Jahren, die **Laienbrüder** werden wollen, finden bei entsprechender Eignung Aufnahme in der Gesellschaft vom Katholischen Apostolat (Pallottiner).

Anfragen sind zu richten an das
Provinzialat d. Pallottiner, Friedberg b. Aueburg

75 Original-Seifenrezepte usw.

„Für jeden Haushalt“

Zur Herstellung von Seifen: 8 Sorten Toilettenseifen, Kernseife, Schmierseife, flüssige Seife, Rasierseife, Seifenpulver, Leime, feste Klitte usw. nebst Herstellungsverfahren. Preis DM 10.- oder Nachnahme DM 11.-

FRITZ SCHKFER (21b) Dortmund
Postfach 569 Rückertstraße 20

Flügelklammern „Hudora-Patent“ verhindern d. Überfliegen der Einfriedigungen, DM 0.24 je Paar. Flügelhalter „Rekord“ in Beuteln à 10 St. DM 7.- je 100 St. Fußringe für Geflügel: Nr. 1-30: DM 1.35; 1-50: DM 2.25; 1-100: DM 4.50. Flügelmarken: Nr. 1-30: DM 2.25. — Knochenpressen zum Zerkleinern von Knochen als Geflügelfutter mit doppeltwirkender Schneide, DM 10.-. Nachnahmeversand. Liste mit über 100 Art. auf Wunsch.
Westfalia-Werkzeugco., (21 b) Hagen i. W.

Schrempp-Printz Bier

KARLSRUHE

Photo-Kino-Projektion

Heinrich Holzmann

Karlsruhe Waldstraße 3 Tel. 6333
K.-Durlach Lußstraße 26 Tel. 91603

»ISAR«

Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft in MÜNCHEN
gewährt Ihnen durch ihre günstigen Lebensversicherungsformen:

Die Versorgung im Alter — Die Sicherstellung der Familie
Töchteraussteuerung — Söhneausbildung.

Wir beraten Sie fachkundig und richtig, besonders über die steuerlichen Vorteile einer Lebensversicherung.

DER WEG ZUR SICHERUNG —
führt zur ISAR — Lebensversicherung!

Zweigstelle Karlsruhe, Kriegsstraße 154 — Nähe Karlsrufer — Fernruf 3722
— Geeignete Mitarbeiter gesucht —

»Aachen-Leipziger«

Versicherungs-Aktiengesellschaft in AACHEN

bietet in den Zweigen:

Feuer-, Einbruch-Diebstahl-, Leitungswasser-, Glas-,
Sturm-, Haftpflicht-, Unfall- und Kraftfahrzeug-Ver-
sicherung — mit sofortiger Deckungszusage —
besten Schutz und höchste Leistungen.



VOLKSBANKEN
seit mehr als 8 Jahrzehnten bewährt als
Spar- und Kreditinstitute



J. DORER K. G. Jeht Waldstraße 95
KARLSRUHE

Alttestes Große Auswahl in Kreuzfixen,
Spezial- Krippenfiguren, Rosenkränzen u.
gefchäft sämtl. Devotionalien - Wachs Herzen
am Leuchter für Kirche u. Haus - Schott
Platze Kindergebetbücher - Religiöse Lite-
ratur - Jugendbücher - Bilder, ge-
rahmt u. ungerahmt - Passende Ge-
schenke für Primiz, Erstkommun-
ion sowie für jede Gelegenheit
Kataloge noch nicht erhältlich

»Jungmänner«

die ihr Leben Gott und seinem besonderen Dienste weihen und sich auf dem so wichtigen und aktuellen Gebiete der Caritas betätigen wollen, können ihr Ideal sehr gut verwirklichen in der Ordensgenossenschaft der Barmherzigen Brüder von Mariahilf. Sei es in der Krankenpflege, in Handwerk, Büro usw., im eigenen Vaterland oder in der Mission: alles wird zum Gottesdienst!

Anfragen richten Sie an: Mutterhaus der Barmherzigen Brüder, Trier, Mosel, Nordallee 6; oder Barmh. Brüder, Kurhaus St. Urban, Freiburg i. Br.; Barmh. Brüder, Konstanz am Bodensee, Torgasse 1

DREI HEILMITTEL

Aus Heilkräutern hergestellt,
langjährig bekannt u. erprobt:

Gegen Arterienverkalkung: „Arteriale“
Packung 1.90 DM

Gegen Herzschwäche: „Cardiale“
Packung 1.90 DM

Gegen Kropf: „Strumale“ Packung 1.90 DM
Zu haben in Ihrer Apotheke,
oder durch unsere Vermittlung.

EKRUT GmbH. chem. pharm. Erzeugnisse
Freiburg, Ferdinand-Weiß-Strasse 88

KOLPINGHAUS KARLSRUHE

Karlstraße 115, am Kolpingplatz
Telefon 5051

Zum Übernachten und für Tagungen
sehr gut eingerichtet. Für jedermann
vorzüglich Speis und Trank.

SOMMERSPROSSEN beseitigt meine alt-
bekannte Dika - Sommersprossencreme.
Probepackung DM 2.50. Normalpackung
DM 3.60, Doppelpackung DM 5.60 franko
Nachn. Versandhaus Frau Berta Diessle,
(17a) Karlsruhe S 18.

**ESCH ORIGINAL
KIRCHENHEIZUNGEN**
mit den seit 45 Jahren bewährten
KRONOSÖFEN
ESCH & CO., MANNHEIM

BADISCHE LANDWIRTSCHAFTSBANK

(Bauernbank) e. G. m. b. H., Karlsruhe, Lauterbergstraße 3

Annahme von Spareinlagen

KERZEN

Altar-, Leuchter-, Kommunion-, Advents-, Weihnachts- und Haushaltkerzen
Bohnerwachs, weiß und gelb, sowie **Wachsbeize** in allen Farben,
Wachsstöcke, flach, alles erstklassige Qualitäten, liefert preiswert
Fritz Haase, Großhandlung, **Freiburg** im Breisgau, Mozartstraße 19

Bruchleidende



Fort mit der Schlange

Verlangen Sie kostenlos
 Aufklärungs-
 schrift

Das Patent-System Münz hat sich bestens bewährt auf dem Gebiet der Operationslosen Bruchheilung D. R. Patent. Ärztlich glänzend begutachtet. In den letzten Jahren wurden tausende Apparate verkauft.

Münz & Sohn
 Kalen-Wbg.
 Postfach 48

sie plagt dich schon lange!

Unerträgliche Kopfschmerzen

und Nervenschmerzen, die nach intensiver Spätarbeit od. bei Frauen an kritischen Tagen häufig auftreten, werden rasch und zuverlässig durch Melabon bekämpft. Melabon bringt oft in wenigen Min. die ersehnte Erlösung. Orig.-Pack. 0.75 DM, große Pack. 2.60 DM in allen Apotheken. Verlangen Sie Aufklärungsschrift und eine Gratisprobe von Dr. Rentschler & Co., Laupheim K 5, Württemberg

Charakterfeste hathol. Jungmänner

Jeden Standes, im Alter von 17 bis 35 Jahren, die Gott im Ordensstande dienen wollen, sei es in der Krankenpflege od. in sonstiger Arbeit, wollen sich vertrauensvoll wenden an den Oberen der Barmh. Brüder in (17a) Karlsruhe, Wörthstr. 2, oder an die klösterliche Genossenschaft d. Barmh. Brüder zu (22) Montabaur bei Limburg

Wertvolle Wirths-Webwaren

Über 250 verschiedenartige Artikel enthält unsere illustrierte Preisliste, deren kostenlose Zusendung Sie heute noch verlangen sollten. Reichhaltige Auswahl in Bett-, Leib-, Daus- und Tischwäsche, Bettdecken, Bekleidung, Korsettwaren, Steppdecken, Vorhängen usw. Begreifteste Anerkennungen.

Webwaren - Großvertrieb
 Gebr. Wirth
 Münchenberg 10 (Bayern)

BASLER

Versicherungs-Gesellschaft gegen Feuerschaden

COLONIA

Kölnische Versicherungs - Aktien - Gesellschaft
 BEZIRKSDIREKTION HERRMANN
 empfiehlt sich zum Abschluß von Versicherungen jeder Art

KARLSRUHE, Hardtstraße 37a — Fernsprecher 1002 und 1007

Wohn- und Heimstättenbau

finanzieren wir - steuerbegünstigt durch Bauparen



Badische Landesbau-Sparkasse

Fachberatung in allen finanziellen Fragen für Wiederaufbau, Neubau, Umbau Hauskauf und Eigenwohnungen

Badische Landesbausparkasse
 Karlsruhe, Kriegerstraße 212
 Anstalt des öffentlichen Rechts
 Einrichtung der öffentlichen Sparkassen

Abt. für katholische Kirchenmusik an der Staatl. Hochschule für Musik Karlsruhe, Jahnstraße 16

Vollständige Heranbildung von Organisten und Chorleitern für die beiden staatlichen Prüfungen in allen Disziplinen der katholischen Kirchenmusik. Druckfaden und individuelle Beratung kostenlos

Für verwöhnte Natron-Verbraucher: **Natrondoctor-Tabletten** vorzüglich gegen Sodbrennen, Druck und Magenbeschwerden. milde, bekömmlich, unschädlich. **Rezepte gratis** **Arnold Holste Wwl., Bielefeld**

Auch in preiswerten Beuteln erhältlich! **Kaiser-Natron** altbewährt zum Weichkochen von Hülsenfrüchten, beim Obst-Einmachen-Zuckerersparnis! **Schnelleres Weichkochen = Brennstoffersparnis**





Süßlign Heilwasser im Gesicht u. am Körper
 werden in 3 Minut. bequem u. sicher beseitigt durch d. weltbekannte **Hewalin-Kur**. Ärztlich erprobt und glänzend begutachtet. Bereits über 100 000 zufriedener Kunden. Laufend begeisterte Anerkennungen. **Goldene Medaillen Paris Antwerpen**. Unschädlich und dabei die **beste Garantie**, wenn ohne Erfolg, Geld zurück. Preis DM 4.50. Nur echt durch **Kosmetik Scherer, Köln 52, Pollenbergstr. 9.**

BETTEN - HIPPIUS

Das altbekannte Spezialhaus für gute Betten und Bettwaren mit moderner elekt. Bettfedern-Reinigung

HEIDELBERG, HAUPTSTR. 146
 Nähe Jesuitenkirche Telefon 21 29

Husten- und Asthmaleidende
 trink
Hitschlers Husten- und Lungentee!
 selbst in veralteten Fällen von ausgezeichneter Wirkung
Hervorragend bei Verschleimung, Husten mit Auswurf, Keuchhusten, Beklemmung und Kartarrh.
 Zu haben in den Apotheken, wo nicht
TEEVERSAND HITSCHLER LANDAU
 Max Josephsplatz 2

Foto- und Film - Apparate

alle Markenfabrikate - Platten - Filme - Papiere
 Chemikalien - Projektionsgeräte - Leinwände

Foto- und Kino - Zubehör

Foto-Alben - Bilderrahmen - Vacublitz - Nitraphot - Projektions-Lampen

Foto-, Fach- und Amateur-Arbeiten



schnell gut billig durch

Foto- Kinofachgeschäft

(14 a) Derdingen bei Bretten

Foto-Amateurarbeiten werden normalerweise innerhalb von 3 Tagen erledigt und portofrei nach auswärtsversandt.

Verlangen Sie unsere neuesten Angebote u. Preislisten

SPORTANGLER

erhalten gegen Einsendung von 0.50 DM (werden bei Bestellung zurückvergütet)
reichhalt. Katalog über Angelgeräte

F.X.AULBACH, SPEYER / RHEIN 48
 Das Haus für den Sportangler

Vollautomatische elektrische Hauswasseranlagen

kompl. mit Druckkessel und allem Zubehör, Flügelpumpen, Weinpumpen mit Motor sowie Enteisungsfilter für einwandfreies Trinkwasser liefert in altbekannter Güte

SIHI - Pumpenvertrieb Gerh. Brack
Schönberg Post Biberach / Kinzigtal
 Telefon Gengenbach 347

Installateure, die die Anlagen sachgemäß einbauen, werden nachgewiesen.

Glockengießerei Albert Junker · Brilon

vormals Heinrich Humpert

urkundl. nachweisbar bis zum Jahre 1506, vereinigt die vielhundert-jährigen Erfahrungen der drei führenden Glockengießereifamilien Deutschlands mit modernsten Fabrikationsmethoden

Briloner Glocken haben Weltruf

Weber Hausbacköfen Kochbackherde

für Holz- und Elektroheizung

Räucherschranke

Fragen Sie Ihre Eisen- oder Elektrohandlung oder direkt die Lieferfirma

Anton Weber, Ettlingen i. Bd.
 Herd- und Ofenfabrik

Rasche Hilfe und Heilung bringt die bewährte

Kloster Marienburger »**PANAVULSIN**«

Tuben DM 1.35 / 2.50 in Apotheken.

Heil- und Wundsalbe

Prospekt „KP.“ durch: **Fa. Ophas-Gesellschaft Offertingen / Baden**



ES GRENZT FAST AN

HEXEN!

FÜR KUCHEN
SUPPEN UND
SÜSSE SPEISEN
DIE KÜSTLICHEN

BADA
Aromen



BACHE & DAMMERT
KARLSRUHE

Waschmaschinen

in allen Größen liefert

Karl Bassemir & Co.

Karlsruhe, Ettlinger Straße 49

... den Stil unserer Zeit
Einfachheit und Wohnbehagen zeigen Klein's Möbel! So!ch ein Heim ist ein unerschöpflicher Freudenquell! Und - die Hauptsache - erschwinglich auch für Sie!

MOBELHAUS U. WERKSTATT

Gebr. Klein

KARLSRUHE IN BADEN
RÜPPURER STR. 14 • FERNRUUF 975

Volkschüler mit guter Begabung

Gymnasiasten u. Spätberufe

(Jungmänner über 14 Jahre) die Pallottiner - Missionspriester werden wollen, finden bei entsprechender Eignung Aufnahme in den Studienanstalten der Pallottiner:

St. Paulusheim in Bruchsal, Baden

St. Bernhard in Schwäb.-Gmünd, Württ.
für Volkschüler und Gymnasiasten

Spätberufenenfeminar Herberg, Post
Immenstaad am Bodensee für Spätberufe.

Anfragen sind zu richten an das
Provinzialat der Pallottiner
Friedberg bei Augsburg

Wenn

BETTEN

und alles, was dazu gehört,

dann

BROHM

Das Spezialhaus für Alle

Am Werderplatz **Karlsruhe** Ritterstraße 8

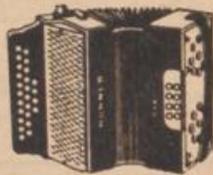


Eine weltberühmte HOHNER muß es sein!

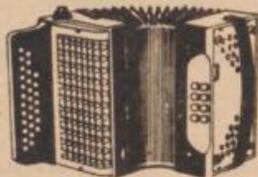
Eine weltberühmte HOHNER aus dem Hause LINDBERG; vollendet schön, von unerreichter Fülle und Reinheit ist ihr Klang, hervorragend die Qualität. Die große Wahl und LINDBERG's fachkundige, sorgfältige Bedienung sorgen dafür, daß Sie das Instrument erhalten, das Sie sich wünschen. Schreiben Sie daher heute noch an das größte HOHNER-Versandhaus Deutschlands, LINDBERG, München 2, Neuhauser Str. 14. Sie werden, wie alle LINDBERG-Kunden, wirklich zufrieden sein.

Drei aus den beliebten Serien: Student, Verdi, Tango:
(chromatische Piano-Instrumente)

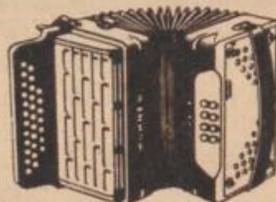
Drei aus der berühmten Klub-Serie, die bevorzugten diatonischen Instrumente



Klub II 21 Melodietasten, 4 Hilfstasten, 8 Baßtasten, zweichörig, Größe 295 x 155 mm

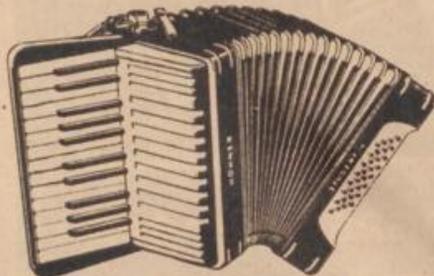


Klub II B Victoria 23 Melodietasten, 7 Hilfstasten, 8 Baßtasten, zweichörig, Bässe 4 x 4 fach verkoppelt, Größe 310 x 180 mm



Klub III B 23 Melodietasten, 7 Hilfstasten, 8 Baßtasten, dreichörig, Größe 310 x 190 mm

Das sind einige Instrumente aus dem neuen interessanten LINDBERG-Katalog für Harmonika-Freunde. Er wird Ihnen gerne kostenlos zugesandt. Verlangen Sie ihn bitte!



Student IV 25 Pianotasten, 32 Baßtasten, zweichörig, Größe 315 x 180 mm



Verdi II 34 Pianotasten, 80 Baßtasten in neuer Spezial-Verkoppelung, zweichörig, Größe 394 x 180 mm



Tango VC 41 Pianotasten, 120 Baßtasten, vierchörig, 3 Diskantschieberegister, 1 Baßdruckregister, Größe 470 x 180 mm

Lindberg

Größtes HOHNER-Versandhaus Deutschlands
MÜNCHEN 2, NEUHAUSER STRASSE 14

Eine HOHNER von LINDBERG, die Freude für's ganze Leben

Hergestellt und veröffentlicht mit Sondergenehmigung der Nachrichtenkontrolle der Militärregierung, Treuhänder: Friedrich Schiemer Karlsruhe — Schriftleitung: Pfarrer Albert Krautheimer, Bietingen über Meßkirch. — Zahlungen an Badenia, Verlag und Druckerei, A.-G., Karlsruhe, Steinstraße 17-21. Postscheckkonten: Karlsruhe 4844 und Freiburg i. Br. 3298. Auflage 80 000. 11. 11. 1948





Aachener und Münchener Feuer - Versicherungs - Gesellschaft

Gegründet 1825

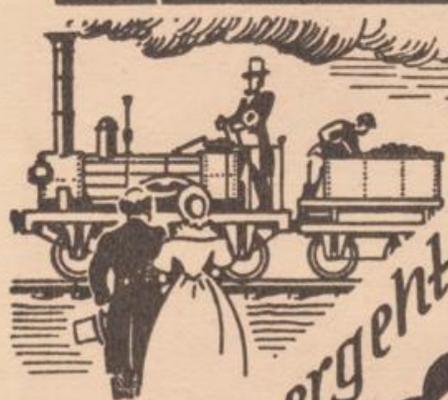
Generaldirektion: Aachen, Aureliusstraße 14 / 16, Fernruf 30 452 / 53

Versicherungen aller Art

Bezirksdirektionen in Baden: Karlsruhe, Karlstraße 47, Fernruf 148
Mannheim - Seckenheim, Hauptstraße 94, Fernruf 47 225

Bezirksdirektion für Hohenzollern: Stuttgart - S., Lehenstraße 27, Fernruf 77 263

Kostenlose Beratung in allen Versicherungsfragen — Vertreter an allen Plätzen



Die Zeit vergeht - Qualität besteht!



Dr. Oetker

Backpulver „Backin“ · Puddingpulver
Backaromen · Einmachhilfe · Kindernährmittel

Schon im Jahre 1891 gab Dr. Oetker zu seinem neuen
Backpulver „Backin“ praktische Rezepte heraus.
Seitdem wissen die Hausfrauen, daß ihnen
in allen Fragen der Hausbäckerei
Dr. AUGUST OETKER · BIELEFELD
ein treuer Berater ist.

550/49 / 140
/ 20

mk
KRAWUTSCHKE

BAU STEINE

billiger



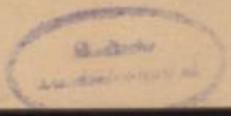
MENZINGER- FENDEL

BAUSTOFFGESELLSCHAFT M.B.H

DCHBAHNSTR. 12

KARLSRUHE

FERNRUF: 29 18



20 66686 0 031

BLB Karlsruhe

ENTSÄUERT
PAL 2021

BUCHBINDEREI UWE KRUG
SONNENSTRASSE 1
7500 KARLSRUHE 1
TELEFON: 0721 - 37 98 98
QUALITÄTSNORM RAL RG 435

